This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

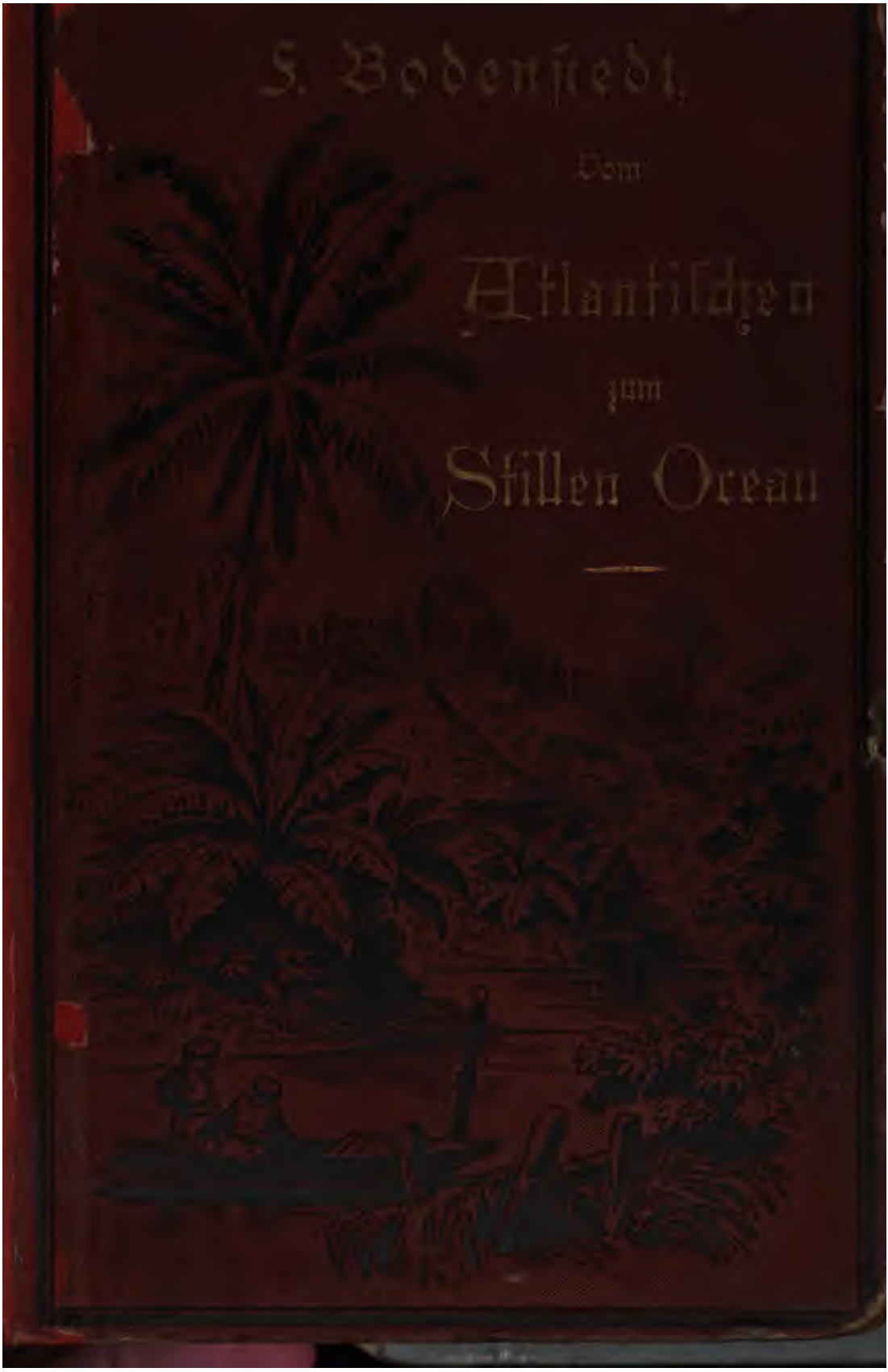
F. Bodenstedt

Vom

Atlantischen

zum

Stillen Ocean



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Vom Atlantiſchen zum Stillen Ocean.

Vom

Atlantiſchen zum Stillen Ocean.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1882.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Eine Reiſe nach Amerika gehört heutzutage weder zu den großen Seltenheiten noch zu den großen Wagniſſen. Tauſende von Menſchen fahren täglich auf deutſchen, engliſchen, holländiſchen, auch franzöſiſchen Dampfern über den Ocean, aber die meiſten freilich nicht, um wiederzukommen. Es ſind Auswanderer, denen es in der Alten Welt zu enge geworden, und die ihr Glück in der Neuen Welt verſuchen wollen, wo härtere Arbeit und ſchwerere Prüfungen ihrer warten, als ſie ahnen, aber Fleiß und Ausdauer bei den meiſten doch zu gutem Ende führen.

Eigentliche Vergnügungsreiſende aus Europa kommen in Amerika ſelten vor, obgleich das Land der großartigſten Naturſchauſpiele und auch bewundernswürdiger Menſchenwerke viele bietet und durch ſeine muſterhaften Verkehrsmittel und zweckmäßigen Einrichtungen das Reiſen leichter macht, als man es in den meiſten Ländern Europas findet. Allein die europäiſchen Reiſenden von Bildung ſuchen lieber die durch alle Muſen verklärten Culturſtätten der Alten Welt auf, als den noch geſchichtsloſen Boden der Neuen. Doch iſt es gewiß ebenſo reizvoll wie lehrreich, ein großes Volk im Werden zu ſehen, zu gewahren, wie ein ſchon mächtig angeſchwollener Menſchenſtrom, gleichen Urſprungs mit uns, aber durch lange Trennung ganz eigenartig

entfaltet, täglich neue Zuflüsse in sich aufnimmt, ihnen seine Eigenart mittheilend, aber dieselbe doch allmählich durch jene verändernd.

Angelsachsen und Deutsche finden sich nach jahrtausendlanger Trennung in Amerika wieder, um vereint mit Millionen Celten aus drei Reichen nebst in geringerer Anzahl vorkommenden romanischen, slawischen, magyarischen und semitischen Elementen sich auf Grund gleicher Rechte und Pflichten in einem Staatswesen zu vereinigen, dem schon in seinen Anfängen der Stempel der Größe aufgedrückt war, und das alle Bedingungen unabsehbaren Wachsthums in sich schließt. Zu der immer mehr verschmelzenden Masse seiner weißen freien Bürger sind nun seit der Aufhebung der Sklaverei noch vier Millionen Schwarze gekommen, deren Mehrzahl sich als Dienstpersonal nützlich macht, wozu die Weißen sich nicht so leicht bequemen.

In seiner ungeheuern Ausdehnung bei noch dünner Bevölkerung, in Fruchtbarkeit des Bodens, Metallreichthum der Berge, ergiebigen Kohlenlagern und Oelquellen, kurz: in allem, was ein Volk zum Gedeihen braucht, um im Nothfalle ganz auf sich beschränkt, doch an Nichts Mangel zu leiden, ist der amerikanische Staatenbund nur mit einem Lande der Christenheit zu vergleichen, das ich kaum zu nennen brauche, denn jedermann wird sofort errathen, daß ich Rußland meine.

Der Vergleich mit Rußland drängte sich mir überall auf, wohin ich in Amerika kam; er ist zum Ausgangspunkt mancher weit über das Tagesinteresse hinausreichenden Betrachtung in diesem Buche geworden, und er drängt sich mir wieder auf, während ich diese Zeilen schreibe.

Rußland war schon sechs Jahrhunderte vor der Entdeckung Amerikas ein großes Reich unter warägischen Fürsten; es hat bereits vor zwanzig Jahren die Feier seines tausendjährigen Bestehens begangen. Allein wenn wir seine europäische Geschichte auch erst mit Peter dem Großen beginnen lassen, so ist sie doch immer noch älter als die der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Werfen wir nun einen Blick auf die innere

Entwickelung beider Länder, welch ein Unterschied springt da in die Augen!

Amerika ist durch sein die ödesten Gegenden und fernsten Gebirge des Uniongebietes belebendes Eisenbahnnetz fast allen andern civilisirten Ländern weit voraus, während man von Rußland sagen kann, es steht ihnen allen nach.

Unter den amerikanischen Arbeitern und Ackerbauern kommen Menschen, die weder lesen noch schreiben können, nur als seltene Ausnahmen vor; in Rußland bilden solche Menschen die Regel, weshalb denn auch die große Masse des Volks, obgleich von Natur gutgeartet und wohlbegabt, in seiner geistigen Entwickelung so weit zurückgeblieben ist, daß es, geleitet von falschen Propheten und ehrgeizigen Führern, die seinen brutalen Instincten schmeicheln, leicht zu solchen Ausbrüchen von Roheit verführt werden kann, wie sie seit einiger Zeit im Innern des Reiches in Scene gesetzt werden, als Vorspiel zu einem Kriege nach außen.

Es fehlt auch in Amerika nicht an fanatischen Nativisten und Schreiern gegen die Deutschen; ihre Zahl ist dort vielleicht nicht geringer als in Rußland, aber ihr Einfluß um so viel kleiner, als die Durchschnittsbildung in den Vereinigten Staaten größer ist. Jeder Arbeiter und Farmer liest täglich aufmerksam seine Zeitung, und die allgemeine lebhafte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat in der Masse des Volks mehr politische Einsicht entwickelt, als in den Köpfen sämmtlicher Panslawisten zu finden.

Der Amerikaner sucht die Macht und Größe seines Landes in gedeihlicher Arbeit und friedlichem Fortschritt; sein höchster Ehrgeiz ist auf nützliche Erfindungen und Vervollkommnung der Arbeitsmethoden gerichtet; er kennt keinen andern Wetteifer, als durch Fleiß und Intelligenz es andern Völkern zuvorzuthun; die Wohlfahrt des Staates ist hier auf die Wohlfahrt der Gesammtheit seiner Bürger gegründet.

Von alledem findet man in Rußland das Gegentheil, wo dem armen Volke, dem von Natur friedfertigsten, das ich kenne,

noch nie lange Zeit gegönnt wurde, sich den Arbeiten des Friedens zu widmen. Was für Zustände aus diesen fortwährenden Hemmungen ruhiger Entwickelung erwachsen sind, erfahren wir am zuverlässigsten aus den Erzählungen des bekanntesten russischen Schriftstellers der Gegenwart, Iwán Turgénjew, und die Zeitungen, welche täglich über den immer wachsenden Wirrwarr berichten, liefern den traurigen Commentar dazu. Statt nun zu helfen diesem Wirrwarr zu steuern, sucht eine an Zahl kleine, aber an Einfluß große Partei ihn nach Kräften zu mehren, um die Absichten des Kaisers, Ordnung im Innern herzustellen und das Volk an geregelte Arbeit zu gewöhnen, mit einer Ausdauer zu kreuzen, die einer bessern Sache würdig wäre. Diese Volksverblender wollen eben keine Ordnung im Innern, sondern Krieg nach außen, wozu die heillosesten Zustände den besten Anlaß bieten. Nicht sowol zu unfähig, als zu arbeitsscheu, den Fortschritten der Cultur zu folgen, wollen sie aller Cultur Trotz und Fehde bieten, um wieder Zustände der Barbarei herbeizuführen, welche die Unterschiede verwischen.

Jede Erinnerung an die civilisatorischen Versuche Peter's des Großen und seiner Nachfolger soll mit Blut ausgelöscht werden, und die russische Geschichte da wieder anfangen, wo sie unter Iwán Wassiljewitsch, dem Schrecklichen, aufhörte. Dieser Lieblingswütherich der deutschfeindlichen Panslawisten zerstörte bekanntlich das einst zu den Weltstädten zählende Groß-Nowgorod mit Feuer und Schwert in einer Weise, davon haarsträubende Volkslieder noch heute singen, und er würde gewiß an Freund Skobeljew einen würdigen Nachfolger finden, wenn es diesem gelänge, die Träume der Panslawisten zu verwirklichen und seine Tekinzen und Kosaken nach Berlin zu führen.

Das durch seine nahe Verbindung mit der Hansa unter deutschem Einfluß groß gewordene Nowgorod war die reichste und herrlichste Stadt, die Rußland je besessen, und zugleich der Hauptsitz der russischen Cultur, welche seit Nowgorods Untergang keine ureigene Blüte mehr getrieben hat.

Es wäre nun sehr unrecht, zu behaupten, daß die gebildetern Russen, deren es doch schon sehr viele gibt, die barbarischen Rückschrittsgelüste eines Ignatjew, Skobeljew und der panslawistischen Marktschreier theilten; allein Thatsache ist, daß sie nichts daran ändern können, solange Ignatjew die Macht hat, seine Judenaustreibungen in großem Stile fortzusetzen und unter dem dadurch mehr und mehr verwildernden Volke Haß gegen die Deutschen zu schüren.

Während in Amerika das deutsche Element fortwährend an Einfluß und Ansehen wächst, und man dort alles aufbietet, immer neue Scharen von Einwanderern heranzuziehen, um durch ihren Fleiß Wüsten in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, sucht man in Rußland die Deutschen auf alle mögliche Weise zu unterdrücken und zu schmähen, und sinnt auf Mittel, sie wie die Juden ganz zu vertreiben.

Eben wegen dieser grell in die Augen springenden Gegensätze, die sich in zwei Weltreichen offenbaren, denen die Natur mit verschwenderischer Hand in gleichem Maße alles zugetheilt hat, was zur Wohlfahrt und Größe des Volkes dienen mag, habe ich Rußland zum Vergleiche mit Amerika herangezogen. Denn jeder Vergleich der Vereinigten Staaten mit einem ältern Culturlande Europas würde unstatthaft sein, weil hier die gleichen Voraussetzungen fehlen.

Die höhere Cultur, geknüpft an Monumente der Kunst und Wissenschaft, welche wir einer tausendjährigen Geschichte verdanken, ist in Amerika und Rußland so wenig zu finden, wie bei uns der jungfräuliche Boden dieser Riesenreiche. Aber was von unserer Cultur übertragbar ist, haben sich die Amerikaner mit größerm Eifer und in weiterm Umfange angeeignet als die Russen, denen sie überhaupt in der Civilisation weit voraus sind.

Und statt nun das Versäumte nachzuholen, suchen die Stimmführer in Rußland das Volk ganz von der Cultur abzuschließen, indem sie ihm die Träger derselben als seine schlimmsten Feinde verdächtigen.

So sehen wir das eine Reich bis an die Zähne bewaffnet mit drohender Geberde seine Grenzen hüten und immer auf dem

Sprung darüber hinauszugreifen, während das andere im Friedenskleide mit Blumen in der Hand den Fremdling heranwinkt, um ihm eine Heimstätte zu bieten.

Die hier angedeuteten Unterschiede und Gegensätze haben sogar in den hervorragendsten Dichtungen beider Länder ihren unzweideutigen Ausdruck gefunden. Puschkin ist der Stolz der russischen, Longfellow der Stolz der amerikanischen Literatur. Die Begabung beider Poeten mag als ebenbürtig geschätzt werden, aber Longfellow, der aus allen Quellen europäischer Bildung getrunken, nimmt einen höhern Flug und zieht weitere Kreise als Puschkin, der über die Grenzen seines Landes nie hinausgekommen ist, innerhalb deren kein Mensch lebte, der ihm die letzten Geheimnisse der Kunst offenbaren konnte. Darum sind auch seine größern Dichtungen nur glänzende Anläufe geblieben, voll schöner Einzelheiten und glücklicher Würfe, aber ohne jene, nur durch ausdauernden Fleiß und strenge Selbstkritik zu erringende Gleichmäßigkeit in der Durchführung, welche allen Erzeugnissen Longfellow's den Stempel der Meisterschaft aufdrückt.

In unbeschränkt freier Entfaltung seiner Kräfte gewann Longfellow eine harmonische Ausbildung, welche Puschkin nicht gewinnen konnte unter dem Drucke von Verhältnissen, die ihn in der Jugend zum Revolutionär machten und ihm auch später das Leben vielfach verbitterten. Der leidenschaftliche Ausdruck solcher Stimmungen konnte nur da zündend wirken, wo andere unter demselben Druck litten wie er, und so ist vieles von ihm in Rußland populär geworden, was in andern Ländern kaum recht verstanden werden kann. Dazu kommt, daß auch seine schönsten Dichtungen nicht befreiend wirken, keinen tröstlichen Blick in die Zukunft eröffnen, was wiederum zu der Grundstimmung des russischen Volks paßt, aber nicht zu derjenigen anderer Völker, welche ihr Heil auf den Bahnen friedlicher Entwickelung und gedeihlicher Arbeit suchen.

* * *

Das vorliegende Buch führt seine Leser über die Atlantis durch den amerikanischen Continent zum Stillen Ocean. Vor Vollendung der Riesenbahnen, welche in ihrer kühnen Führung durch endlose Wüsten und über hohe Felsengebirge beide Meere verbinden, gebrauchte man mehr Wochen, ja häufig mehr Monate, als heute Tage nöthig sind, um zu Lande von New-York nach San-Francisco zu gelangen. Ich selbst habe, trotz der Schnellzüge, fast ebenso viel Monate gebraucht, um Land und Leute auf der Reise nach dem fernen Westen kennen zu lernen, und bin dennoch aus mancher Stadt mit dem Bedauern geschieden, nicht länger darin verweilen zu können, weil immer noch viel zu sehen übrigblieb. Indeß ließ sich manches auf der Hinreise Versäumte auf der Rückreise bequem nachholen, wo es mir dann nicht mehr so wichtig erschien wie früher, weil ein starker Zug von Aehnlichkeit, die oft zur Gleichförmigkeit wird, durch alle amerikanischen Städte geht.

Mein ganzer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten umfaßt nur einen Zeitraum von neun Monaten (von Ende October 1879 bis Ende Juli 1880), wovon die ersten sechs die bewegtesten waren und mir Gelegenheit boten, besonders das Leben der Deutschen in Amerika nach allen Richtungen und in allen Kreisen kennen zu lernen. Die dabei empfangenen Eindrücke — mit Anführung der Umstände, unter welchen sie stattfanden — treu wiederzugeben, ist mein Bemühen bei der Abfassung dieses Buchs gewesen, welches vom Herbst durch den Winter in den Frühling führt.

Wiesbaden, im Mai 1882.

F. B.

Inhalt.

Seite

Vorwort v

Erſtes Kapitel. Von Hamburg nach New-York 1
Zweites Kapitel. In New-York. (Hotel- und Straßenleben.) . . . 24
Drittes Kapitel. In New-York. (Weitere Umſchau.) 41
Viertes Kapitel. In New-York. (Club- und Familienleben.) . . . 59
Fünftes Kapitel. Vom Hudſon bis zum Niagara 85
Sechstes Kapitel. Ein Ausflug nach Waſhington. (Ueber Philadelphia und Baltimore.) 126
Siebentes Kapitel. Ausflüge im Staate New-Jerſey. (Amerikaniſche Feiertage.) 148
Achtes Kapitel. Die Rauchſtadt Pittsburg 164
Neuntes Kapitel. Cleveland und Toledo 180
Zehntes Kapitel. Detroit 194
Elftes Kapitel. Cincinnati 208
Zwölftes Kapitel. Columbus. Louisville. Dayton und das „Soldatenheim“ 228
Dreizehntes Kapitel. Ueber Indianapolis und Evansville nach Chicago. 248
Vierzehntes Kapitel. Chicago 263
Fünfzehntes Kapitel. Milwaukee 280
Sechzehntes Kapitel. Von Chicago nach Saint-Louis 299
Siebzehntes Kapitel. Saint-Louis 309
Achtzehntes Kapitel. Belleville und die deutſchen Anſiedler im County Saint-Clair. Uebergänge nach Californien 330
Neunzehntes Kapitel. Saint-Paul und Minneapolis. Die Fälle der Minnehaha und des Miſſiſſippi 343
Zwanzigſtes Kapitel. Von Saint-Paul nach San-Francisco 352
Einundzwanzigſtes Kapitel. San-Francisco 369
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Ein Beſuch bei den Mormonen . . . 387

Erſtes Kapitel.

Von Hamburg nach New-York.

Ein Ausflug nach Amerika hatte ſeit langen Jahren bei mir zu den Wünſchen gehört, die man fromme zu nennen pflegt, weil man an ihre Ausführbarkeit nicht glaubt. Da es mein Schickſal geweſen, einen guten Theil meiner reifern Jugend im fernen Oſten zuzubringen, wo nur noch Ruinen von einſtiger Größe und Herrlichkeit zeugen, wo alles Zerfall, Verweſung, Rückſchritt oder Stillſtand iſt, ſo entſtand unwillkürlich der Drang in mir, auch den transatlantiſchen Weſten kennen zu lernen, wo alles Fortſchritt, Leben und Bewegung iſt und aus alten Culturelementen eine Neue Welt ſich geſtaltet, die ſchon im erſten Anlauf, im erſten Jahrhundert ihres Werdens, in manchen Stücken Größeres erreicht hat als die Völker des Oſtens in Jahrtauſenden.

Wie ſich's nun begeben, daß ich noch in meinen alten Tagen, wo man ſich ſonſt nach Ruhe zu ſehnen pflegt, auf einige Zeit in dieſe Welt raſtloſer Bewegung gekommen bin, erſcheint mir ſelbſt wie ein Traum. Eine Woche vor meiner Abreiſe hatte ich noch keine Ahnung, daß es mir vergönnt ſein werde, die Neue Welt mit eigenen Augen zu ſehen. Ich war mit dem Abſchluß einer größern epiſchen Dichtung beſchäftigt, die in der Heimat ſpielt und, tief in das Herz des deutſchen Volkslebens hinein-

greifend, mein eigenes Herz gleichsam in sich gesogen hatte. Ich fühlte mich völlig erschöpft nach dieser Arbeit und wußte nicht, wohin mit mir. Da fiel durch äußern Anstoß der Entschluß, nach Amerika zu reisen, wie eine reife Frucht vom Baume und die Ausführung folgte dem Entschluß auf dem Fuße. Es machte sich alles so schnell, daß ich nicht einmal Zeit fand, von Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen.

Am 13. October fuhr ich mit dem Nachtzuge nach Hamburg, um dort alles Nöthige zur Einschiffung vorzubereiten und Abschied von meiner ältesten, in Altona verheiratheten Tochter zu nehmen. Als ich dieser gleich beim Eintritt in das Alsterhotel meine Ankunft telegraphisch melden wollte, fragte mich der Portier, beim Lesen meines Namens höchlich erstaunt aufblickend: „Doch nicht Friedrich?“ Und als ich dann, erfreut, auch einem Portier als Dichter bekannt zu sein, zustimmend antwortete, wurde mir bald offenbar, daß ich einen Collegen in ihm gefunden, der seine poetischen Zukunftspläne auf mich gebaut hatte. Ein ganzer Stoß seiner lyrischen Ergüsse seufzte nach Veröffentlichung durch meine Vermittelung; ich war ausersehen, der Welt von einem neuen Dichter Kunde zu geben, der die Portiersloge verlassen wollte, um sich auf Flügeln des Gesanges über die Wolken zu erheben. Er war seines Erfolges so gewiß, daß er seinen Dienst schon vor meiner Ankunft gekündigt hatte und nun diese als einen Fingerzeig des Himmels betrachtete, als einen Wink, aus der dunkeln Portiersloge zu lichtern Höhen emporzuschweben. Die Enttäuschung, welche ich ihm bereiten mußte, traf ihn schwer, wird ihm aber hoffentlich zum Heil gereichen, während jede Ermuthigung seiner lyrischen Bestrebungen ihn sicher ins Verderben geführt haben würde.

Ich habe das Erlebniß nur erzählt als eins von vielen ähnlichen, die überall meine Schritte kreuzen. Kurz nach meiner Ankunft in New-York kam ein deutscher Bäckergeselle zu mir mit einem dicken Bande voll gereimten Unsinns, für welchen ich ihm einen „gutzahlenden“ Verleger schaffen sollte, um sein Glück zu

machen. Im Vergleich mit diesem war jener Portier ein hochgebildeter Mann. Doch genug von diesen Dingen!...

Am Mittwoch Vormittag, 15. October, ging die Einschiffung auf der Elbe vor sich. Wir kamen zuerst auf ein Leichterschiff, welches uns an Blankenese vorüber hinaus in die hohe See brachte, wo der tiefgehende Riesendampfer „Herder" vor Anker lag, seiner Gäste und Frachten gewärtig.

Die Einschiffung von Hunderten von Menschen beiderlei Geschlechts aus allen Berufskreisen und von jedem Alter, angefangen beim schreienden Kinde an der Mutterbrust, bis hinauf zum mürben Greise, dessen sorgenvolle Stirn verkündet, daß er nicht aus eitel Neugier in die Neue Welt zieht, erzeugt anfangs einen lärmenden Wirrwarr, aus welchem sich erst allmählich eine gewisse Ordnung entwickelt, wenn das Gepäck glücklich gesondert und untergebracht ist und jeder weiß, wo er sein Haupt während der Reise niederzulegen hat. Die Zwischendeckspassagiere sind natürlich am zahlreichsten vertreten, sie zählen immer nach Hunderten und bieten Bilder herzergreifenden Elends, leiblicher und sittlicher Verkommenheit die Fülle. Doch fehlt es unter ihnen auch an rüstigen Burschen und Mädchen nicht, die hoffnungsvollen Blicks der Neuen Welt entgegensehen, um ihr Glück dort zu versuchen. Desgleichen fehlt es nicht an entschlossenen Männern und Frauen, die mit Kind und Kegel ihr Dorf verlassen haben, von der Noth getrieben und von dem (ach, wie oft trügerischen) Gedanken: schlimmer als es uns in der alten Heimat ergangen, kann es uns in der neuen nicht ergehen. Indeß erfuhr ich bald, daß auch Leute, die ihre Börse wohl gefüllt hatten, im Zwischendeck fuhren. Da war zum Beispiel ein Raufbold, der funfzehnhundert Dollars in Gold beim Zahlmeister deponirte, und nachdem er dies gethan, gleich wieder anfing, Händel zu suchen, obgleich er erst am Abend vorher eine blutige Rauferei in Hamburg gehabt, wovon sein rohes Gesicht noch haarsträubende Spuren trug und die Augen ganz verquollen waren. Der Kapitän, ein ebenso humaner wie energischer Mann, redete ihm ernst ins Gewissen, und als das

nicht helfen wollte, drohte er, ihn während der ganzen Fahrt einſperren zu laſſen. Das half! Der Raufbold wurde nachdenkend, verhielt ſich den Reſt des Tages hindurch ganz ruhig und am andern Morgen ſchien ſich ſeine Händelſucht in eitel Fröhlichkeit verwandelt zu haben, denn er erſchien auf dem Verdeck mit einer Flaſche in der einen, dem Becher in der andern Hand, ſuchte ſich einen durſtigen Genoſſen aus, mit dem er häufig den vollen Becher wechſelte und dann auf unbeſchreiblich ſchwankenden Beinen zu tanzen begann, Flaſche und Becher wie Caſtagnetten ſchwingend und dabei mit ſeinem Genoſſen, der beim Vorwärts- und Rückwärtshüpfen nicht weniger ſchwankte als er, das Lied ſingend: „Lieb' Vaterland, kannſt ruhig ſein, feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!“ Das immer wachſende Gelächter, welches dieſe ſeltſame Scene unter den ſich herandrängenden Paſſagieren erregte, rief bald den wachſamen Kapitän von der Schiffbrücke herab, und die beiden ſchwankenden Geſtalten, die ſelbſt kaum noch wußten, wie ihnen geſchah, ließen ſich leicht bewegen, ihren Rauſch im Zwiſchendeck auszuſchlafen. Später wurde dafür geſorgt, daß ſie nicht mehr feurige Flüſſigkeit erhielten, als gerade zur Stärkung des Magens auf dem wogenden Salzwaſſer genügte.

Unter den Zuſchauern der Tanzſcene hatten nur zwei nicht gelacht: ein paar polniſche Juden im heimiſchen, dunkeln, etwas fettigen Rockelor über plumpen Stiefeln, den Kopf mit einer ſchwarzen, hohen Schaffellmütze bedeckt, unter welcher zierlich gedrehte, ebenfalls etwas fettig glänzende, dunkle Locken über die bräunlichen Wangen herabfielen. Es waren ernſte Männer von mittlern Jahren, mit klugen Geſichtern, ſchweigſam und mäßig, demüthig von Geberden. Sie lebten ſtreng nach dem moſaiſchen Geſetz, verkehrten nur unter ſich und bereiteten ſich ihre Speiſen ſelbſt. Sie waren das einzige einigermaßen fremdartig in die Augen fallende Element auf dem Schiffe, welches ſonſt, mit Ausnahme eines Peruaners, nur Paſſagiere germaniſcher Raſſe trug: Deutſche aus allen Gauen und von allen Mundarten; eine ziemliche Anzahl ſchwediſcher Landleute beiderlei Geſchlechts; auch einen

schwedischen Maler; ein paar Engländer und Amerikaner englischer Abkunft, und eine junge polnische Gräfin, die, mit einer Anzahl anderer Passagiere von Paris kommend, sich in Havre einschiffte, wo der „Herder" vierundzwanzig Stunden vor Anker liegen blieb.

Ich erfuhr, daß viele aus Deutschland nach Amerika zurückkehrende Reisende vorziehen, den Weg bis Havre zu Land zu machen, da der Seeweg bis dahin wol der gefährlichste Theil der ganzen Reise in die Neue Welt ist. Der Kapitän war immer auf Deck, meistens auf der Schiffbrücke, und gönnte sich bis zur Einfahrt in den Kanal nicht einmal die Zeit zum Essen, geschweige denn zum Schlafen.

Mittag war längst vorüber, als der „Herder" Abschied nahm vom Leichterschiffe, welches mit einigen unserer Freunde und Verwandten, die uns hinausbegleitet soweit sie konnten, nach Hamburg zurückkehrte, während unser Koloß in entgegengesetzter Richtung die Wogen durchfurchte. Es gab ein rührendes Abschiedwinken und Schwenken mit Schnupftüchern und Hüten, bis ein Schiff das andere aus dem Gesichtskreise verlor, und lange nachher noch gab es manch feuchtes Auge.

Die Nachmittagsstunden zeigten sich unserer Fahrt günstig, und der freundliche Himmel gewährte wundervolle Ausblicke auf das bewegte Meer, aber am Abend trieb ein heftiger Nordwestwind schwarzes Gewölk herbei, welches sich bald mit einer Gewalt über uns ergoß, daß wir vom Verdecke förmlich heruntergeschwemmt wurden, während das Meer so hoch ging, daß unser Schiffskoloß bald auf Wasserbergen tanzte, bald in Abgründen zu versinken drohte und sich bald vorn, bald hinten, bald abwechselnd mit beiden Breitseiten dergestalt der Tiefe zuneigte, daß der Gischt mit den hohen Masten spielte.

Wir hatten, bis wir aus dem gefährlichsten Fahrwasser hinaus waren, einen hamburger Lootsen auf der Schiffbrücke, wo auch ich mich immer am liebsten aufhielt, was mir der Kapitän gern gestattete, da ich weder durch Seekrankheit noch unnützes Sprechen störte. Doch wenn man bei stürmischem Himmel und

Meere ein paar Stunden dort oben zugebracht hat und dabei müde geworden ist, sehnt man sich wieder nach einem trockenen Ruheplatz, deren der „Herder" verschiedene bot. Gleich oben auf dem Verdeck befand sich ein luftiger Pavillon, der durch eine Treppe zur ersten Kajüte hinunterführte und daneben hinlänglich Raum bot, um ein Dutzend Personen, im Nothfall auch mehr, auf Divans und Stühlen unterzubringen, vorausgesetzt, daß keine seekranken Damen auf den Polstern lagen, was bei unruhigem Wetter immer der Fall war. Dann zog ich es vor, in die große Salonkajüte hinabzusteigen, auf deren Divans ebenfalls gewöhnlich einige Damen, und auch Herren, ausgestreckt lagen, die noch durch große Willenskraft oder kleine Hausmittel gegen das drohende Uebel, das auf dem Meere wirklich der Uebel größtes ist und den Menschen oft ganz unmenschlich erscheinen läßt, anzukämpfen suchten: in den meisten Fällen vergebens, da bei hochgehender See keine Fensterluke geöffnet werden kann ohne alles unter Wasser zu setzen, und bei geschlossenen Fensterluken keine reine Luft in die Schiffsräume eindringen kann, aus welchen selbst bei freundlichem Wetter und frischem Luftzuge ein gewisser unbestimmbarer Geruch nie ganz verschwindet.

Als dritter Zufluchtsort blieb die kleine Rauchkajüte übrig, wo man wenigstens sicher sein konnte, keinen seekranken Gemüthern zu begegnen, und da gab es dann manches Plauderstündchen mit den Wenigen, die den Kopf oben behielten.

Allein lange war es bei geschlossenen Fensterluken auch in der kleinen Rauchkajüte nicht auszuhalten, eben ihrer Kleinheit wegen. Die aufsteigenden Rauchwolken wußten bald nicht mehr wohin mit sich, verfinsterten den schmalen Raum und legten sich beizend auf die Augen des Rauchers.

Nun kam als letzter Zufluchtsort die eigene kleine Kajüte an die Reihe, wo man sich die Nicotinbeize wieder aus dem Gesicht waschen und beim Schwanken des Schiffes zugleich die wunderlichsten Sprünge vollführen konnte, trotz der besten Absicht sich fest auf den Beinen zu halten.

Alles zur Säuberung Nöthige ist in dem kleinen Raume thunlichst befestigt, wie das Waschbecken im Waschstand, oder wird durch Umrahmung gehalten, wie Wasserflasche und Glas, aber man kann in dieser Umrahmung keinen Gebrauch davon machen, und wenn man versucht sie daraus zu erlösen, um z. B. ein Glas Wasser zu trinken, so geschieht es bei einem plötzlichen Ruck des Schiffes leicht, daß die Flasche nach der einen Seite fliegt und das Glas nach der andern, während der durstige Mensch mit dem Kopfe entweder gegen die Wand, oder die Thüre, oder den Bettkasten schlägt, der ihm nachts als Lager dient; ja, es kann auch leicht geschehen, daß er alle drei Manöver nacheinander ausführt, denn das Schiff ist im jähen Wechsel seiner Launen und Stöße unberechenbar, und dem hülflosen Menschen bleibt in solchen Fällen keine andere Wahl, als überall mit dem Kopfe anzuprallen, da die kleine Kajüte dem Körper nicht Raum genug bietet, der Länge nach hinzufallen.

Zum Glück fand ich in dieser Kajüte, obwol sie für zwei, im Nothfall sogar für drei Passagiere eingerichtet war, keine Zuschauer meiner ungesuchten Kraftübungen und brauchte nur über mich selbst zu lachen bei allem Seltsamen, was sich mit mir begab. Denn die eigentliche Hochflut der Reisezeit war schon vorüber und es gab mehr Kajüten als Reisende erster Klasse auf dem Schiffe, sodaß jeder sich in seiner Abgeschlossenheit bequemer einrichten konnte, als in Gesellschaft möglich gewesen wäre. So bestimmte ich denn von den zwei Bettkasten, welche unter einer kleinen Fensterluke an der Schiffswand befestigt waren, den einen zum Schlafen und den andern, mir zu Häupten, zum Aufbewahren alles dessen, was man beim Umkleiden gern gleich zur Hand hat.

Das kleine Sofa, welches einen rechten Winkel mit den Bettkasten bildete und so eingerichtet war, daß es für einen dritten Passagier leicht in ein Nachtlager verwandelt werden konnte, diente mir als Repositorium für Handgepäck, Bücher und Kleidungsstücke. Links davon war die Thür, und durch deren Breite vom Sofa getrennt und diesem gerade gegenüber der Waschstand mit

zwei wohlbefestigten Becken. Ueber dem Waschstand hing an der Wand ein kleiner Spiegel und ein zierliches Gestell zum Festhalten der Wasserflasche, des Glases und des kleinen Toilettenzubehörs.

So fühlte ich mich bald ganz behaglich in meinem kleinen Neste, aber erst als wir Havre im Rücken hatten und somit keine Passagiere mehr aufnehmen konnten, fühlte ich mich sicher in meiner Behaglichkeit, denn der bloße Gedanke, den engen Raum mit einem oder gar zwei Menschen theilen zu müssen, machte mich schaudern.

Ich öffnete einmal in einer mondhellen Nacht, als ich nicht schlafen konnte und das Meer sich einigermaßen ausgetobt zu haben schien, die kleine Fensterluke, um frische Luft zu schöpfen, die mir so wohl that, daß ich darüber vergaß die Luke wieder zu schließen, und dafür unwillkürlich meine Augen schloß. Kein Kind kann ruhiger schlafen, als ich schlief bis zu dem Augenblicke, da mir träumte, das Schiff sei an einer Felsklippe gescheitert und ich bei der Gelegenheit ins Meer versunken, wo ich mich nun vergebens abmühte wieder ans Tageslicht zu kommen. Der Traum war, wie meine Träume zu sein pflegen, so lebendig und so handgreiflich folgerichtig in allen seinen Einzelheiten, daß ich, wie es mir oft geschieht, mich hin- und herwälzend mit mir selbst ins Klare darüber zu kommen suchte, ob ich blos träumte oder alles wirklich erlebte, was in mir und um mich her vorging. Ich griff nach meinem Schnupftuche, um einen Knoten hineinzuschlingen, allein es ward mir schwer, die Augen zu öffnen: die Lider sanken immer wieder herab, als ob Bleigewichte daran hingen. So befand ich mich in einem seltsamen Zustande zwischen Wachen und Träumen; zwei Vorstellungsreihen bekämpften einander und es währte lange, bis die eine den Sieg davontrug. Wenigstens erschien mir das später so in der Erinnerung. Ich glaubte fest, das Schnupftuch in der Hand zu halten, war aber ebenso fest überzeugt, daß ich mit dem Schnupftuch ins Meer gefallen wäre, und konnte nur nicht begreifen, wie ich glücklich wieder herausgekommen mit trockenem Kopfe, während das Schnupftuch plätsche-

naß war und auch meine Beine von einer feuchten Kälte ergriffen wurden, als ob sie noch im Meerwasser steckten, was bei näherm Zusehen auch gewissermaßen wirklich der Fall war. Allmählich zu mir kommend bemerkte ich, daß der Mond nicht mehr schien, aber ein Lichtschimmer durch die zum Theil aus Querstäben gebildete Thür meiner Kajüte fiel, und zugleich hörte ich im Gange davor leise reden, doch so, daß ich eine Männer- und eine Frauenstimme unterscheiden konnte. Zitternd vor Kälte wand ich mich aus dem kleberignassen Bettzeug los, warf meinen langen Ueberzieher um und öffnete die Thür, vor welcher die Stewardeß stand, die für eine schwer seekranke Dame, bei welcher sie die halbe Nacht durchwacht hatte, von einem Aufwärter in dem meiner Kajüte gegenüber befindlichen Büffet noch einen stillenden Trank bereiten ließ.

Nach dieser Besorgung wurde meine Kajüte bei Licht untersucht, und es fand sich, daß durch die geöffnete Fensterluke eine hinlängliche Menge Meerwasser hereingedrungen war, um den größten Theil meines Lagers und des darüber hängenden Zeugs bis auf den Grund zu durchweichen und daneben noch den Fußboden mit Salzwasser zu tränken.

Dank der raschen Fürsorge der trefflichen Stewardeß kam ich bei geschlossener Fensterluke bald wieder in ein trockenes Lager und konnte ruhig Betrachtungen darüber anstellen, welchen Wirrwarr es gesetzt haben würde, wenn drei Passagiere in der Kajüte gewesen wären, und noch dazu seekranke!

Diese kleinen Schlafräume in so tiefer Lage, daß man beim Oeffnen des Rundfensters ebenso leicht Seewasser ins Gesicht bekommen kann wie frische Luft, sind ein Uebelstand auf den sonst vortrefflich eingerichteten Riesendampfern der amerikanischen Linie. Auf den Schiffen des Lloyd, welche die Levante befahren, fand ich die Schlafcabinen weit angenehmer und luftfrischer wegen ihrer höhern Lage. Im übrigen bot der „Herder" alle Bequemlichkeiten und Befriedigungen eines Hotels ersten Ranges: elegante Einrichtung des von Spiegeln schimmernden Salons, eine immer

reichbesetzte Tafel, aufmerksame Bedienung, gute Getränke aller Art und sogar warme und kalte Bäder.

Das Schiff hat dreihundertfünfundachtzig Fuß Länge, zweiundvierzig Fuß Breite und ebenso viel Tiefe. Acht große Rettungsboote hängen über dem Verdeck, wo sich außerdem vortreffliche Löschanstalten gegen Feuersgefahr, der schlimmsten Gefahr auf dem Meere, befinden, und die Zahl der Matrosen, Heizer und sonstigen Bedienung des Schiffes betrug etwa hundertundzwanzig Mann. Die infolge der vorgerückten Jahreszeit verhältnißmäßig geringe Zahl der Passagiere belief sich auf wenig mehr als das Doppelte.

Stieg man aus dem auf dem Verdeck befindlichen Pavillon die in den großen Salon führende Treppe hinunter, so hatte man das Büffet gerade vor sich, wie den Altar beim Eintritt in eine Kirche. Links und rechts davon öffneten sich förmlich straßenähnliche, schmale Gänge, welche zunächst in die Kajüten der Passagiere führten, dann in die durch Aufschriften bezeichneten Kajüten der Offiziere, der Ingenieure und des Arztes, weiterhin aber an den Thüren noch allerlei andere Aufschriften zeigten, wie: „Schlächterei", „Bäckerei", „Conditorei", „Barbierstube" u. s. w., sodaß man sich hätte der Täuschung hingeben können, die engen Gassen einer kleinen Stadt zu durchwandern, wenn diese Wanderung nicht gewöhnlich mit starkbetonten Hebungen und überraschenden Senkungen des Schiffes verbunden gewesen wäre, gleich als ob man auf altdeutschen Versfüßen ginge.

Als unser hamburger Lootse durch einen französischen abgelöst wurde, der uns nach Havre führen sollte, befand sich die Mehrzahl der Passagiere bereits in einem bejammernswürdigen Zustande von Seekrankheit. Nur wenige zeigten sich noch auf dem Verdeck, darunter ein junger mecklenburgischer Offizier, der mir beim Einschiffen als ein Bild der Gesundheit erschien und nun aussah wie eine Leiche, aber doch die einsichtige Willenskraft hatte, lieber unter freiem Himmel als in der engen Kajüte gegen sein Leiden anzukämpfen.

Am 16. October in der fünften Nachmittagsstunde sahen wir zum ersten mal wieder Land: links die in Nebel verschwimmende Küste von Frankreich, Calais war nicht zu erkennen; rechts die englische Küste, zunächst das sogenannte Northern Foreland, dann Southern Foreland. Um sechs Uhr erreichten wir die Höhe von Dover, wo wir deutlich die Lichter in der Stadt unterscheiden konnten, während die sonst weißen Kreidefelsen pechschwarz aussahen. Um neun Uhr kamen wir auf der verhängnißvollen Stelle an, wo ein Jahr vorher „Der große Kurfürst" unterging. Um zwei Uhr nachts waren wir auf der Höhe von Havre, mußten aber die erst um acht Uhr morgens eintretende Flut abwarten, um in den schönen Hafen einlaufen zu können, der mit seinen großartigen Wasserbauten, Befestigungen und Leuchtthürmen einen imposanten Eindruck macht. Ueberhaupt gewährte die Stadt, vom Meere aus gesehen, ein entzückendes Bild. Eine steife Brise wehte uns um den Kopf, erfrischend und kräftigend, sodaß man mit innigem Behagen athmete und auch die Seekranken sich bald besser fühlten. Einige von ihnen faßten sogar den Entschluß, einen Abstecher nach Paris zu machen und mit dem Nachtzuge zurückzukommen, was sich sehr leicht ausführen ließ, da der „Herder" vierundzwanzig Stunden im Hafen liegen blieb, um Waaren und Passagiere einzunehmen und Paris binnen wenigen Stunden zu erreichen ist.

Ich empfand es als eine Wohlthat, mich wieder einmal recht austreten zu können, und durchstrich die Straßen der freundlichen, luftigen Seestadt, solange die Füße mich tragen wollten. Die erste Gasse, durch welche mein Weg mich führte, machte mir ganz den Eindruck der hamburger Trödelgassen auf dem Wege nach Altona, und es heimelte mich förmlich an, auch deutsche Laute darin zu vernehmen, welche, von jüdischen Händlern an mich gerichtet, bezweckten, mich zum Eintreten in ihre Läden zu bewegen, wo ich für die Seereise unerläßliche Sachen finden würde. Die Leute mußten mir also den Deutschen gleich an den Augen abgesehen haben.

Ich trug ein paar neue Schuhe, die mich drückten, und als ich mir die Kirche Notre-Dame angeſehen, trat ich in einen nicht weit davon befindlichen eleganten Schuhladen, um mir ein Paar bequemere zu kaufen. Aber ich konnte keine finden; ſie waren alle für mich zu zierlich gebaut. Inzwiſchen wurde der Beſitzer des Ladens nicht müde, mir immer neue Muſterſchuhe vorzuführen, welche die Eigenſchaft haben ſollten, ſich den Füßen binnen wenigen Tagen in zarteſter Weiſe anzubequemen. Aber vergebens bemühte er ſich, meine Füße hineinzuzwängen. Als ſo eine geraume Zeit nutzlos verſtrichen war, drückte ich dem artigen Manne mein lebhaftes Bedauern aus, ihm ſo viel Mühe verurſacht zu haben, aber er erwiderte in freundlicher Weiſe, ſein Bedauern ſei noch größer mir nicht dienen zu können. Er entfaltete bis zum letzten Augenblicke eine ſo verbindliche, ungekünſtelte Höflichkeit, als ob die Plackerei, die ich ihm verurſacht, ihm die angenehmſte Unterhaltung von der Welt verſchafft hätte. Der Mann hinterließ mir einen überaus angenehmen Eindruck.

Als ich mich müde gelaufen hatte, trat ich in ein Kaffeehaus, um zu frühſtücken und ein paar Briefe in die Heimat zu ſchreiben, die dann gleich expedirt wurden als letzte Abſchiedsgrüße vom Feſtlande. Ich beſah mir noch das Schauſpielhaus, die Börſe und das Zeughaus, aber lebhafter als dieſe ſtattlichen Gebäude blieben mir die vielen Offiziere und Soldaten im Gedächtniß, denen ich begegnete und die nichts weniger als ſtattlich ausſahen. Die Soldaten waren durchgängig klein und unanſehnlich und die Uniform ſchien ihnen mehr am Leibe zu hängen als feſtzuſitzen. Unter den ältern Offizieren befanden ſich einige martialiſche Geſtalten, aber auch von mehr oder weniger nachläſſiger Haltung.

Meine ſchmerzenden Füße zogen mich auf das Schiff zurück, wo ich es mir bequemer machen konnte und von wo aus Havre auch einen weit impoſantern Anblick bot, als von innen geſehen.

Einige neue Paſſagiere waren ſchon an Bord gekommen; andere folgten ihnen nach und nach. Neben dem „Herder“ lag im Hafen ein franzöſiſcher, ganz ſchwarz angeſtrichener Rieſen-

dampfer, die „Amérique", welche zugleich mit uns den Ocean durchkreuzen ſollte und nun ihre Frachten und Paſſagiere einnahm.

Havre, nächſt Marſeille die bedeutendſte Seeſtadt Frankreichs, ſieht täglich Schiffe nach allen Weltgegenden auslaufen, und doch zieht jedes Schiff, das ſich eben zur Abfahrt rüſtet, eine Menge Neugieriger herbei, weit mehr, als ich das in Hamburg bemerkt habe, wo auch bei der Abfahrt weniger Platz zur Entfaltung von Menſchenmaſſen iſt.

Auf den Quais von Havre bewegte ſich den ganzen Tag eine bunte Menſchenmenge hin und her, um die Einſchiffung mit anzuſehen, und beim Abſchiednehmen gab es wieder herzzerreißende Scenen, wobei zu bemerken, daß die Zurückbleibenden die Trennung von ihren Lieben immer viel ſchmerzlicher empfinden als dieſe ſelbſt, denen wenig Zeit bleibt ſich ihren Gefühlen ganz hinzugeben.

Wir lernten die neuen Paſſagiere erſt nach einigen Tagen kennen, als ſchon längſt jede Spur von Land unſern Blicken entſchwunden war, die lange dem Schiffe nachflatternden Seemöven aufgehört hatten uns zu umkreiſchen, und nur noch hin und wieder eine der kleinen buntfarbigen Meerſchwalben, deren Flug noch ausdauernder zu ſein ſcheint als der der Möven, ermattet auf das Verdeck niederfiel, freudig begrüßt von allen, denen ſie zu Geſicht kamen, als letzte Boten vom Feſtlande.

Wie ſchnell die Blumen im Hauch des Salzwaſſers welken, hatte ich ſchon an denen bemerkt, welche meine Tochter mir beim Scheiden von Hamburg mitgegeben; ſie wurden durch einen prächtigen Roſenſtrauß erſetzt, welchen mir der Kapitän beim Scheiden von Havre in die Kajüte geſtellt hatte, während ich auf dem Verdeck war, und auch dieſer begann ſchon zu welken, ehe noch die zugleich damit eingeſchifften Paſſagiere alle zum Vorſchein gekommen waren. Nur einige davon hatten die Schlafcabinen, in welche ſie ſich in der Nacht vor der Abfahrt von Havre begeben, wieder verlaſſen, und unter dieſen wenigen befand ſich nur eine einzige Dame, eine Amerikanerin, welche auch nicht ganz frei von

der Seekrankheit blieb, aber doch tapferer dagegen ankämpfte als ihr Vater, ein Rechtsgelehrter aus Washington, der sich nur mühsam aufrecht erhielt, um seiner Tochter Gesellschaft zu leisten.

Die andern Damen wurden schwerer von dem unheimlichen Uebel befallen und zeigten sich erst, als schon die Hälfte der Fahrt vorüber war, im Pavillon auf dem Verdeck, um frische Luft zu athmen. Am schlimmsten war die polnische Gräfin daran, die in einer Weise litt, daß sie allgemeine Theilnahme erregte. Einige Tage hindurch lebte sie in dem ihr nicht auszuredenden Wahne, das Schiff werde untergehen, und weder der Arzt noch die Stewardeß konnte sie bewegen, sich es mit der Kleidung bequemer zu machen, um freier zu athmen. Sie blieb immer in ihrem engen Anzuge und war des Unterganges so gewiß, daß sie den Sprung ins Wassergrab wenigstens in voller Toilette thun wollte.

Ich hatte mir vorgenommen, nicht blos ein regelmäßiges Tagebuch zu führen, sondern auch noch alte Briefschulden abzutragen, allein nur wenig kam von dem guten Vorsatze zur Ausführung, denn das Schreiben gestaltete sich fast immer zu einer komischen Scene. Es ist auf schwankendem Schiffe eine Kunst, welche wie das Gehen erst gelernt sein will, und wobei sich auch dann noch, wenn man es schon zu einiger Fertigkeit darin gebracht hat, mit der Feder den Schwankungen des Tisches zu folgen, die wunderlichsten Dinge begeben, wie z. B. daß man plötzlich mit dem Kopfe, der eben über das festgehaltene Papier gebeugt war, gegen die Wand schlägt, während alles, was scheinbar ruhig auf dem Tische lag, einem ins Gesicht, auf den Schos oder Boden fliegt. Dann ist man auch selten allein und noch seltener in der rechten Schreibelaune, weil unfähig, bei den häufigen Störungen sich in einen Gegenstand zu vertiefen.

Wenn es mich unwiderstehlich trieb, dem Papier anzuvertrauen, was mich bewegte, so geschah dies meist in poetischer Form, weshalb ein paar der kleinern, während der Meerfahrt entstandenen Gedichte hier ihren Platz finden mögen.

I.

Nichts iſt nun zu ſehn als Himmel und Meer.
Leicht wölbt ſich der Himmel, das Meer gründet ſchwer
Und gibt aus ſeinem tiefſten Grund
Uns ſo wenig von ſeinen Geheimniſſen kund
Wie der Himmel dort oben: es rollt ſeine Wogen
Wie die Wolken ſich ſchieben am Himmelsbogen,
Bald hell, bald dunkel, bald Beides zuſammen.
Doch ob Stürme heulen, ob Blitze flammen,
Ob Wolken und Wogen ſich hinſchieben bleiern:
Sie können nur Himmel und Meer uns verſchleiern,
Und in der Beſchränkung unſers Geſichts
Erſcheint das unendliche Meer als ein Nichts,
Dem beſchränkten Blick ein beſchränkter Kreis,
Den der Geiſt nur zu überſpringen weiß,
Der hinter des Rundbildes ſcheinbarer Hülle
Sieht unergründlich unendliche Fülle,
Und noch tiefer mit ſeinen innern Augen
Blickt, als die äußern zu ſehen taugen,
Die, wo ſie nicht dem Geiſt vereint,
Nicht ſehn was iſt, nur ſehn was ſcheint.

II.

Wie lag das Meer noch eben ſpiegelklar
Und hauchte ſeinen ſalzigen Lebensodem
Wohlthuend wie des friſchen Ackers Brodem.
Da, zwiſchen Flut und Himmel unſichtbar,
Erhebt ein Feind ſich, mit gewaltigem Toben
Die Luft verdunkelnd durch Gewölk hoch oben,
Zugleich in ſeiner ungeſtalten Wuth
Das Meer aufwühlend, wie um durch die Wogen
Den Raum zu füllen bis zum Himmelsbogen.
Der Sturm bohrt ſchwarze Löcher in die Flut,
Die immer tiefer wirbeln und ſich weiten,
Derweilen oben Waſſerberge gleiten,
Bang niederſchauend in den tiefen Schlund,
Der unter ihnen klafft, und jeder Abgrund
Zu ſeinem Fuß wird jedem Berg zum Grabgrund.

Raſch wechſelt auf dem weiten Meeresrund
Das Hoch und Nieder, zeigt im Augenblicke
Ein Spiegelbild uneudlicher Geſchicke

In großer Reiche Auf- und Niedergang,
Und singt uns in vielstimmigem Gesang
Das ewige Lied von Werden und Vergehn,
Läßt, was zur Tiefe sank, neu auferstehn,
Ein Kurzes wieder Sonnenglut zu trinken
Und dann aufs neu' im Abgrund zu versinken,
Wo Thränenperlen ruhn in Muschelsärgen
Und Glanzgebilde sich im Dunkel bergen.

Wenn alles ringsum sich grau in grau zeigt, sodaß man Meer und Himmel nicht unterscheiden kann, und wenn das Nebelhorn seine markerschütternden Töne erschallen läßt, so vertreibt man sich die Zeit lieber mit Sprechen als mit Schreiben.

Wir hatten eine Reihe trüber und stürmischer Tage hinter uns, während welcher das Nebelhorn oft ertönte, um einem Zusammenstoß mit unsichtbaren Schiffen vorzubeugen, als ich am 24. October früh geweckt wurde mit der guten Kunde, daß ein herrlicher Sonnenaufgang zu sehen sei, der erste auf unserer Fahrt sichtbare. Ich warf mich rasch ins Zeug und sah im Osten einen Strahlenregen ähnlich wie man auf alten Bildern die Ausgießung des Heiligen Geistes dargestellt findet. Es war wirklich ein erhebendes, zur Andacht stimmendes Schauspiel, wie jeder gute Sonnenaufgang. Daß ein solcher auf dem Ocean majestätischer sei als auf kleinen Meeren, oder in den Wüsten und Steppen, oder gar in den Alpen, habe ich nicht finden können.

Wer mit der frischen Empfänglichkeit der Jugend seine ersten Abenteuer zu Wasser auf kleinern Meeren bestanden, welche für die Schiffahrt weit gefährlicher und für das Auge weit mannichfaltiger an wechselnden Eindrücken sind als die größern Meere, der wird sich in vielen Stücken enttäuscht finden, wenn er mit hochgespannten Erwartungen zum ersten mal den Ocean durchfährt.

Denn das auf der Oberfläche sichtbare Leben des Meeres wächst nicht mit seiner Ausdehnung; die Bilder, die es bietet, zerstreuen, verlieren sich in der Unendlichkeit, nehmen ab in demselben Maße, als die Entfernung vom Lande zunimmt. So viel Schiffe, wie der Reisende im Mastenwalde Hamburgs verläßt,

findet er auf der ganzen Fahrt über den Ocean nicht wieder, bevor er in den majestätischen Hafen von New-York einläuft. Darum wird, wenn die letzte Spur des Landes aus dem Gesichtskreise geschwunden ist, jedes nah oder fern auftauchende Segel als ein Ereigniß begrüßt, das aller Augen auf sich zieht, und so lange mit gespannter Neugier verfolgt, bis es den Blicken wieder entschwindet. Es gibt Tage, an welchen, selbst bei heiterm Himmel, gar kein Schiff in Sicht kommt. Es gibt wiederum Tage, wo finstere Nebel unser eigenes Fahrzeug so dicht umspinnen, daß kein anderes für uns bemerkbar sein würde, selbst wenn der Ocean ringsum von Schiffen wimmelte.

Das sind die schlimmsten Tage für den Seefahrer, und besonders für die Führer und Lenker des Schiffes, denen, wenn sie die Bahn für uns suchen, um einen Zusammenstoß zu vermeiden, keine Minute der Ruhe bleibt, während wir nichts Besseres thun können, als uns ruhig ihrer Obhut anzuvertrauen und den schaurig schrillen und rauhen Tönen des Nebelhorns nur in der Kajüte zu lauschen, da wir auf dem Verdeck überall den hin- und herrennenden Matrosen nur im Wege stehen.

Doch Nebelverfinsterung kommt auf kleinern Meeren ebenso oft, vielleicht noch öfter vor als auf dem Ocean und droht dort mit nicht geringern Gefahren als hier. Daß zudem jeder Sturm auf kleinern Meeren weit bedrohlicher für die Schiffahrt ist als auf großen, bedarf kaum der Bemerkung.

Was nun einer Fahrt über das Weltmeer seinen höchsten, eigenthümlichen Reiz gibt, entspringt dem vielsagenden, in seiner Bedeutung unerschöpflichen Worte selbst. Das Weltmeer, das schon den Alten als der Urquell alles Lebendigen galt, umwogt die aus ihm entsprungene und im Vergleich mit ihm kleine Erde in ihren mannichfachen Gebilden, die es auf seinem Schose trägt wie eine Mutter ihre Kinder. Es zeigt uns in seiner unabsehbaren Größe ein sich immer erneuendes Bild der Unendlichkeit und lehrt uns einen andern Maßstab an die Dinge legen, als wir von Haus aus gewohnt sind zu thun. Die größten Städte und Länder,

deren Bilder wir in der Erinnerung tragen, ſchrumpfen zuſammen vor dieſer grenzenloſen Waſſerwüſte, in welcher alles Feſtland einſt wieder verſinken wird, wie es weiland daraus emporgeſtiegen.

Und doch, wie klein iſt, im Verhältniß zum großen Ganzen, der Kreis, den wir vom Schiff aus, ſelbſt mit den beſten optiſchen Hülfsmitteln, zu überblicken vermögen! Erſt die Länge der Fahrt entrollt dem innern Auge ein gewaltigeres Bild, als es das äußere zu erſpähen vermag. Da lüftet ſich auch ein wenig der Schleier, der das vielgeſtaltige, farbenreiche Leben der Tiefe verhüllt, bei der Erinnerung an alles, was wir über die Wunder des Meeres geleſen und davon in Aquarien geſehen haben.

Indeß halten ſolche Betrachtungen nicht lange vor. Man iſt, bei dem bewegten Treiben auf dem Schiffe, zu wenig allein, um ihnen nachzuhängen, und findet zu ſelten Gelegenheit, ſie in der Unterhaltung auszuſpinnen und zu bereichern. Das Nächſte und Nöthigſte verlangt ſein Recht, überall im Vordergrunde zu ſtehen, und es erſcheint im Laufe der Tage ebenſo eintönig wie das Keuchen der Dampfmaſchine und das Rauſchen der ſchaumgekrönten, weithinrollenden Wogen.

Iſt die See einigermaßen ruhig, ſo kann man ſich die Zeit mit Spazierengehen auf dem Verdeck oder Leſen vertreiben, aber wenn der Sturm das große Schiff wie eine Nußſchale hin- und herſchaukelt, daß es, in allen Fugen krachend, bald in dem tief aufgewühlten Meere zu verſinken droht, bald wieder von Waſſerbergen gehoben wird, ihren Bewegungen ſchwankend folgend, während die unbändig toſenden Sturzwellen auf das Verdeck klatſchen, oft weit darüber hinwegſpritzend, ſo mag man wol eine Zeit lang, bei ſicherm Halt, ſeine Freude an dem gewaltigen Kampfe zwiſchen Sturm und Weltmeer haben, allein auch dieſes Schauſpiel wirkt bald ermüdend, ſchon durch die Anſtrengungen, die es erfordert, und man tappt ſich gern in den größern Salon hinunter, wenn die Glocke zum Mittag- oder Abendeſſen ruft.

Da findet man denn regelmäßig die Plätze der Damen leer, die ſich in ihre kleinen Kajüten zurückgezogen haben, um ihren

Kampf mit der Seekrankheit allein auszukämpfen, während die Herren bei Tisch einen andern Kampf mit den Speisen und Getränken zu bestehen haben, die sie zu Munde führen wollen, wobei sich allerlei komische Scenen ergeben. Denn trotz der weisen Vorrichtungen, welche getroffen sind, um Teller, Flaschen und Gläser durch schmale Holzrahmen festzuhalten, springen diese doch oft wie neckische Kobolde aus ihren Schranken heraus, ihren Inhalt rücksichtslos auf Tischtuch und Gäste verschüttend. Selbst das gefüllte Glas, das man in der Hand hält, scheint gleich der Flasche, aus welcher es gefüllt werden soll, seekrank geworden zu sein, denn diese spritzt einen guten Theil ihres Inhalts weit umher, bevor das Glas gefüllt ist, welches seinerseits eine tückische Neigung offenbart, seinen Inhalt einem lieber ins Gesicht zu spritzen, als in den Mund fließen zu lassen.

Das Schiff legt sich bald auf die eine, bald auf die andere Breitseite, wird bald von hinten, bald von vorn gehoben, und die langen, festgeschraubten Tische machen, sammt allem, was darauf steht und darum her sitzt, diese Bewegungen mit. Die Suppenteller ergießen sich, und Flaschen und Gläser springen bald nach einer Längenseite des Schiffes zu, bald nach einer Breitseite.

Die Passagiere sind auf ihren wohlverwahrten Plätzen vor dem Umfallen geschützt und können höchstens zuweilen durch einen plötzlichen Ruck von hinten mit ihren Leibern gegen den Tisch geschleudert, oder auch mit Windeseile auf ihren Plätzen umgedreht werden wie schnurrende Kreisel. Denn da sie auf zwar unten festgeschraubten, aber oben drehbaren Stühlen sitzen, so ergeben sich die Drehungen bei entsprechenden Bewegungen des Schiffes von selbst und es kommt vor, daß ein Passagier mit Messer und Gabel die Luft durchschneidet, während er seinem Gegenüber den Rücken zukehrt.

Doch sind gerade solche Momente bei Tische die heitersten, als humoristische Wirkungen des heulenden Sturmes, dessen Geheul auf die Dauer sehr langweilig wird, da es weder vertieftes Nachdenken noch zusammenhängende Unterhaltung aufkommen läßt.

Alles bewegt sich stoßweise und so auch das hin- und herfliegende Wort. Schlechte Witze wechseln ab mit guten; komische Betrachtungen mit ernsten. Der Sturm wühlt in der Erinnerung frühere Stürme auf, welche die meisten Passagiere auf andern Meeren erlebt haben, und unwillkürlich kam die Rede auch auf die ältesten Pfadfinder durch den Ocean zur Neuen Welt, von den Normannen bis Martin Behaim, Columbus, Cabot und Amerigo Vespucci. Jeder in der Gesellschaft wußte, daß Columbus keine Ahnung davon hatte, eine Neue Welt entdeckt zu haben, da er in dem Glauben starb, daß die von ihm aufgefundenen Inseln und Landgebiete zum östlichen Asien gehörten. Allein niemand wußte, daß des großen Genuesers Entdeckungsreisen, welche er zunächst in der Absicht unternahm, den kürzesten Weg nach Indien zu finden, nach Washington Irving, dessen Schriften ich in frühern Jahren eifrig gelesen, vorwiegend religiöser Natur waren, und da ich annehme, daß auch mancher meiner Leser dies nicht weiß, so lasse ich die betreffende Stelle aus W. Irving's „History of the Life and voyages of Christopher Columbus" deutsch hier folgen: „Es ist eine merkwürdige und charakteristische, in ihrer Bedeutung noch nie recht hervorgehobene Thatsache, daß die Befreiung des Heiligen Grabes (aus den Händen der Moslemin) eins der großen Ziele seines Ehrgeizes war, welches er bis zu seinem Lebensende im Auge behielt, und welchem er auch in seinem Testament feierlichen Ausdruck gab. In der That betrachtete er diese Aufgabe als das Hauptwerk, zu welchem der Himmel ihn erkoren habe, und seine große Entdeckung nur als eine vorbereitende Fügung der Vorsehung, ihm die Mittel zur Lösung jener höhern Aufgabe zu verschaffen."

* * *

Mit den stürmischen Tagen wechselten schöne ab, ohne jedoch das Meer wesentlich zu beruhigen, welches dann durch eine starke Strömung unter der Oberfläche bewegt wurde. Inzwischen war ich immer glücklich, mich wieder auf dem Verdeck ein wenig austreten zu können, wenn auch das Gehen nur mit gespreizten

Beinen gelingen wollte. Gleich am ersten verhältnißmäßig ruhigen Tage sahen wir in der Frühe einen Regenbogen, so groß und herrlich, wie ich noch keinen zuvor gesehen hatte. Er spiegelte sich im schimmernden Meere und schien seinen farbenreichen Gürtel um das ganze Weltall zu schlingen.

Dann tauchte in der Ferne ein prächtiges Segelschiff aus den hochgehenden Wellen auf und in der Nähe zog ein aus Amerika kommender großer Dampfer vorüber. Die Zeichen des Lebens mehrten sich: sogar ein auf achtzig Fuß Länge geschätzter Walfisch kam in Sicht. Bis dahin hatten wir nicht einmal Meerschweine oder Delphine gesehen, die in kleinern Meeren scharenweise ihre Purzelbäume schlagen; nur Möven waren uns einen Tag lang nachgeflattert, und Meerschwalben ein paar Tage lang, seit wir die englische Küste verlassen. Dann kam uns nichts mehr vor Augen als Himmel und Wasser. Nun sollten wir auch auf dem Schiffe selbst ein paar Manöver mit ansehen, die bei keiner Fahrt fehlen dürfen und die Zeit angenehm vertreiben helfen: das schnelle Loswinden und Herunterlassen der Rettungsboote und eine Uebungsprobe der Feuerwehrmannschaft mit ihren Löschapparaten. Die Schläuche waren binnen drei Minuten gefüllt und die Boote binnen fünf Minuten fertig, in See zu stechen.

Ein zaubervoller mondheller Abend krönte den schönen Tag, der in der Erinnerung fortleuchten mußte, um uns für trübe Tage zu entschädigen, die bald folgen sollten. Schon der nächste Morgen begann wieder stürmisch, und der schwer umwölkte Himmel entlud sich in der folgenden Nacht sogar in prasselnden Hagelschauern. Der Kapitän hatte mich zum Abend in seine Kajüte gebeten, um mit ihm ein Glas Champagner auf die Gesundheit seiner lieben Frau zu trinken zur Feier ihres Geburtstags. Nun mußte er mir versprechen, an einem der nächsten Abende auch ein Glas Champagner mit mir zu trinken zur Feier des Geburtstags meiner Frau. Dabei ließ er es jedoch nicht bewenden, sondern traf heimlich Anstalten, den ganzen Tag zu einem Festtag zu machen und dazu den Abend zu einem Festabend mit Feuerwerk, wie ich

keinen schönern erlebt habe. Die Theilnahme, welche sich dabei von allen Seiten offenbarte, hat mich wahrhaft gerührt und wird mir zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Der Himmel ließ sich wieder freundlich an; die ersten Möven flatterten uns vom Lande entgegen; Dampf- und Segelschiffe zogen vorüber, und die Bewegung der Meereswellen schien in demselben Maße abzunehmen, als das Leben darauf zunahm.

Es war in der zehnten Morgenstunde des 29. October, als unser Schiff in die Bai von New-York einlief. Schon um fünf Uhr in der Frühe hatten wir ein Wachtschiff passirt, welches den „Herder" nach New-York signalisirte. Ich kam nach einer unruhvollen Nacht erst später aufs Deck, doch noch früh genug, um das wundervolle Schauspiel der Einfahrt, am Leuchtthurm von Sandy-Hook vorüber, ganz zu genießen. Ich hatte mir nach allem, was ich schon darüber gehört und gelesen, die großartigsten Vorstellungen davon gemacht, und sie wurden durch die Wirklichkeit noch übertroffen. Der wolkenlose Himmel zeigte die sanft geschwungenen waldigen Höhenzüge der Inseln Long-Island und Staten-Island, welche die Bai begrenzen, im reinsten Lichte und dabei in einem Farbenschimmer, wie nur der Herbst ihn erzeugt, der hier das Laub, bevor es welkend zu Boden fällt, so glühend färbt, als ob es im Sterben alle Glut wieder ausstrahlte, die es im Leben eingesogen.

Am Saume der beiden lang- und weitgestreckten Inseln, die ansehnliche Ländergebiete für sich bilden, ziehen sich blühende Städte und Ortschaften hin, überragt von einer Menge schimmernder Villen und palastartiger Gebäude, die bis zu den waldumkräuselten Höhen hinaufsteigen.

Dann geht es an den mächtigen Forts und Strandbatterien vorüber, deren einzelne Aufzählung mich hier zu weit führen würde, in den herrlichen, weitgespannten Hafen hinein, dessen Brustwehr sie bilden, und auf den ich, wie auch auf jene, später zurückkommen werde; hier sei nur so viel darüber bemerkt, daß er in seiner Größe den Eindruck macht, als ob in seinem Rahmen

alle Schiffe der Welt zu gleicher Zeit Raum fänden, ohne einander zu beengen, und daß er ſolchergeſtalt wie ein bewegliches Vorbild des ungeheuern Feſtlandes erſcheint, wohin er uns führt, und welches auch Raum genug für die Scharen rüſtiger Menſchen bietet, die aus allen Ländern der Welt zu ihm wallen mögen.

Zweites Kapitel.

In New-York.

(Hotel- und Straßenleben.)

Unſer Dampfer legte im Hafen von Hoboken an, einer behäbig am Ufer des mächtigen Hudſon ſich ausdehnenden Stadt, welche, obwol zum Staate New-Jerſey gehörend, als eine ländliche Vorſtadt von New-York zu betrachten iſt, wo ihre meiſten Bewohner, zum großen Theil aus wohlhabenden deutſchen Kaufleuten beſtehend, ihre Geſchäftshäuſer haben. Auf den rieſigen Dampfſähren (Ferries), die ganzen Reihen von Wagen und Scharen von Paſſagieren Platz bieten und Tag und Nacht den Verkehr auf dem breiten, blauen Hudſonſtrome vermitteln, fahren ſie morgens hinüber in die lärmende Metropole, um nach vollendetem Tagewerk zu ihren in dem ſo ruhigen wie freundlichen Hoboken wohnenden Familien zurückzukehren.

Der „Herder" ankerte vor dem großen Pier, welcher eigens für die hamburger Dampfer gebaut iſt und wo wir nun zuerſt amerikaniſchen Boden betraten, während unſer ſchnell ausgeladenes Reiſegepäck von den ſcharfäugigen Zollbeamten auf die Unſchuld ſeines Inhalts geprüft wurde. Ich beſtieg dann einen Wagen, der mich in raſchem Trabe nach der Barclay-Ferry brachte, von wo uns eine mächtige Dampfſähre mit hohen, frei in der Luft arbeitenden Balanciers binnen einer Viertelſtunde nach New-York führte. Die Bauart der Fähre war mir etwas ganz Neues. Zu

beiden Seiten hohe, lange, bedeckte Räume mit Bänken für die Passagiere; der eine dieser Räume, welche füglich Säle genannt werden können, als Herrenkajüte bezeichnet, wo geraucht werden darf; der andere als Damenkajüte, wo übrigens auch alle nichtrauchenden Herren Zutritt haben. Vor und hinter diesen Räumen noch Platz genug, um sich im Freien zu ergehen und an der nach allen Seiten hin verlockenden Aussicht zu erlaben. In der Mitte, der Länge nach, ein schmaler Bau für die Bureaux, und zwischen diesen und den Kajüten straßenlange Räume für Wagen und Pferde.

Und diese Riesenfähren, deren fortwährend viele den gewaltigen Strom durchkreuzen, sind noch klein im Vergleich mit den hochgebauten, prächtig eingerichteten Vergnügungsdampfern, welche den Hudson befahren und nicht mit Unrecht schwimmende Paläste genannt werden.

Was mir nun zunächst auffiel, wenn ich die Blicke von der Fähre auf die Hunderte von schimmernden Segeln, welche die blanke Wasserfläche belebten, und auf die endlos am andern Ufer sich hinziehende Stadt schweifen ließ, war die wundersam helle Beleuchtung, in welcher sich mir alles zeigte. Selbst die fernsten meinem Auge erreichbaren Umrisse erschienen deutlicher und klarer, als mir dies seit meiner Rückkehr vom Orient je vorgekommen. Ich füge, vorausgreifend, gleich hinzu, daß diese erste, mich höchlich überraschende Wahrnehmung nicht als Ausnahmserscheinung vereinzelt blieb, sondern während meines ganzen Aufenthalts in Amerika, bei klarem Himmel, sich in allen Jahreszeiten wiederholte.

Bei so wundersamer Beleuchtung nun, wie ich sie in Deutschland nur annähernd zuweilen auf der Hochebene von München gefunden, fiel mir alles um so schärfer in die Augen, was mir auf meiner Einfahrt in New-York auf dem langen, aber von dem rüstigen Zweigespann rasch durchmessenen Wege von der Fähre bis zum Windsor-Hotel in der fünften Avenue begegnete.

Ich hatte schon in Hoboken meine Freude an den schönen,

wohlgenährten Pferden gehabt, welche keiner Peitsche bedurften, um auszugreifen, als ob es sich um eine Wettfahrt handle; in New-York fand ich bald, daß sie keine Ausnahme bildeten. Unter den Hunderten von Gespannen, die an uns vorüberrasselten, kam mir kein einziges Pferd zu Augen, das nicht wohlgenährt und erfreulich anzusehen gewesen wäre. In den großen Geschäftsstraßen, durch welche mich der Weg zuerst führte, war ein Gewirr und Gedränge von Fuhrwerken und Menschen, daß oft Halt gemacht werden mußte und ich bei dem unabsehbaren Durcheinander nicht begriff, wie überhaupt weiter zu kommen sei; aber es fand sich immer bald wieder ein Luftloch und die Pferde griffen dann um so rascher aus, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Die Wagen sausen oft so nahe aneinander vorüber, daß man sich der Besorgniß nicht erwehren kann, sie müßten sich anrennen und zerschmettern; allein die Amerikaner sind vortreffliche Kutscher und ihre Pferde sind durchweg kluge, leicht lenksame Thiere, was bekanntlich nur da der Fall ist, wo sie gut behandelt und genährt werden.

Als wir aus dem Gewoge der belebtesten Geschäftsstraßen heraus waren, die sich um das Hauptpostamt, ein wahrhaft monumentales Gebäude, hinziehen, konnte das Auge freie Blicke auf die prächtigen Paläste, Parks und Squares werfen, an welchen wir vorüberflogen. Die breiten, schnurgerade und scheinbar endlos weit sich erstreckenden Avenuen mit ihren hochragenden Häusern, darunter Paläste von weißem Marmor, Granit und rothen Ziegelsteinen, eröffnen Einblicke in eine Menge ebenso schnurgerade hinlaufender Querstraßen, deren Häuserreihen von Braunstein meist mit solcher Einförmigkeit gebaut sind, daß ein Haus von dem andern nur durch seine Nummer zu unterscheiden ist. Aber reges Leben herrscht hier überall, wohin die Blicke schweifen. Während der ganzen Fahrt sah ich keine Spaziergänger im eigentlichen Sinne des Wortes, und ebenso wenig einen langsam fahrenden Wagen. Die Fußgänger gingen im Geschwindschritt, ohne sich nach rechts oder links umzusehen, und die zahlreichen Equipagen, worunter viele von allein fahrenden Damen gelenkte Einspänner, sogenannte

Buggies, mit hohen, weit voneinander abstehenden und auffallend schmalen Rädern, suchten sich förmlich in Eile zu überbieten.

Menschengedränge, Wagengerassel, ein buntes, lärmendes Durcheinander jeder Art gibt es in allen großen Städten und besonders wo der Handel das Scepter führt, aber nirgends tritt es so massenhaft und betäubend auf, und vor allem: nirgends zeigt es sich so übersichtlich wie in New-York, wo der Wirrwarr der lebenden Bilder sich in weiter gespannten Rahmen bewegt und alles von vornherein mehr auf Luft und Licht angelegt ist als in den ältern Weltstädten.

Allein diese Luft scheint auf alle, die sie athmen, eine seltsam erregende Wirkung zu üben; die fieberhafte Hast und Unruhe, welche sich in dem Treiben der Menschen auf den Straßen offenbarte, schien auch in mich gefahren zu sein, und ganz betäubt und überwältigt von den Eindrücken des Tages, nach einer schlaflosen Nacht, kam ich im Windsor-Hotel an.

Dieses im elegantesten Theile der Stadt, unweit des Centralparks gelegene, palastartige Gebäude steht im Rufe, das mit dem größten Luxus eingerichtete Hotel in New-York zu sein. Es blickt mit Tausenden von Fensteraugen in die Welt hinaus und scheint, von außen betrachtet, überhaupt aus nichts als rothen Backsteinen und schimmernden Fenstern zu bestehen, bei einer Höhe von sieben stattlichen Stockwerken und einer Frontbreite, welche ein ganzes Häuserviertel (Block) der glänzenden fünften Avenue einnimmt, von der 46. bis zur 47. Straße reichend.

Durch das säulengetragene Portal gelangt man sofort in eine weite Halle, durch Hunderte von hutbedeckten Menschen belebt, wovon die einen, gruppenweise um einen hohen Spucknapf herumsitzend und die Beine nach allen möglichen Richtungen reckend und streckend, die neuesten Zeitungen lesen, die andern in eifriger Unterhaltung bei dampfender Cigarre auf- und abwandeln. Wie ich später erfuhr, waren die meisten dieser Herren nicht im Hotel wohnende Gäste, sondern fanden sich da nur zu gewissen Tagesstunden ein, um Bekannte zu treffen, Geschäfte abzuwickeln, die

neueſten Börſentelegramme zu leſen u. ſ. w. — Jedes amerikaniſche Hotel größern Ranges bietet in ſeinem Erdgeſchoß eine jedermann zugängliche Verſammlungshalle, die eine Menge nützlicher Bequemlichkeiten gewährt. Wer raſch einen Brief ſchreiben will, braucht blos in die ſogenannte Office zu gehen, wo alle Schreibmaterialien unentgeltlich in Hülle und Fülle zu finden ſind und wo immer verſchiedene Gentlemen, den Hut auf dem Kopfe zurückgeſchoben, emſig darauf losſchreiben, ohne daß ſich einer um den andern bekümmerte. Wer einer Erfriſchung bedarf, geht in das Nebenzimmer zur Bar (Schenktiſch iſt kein rechtes Wort dafür, denn am Schenktiſch kann man ſitzen, an der Bar nicht) und läßt ſich ein Glas Bier oder Wein oder Cocktail geben, wozu er dann nach Belieben einen Imbiß nehmen kann, der in Geſtalt von kaltem Braten, Schinken, Salat u. dgl. für jedermann auf verſchiedenen Schüſſeln bereit ſteht. Nur das Getränk wird bezahlt an der Bar, der Imbiß nicht. Wer ſich raſiren und friſiren laſſen oder ein Bad nehmen will, braucht blos in die betreffende Abtheilung des Hotels zu gehen, wo er alles Nöthige findet. Toilettegegenſtände, Briefmarken, die meiſten Zeitungen, Pamphlete und Bücher, alles iſt im Erdgeſchoß des Hotels zum Verkauf ausgeſtellt. Der Telegraph knarrt in einem fort, um die neueſten Curſe zu melden, und in den anſtoßenden Zimmern ſtehen ganze Reihen von Billards, wo junge und auch ältere Gentlemen ſo eifrig ſpielen, daß ſie, um ſich freier bewegen zu können, die Röcke abgelegt und die Hemdärmel in die Höhe gezogen, aber den unvermeidlichen Hut aufbehalten und nur halb in den Nacken geſchoben haben, um den Augen mehr Freiheit zu laſſen.

Erwägt man nun, daß alle dieſe Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten nicht nur jedem Bewohner des Hotels, ſondern auch jedem andern zu Gebote ſtehen, den einzutreten gelüſtet, ſo wird man begreifen, daß es in der weiten Halle des Erdgeſchoſſes ſowie in den anſtoßenden Räumen an Leben nicht fehlt. Man wird aber auch begreifen, daß einem neuen Ankömmling aus der Fremde dieſes eigenartige Treiben einen ſeltſamen Eindruck machen muß, bis er es näher kennen lernt.

Im Windsor-Hotel war das Bureau, wo für die Wohngäste alles Geschäftliche besorgt wurde, zur Rechten in der Mitte der Flurhalle und nur durch eine Art von Ladentisch von dieser getrennt, sodaß der Geschäftsführer einen bequemen Ueberblick nach allen Seiten hatte. Rechts und links vom Bureau lagen zahllose Koffer und Gepäckstücke aufgestapelt, der eine Theil, um mit den Abreisenden nach dem Bahnhofe, der andere, um mit den Angekommenen in ihre Gemächer spedirt zu werden. Wer im Hotel Wohnung nimmt, muß zugleich für die volle Beköstigung mitbezahlen, welche auf 3 Dollars täglich berechnet wird. Ich hatte dazu für ein bescheidenes Zimmer im vierten Stock, aber mit einem Badestübchen und sonstigen Bequemlichkeiten daneben, 2 Dollars, also im ganzen 5 Dollars täglich zu bezahlen.

Die eigentlichen Logirzimmer sind durchschnittlich sehr einfach eingerichtet; den Hauptschmuck bildet ein vortreffliches Bett, und mehr verlangt der Amerikaner nicht, der am Tage seinen Geschäften nachgeht und seine freien Stunden in einem der großen, prächtig ausgestatteten Salons zubringt, die jedem Bewohner des Hotels zur freien Verfügung stehen, um Besuche zu empfangen oder sich sonst darin aufzuhalten soviel er will.

Alle Gemächer, Vorplätze, Corridore und Treppen des Hauses sind mit Teppichen versehen und zwar in den elegantern Etagen mit sehr kostbaren. Das Hotel hat eine Menge ständiger Gäste, welche dort jahrelang, ebenso andere, welche dort monatelang wohnen und nach Maßgabe der Dauer ihres Aufenthalts bedeutende Preisermäßigungen genießen. Diese ständigen Gäste bestehen theils aus jungen Ehepaaren, welche aus dem fernen Westen ihre Hochzeitsreise nach New-York machen und ihre Honigmonde hier verleben; oder auch aus in der großen Weltstadt ansässigen jungen Familien, welche noch ein paar Jahre warten wollen, bis sie einen eigenen Hausstand gründen, der ihnen dann vielleicht nicht soviel Annehmlichkeiten bietet, als sie nach landesüblichen Begriffen im Hotel finden, wo sie prächtige Empfangszimmer, vortreffliche Bedienung und

die auserwählteſten Gerichte von früh bis ſpät täglich in Hülle und Fülle haben.

Dieſe ſtändigen Gäſte, wozu auch viele Junggeſellen gehören, ſind alſo die eigentlichen Nutznießer der Vortheile amerikaniſchen Hotellebens, denn der kurz verweilende Reiſende, der am theuerſten dafür bezahlen muß, hat am wenigſten davon, da er doch ſchwerlich ohne Bekanntſchaft bleibt, wo dann die große, in Amerika übliche Gaſtfreundſchaft ihn ſelten zu den Hotelgenüſſen kommen laſſen wird.

Die Gerechtigkeit erfordert, zu ſagen, daß dieſe Genüſſe für den, der ſich ihrer ganz erfreuen kann, nicht zu theuer bezahlt ſind. Hier ein kleiner Beweis dafür in der kurzen Schilderung der einzigen Tagesordnung, die ich, mehr als Beobachter denn als Genießender, ganz mitgemacht habe.

Nachdem man ſein Bad genommen und Toilette gemacht hat, begibt man ſich in die glänzenden Speiſeſäle der erſten Etage zum Frühſtück. Einige ziehen es vor, den Weg hinunter auf den weichen Teppichen zu wandeln, auf denen man ſeinen eigenen Schritt nicht hört. Die meiſten jedoch benutzen den Aufzieher, der, ein kleines elegantes Zimmer für ſich bildend, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend alle Etagen hindurch auf- und niederſchwebt. Man gibt, auf einen Knopf drückend, ein Zeichen, daß man mitfahren will, und erwartet dann das Erſcheinen des Aufzugs von oben oder unten. Sind unter den Wartenden Damen, oder auch nur Anſätze zu ſolchen, ſo entblößt man ehrerbietig ſein Haupt beim Einſteigen und behält den Hut in der Hand, bis wieder ausgeſtiegen wird. In einem der Vorzimmer zu den Speiſeſälen wird der Hut abgelegt und beim Eintritt in den erſten Saal wird man von einem Oberaufſeher des dienenden Perſonals empfangen, der feierlich voranſchreitend jedem den einzunehmenden Platz anweiſt. Dieſer Oberaufſeher, der ſein Geſchäft mit der ruhigen Würde eines Hofmarſchalls verſieht, wird im Engliſchen headwaiter genannt, was ich „Oberkellner“ überſetzen würde, wenn er mit der eigentlichen Bedienung zu thun und vor allem wenn er mit dem

Keller zu ſchaffen hätte, worauf doch das Wort Kellner hinweiſt. Allein für den Amerikaner iſt das öffentliche Weintrinken in den Hotels durchaus verpönt, und zwar aus guten Gründen, worauf ich ſpäter zurückkommen werde.

Hat man nun ſeinen Platz an einem der vielen im Saale umherſtehenden Frühſtückstiſche eingenommen, deren jeder auf ſeiner Mitte eine hohe kryſtallene Schale mit Früchten aller Art trägt, unter welchen duftende Apfelſinen und ſchwellende Weintrauben aus Californien die Hauptrolle ſpielen, ſo überreicht einem der Aufwärter den gedruckten Speiſezettel, der ſchon zum Frühſtück alles enthält, was man ſich nur zu einem auserleſenen Diner wünſchen kann. Das Einzige, was nicht auf dem zierlich gedruckten und elegant gefaßten Zettel ſteht, wird durch die kurze, leiſe Frage ergänzt: tea or coffee? Thee oder Kaffee?

Iſt dieſe Frage beantwortet, ſo ſtellt der Aufwärter zunächſt vor den Gaſt ein großes Glas Eiswaſſer hin, worin ſich ſo viel Eis befindet, daß für das Waſſer wenig Platz übrigbleibt. Schon vorher haben die meiſten Gäſte die Früchte in Angriff genommen, wie aus den Apfelſinenſchalen und Traubenreſten auf den Tellern zu ſehen. Auch dem Sellerie, der eine allbeliebte Vorſpeiſe der Amerikaner bildet und von ihnen in Form von langen Mohrrüben oder Rettichen gezogen wird, ſpricht man tüchtig zu, ſodaß ſich die hohen Gläſer, in welchen er weißſchimmernd mit grüner Krone prangt, bald leeren. Kommt dann der dampfende Thee oder Kaffee, ſo wird erſt ein tüchtiger Schluck Eiswaſſer genommen, denn der Amerikaner bewegt ſich gern in Extremen. Zugleich mit den heißen Getränken erſcheinen auch die beſtellten ſubſtantiellern Gerichte, als da ſind: gekochte, gebackene und gebratene See- und Flußfiſche; Geflügel aller Art, beſonders Prairiehühner, Rebhühner und Puter; Eierſpeiſen in den mannichfaltigſten Geſtalten, vom einfach geſottenen Ei angefangen bis zu dem mit Süßigkeiten, oder Zwiebeln, oder Trüffeln und Auſtern gefüllten Eierkuchen. Daß es an Fiſch-, Fleiſch- und Fruchtpaſteten, Beefſteaks und Cotelettes, und beſonders an den beliebten Hammel- und Lammrippchen auch

nicht fehlt, versteht sich von selbst. Austern, die man hier in auffallend großer Gestalt findet, sodaß eine einzige mehr Stoff enthält als ein ganzes Dutzend Ostender, gehören gleichsam zum täglichen Brot und werden mehr genossen als dieses, welches im trockenen Zustande dem Amerikaner unschmackhaft erscheint, weshalb er es nie ohne reichlichen Zusatz seiner trefflichen Butter zum Munde führt. Eine besondere Vorliebe aber hat er für alle magen- und zähneverderblichen heißen Gebäcke, unter welchen die sogenannten french rolls, dick mit rasch zerschmelzender Butter bestrichen, eine Hauptrolle beim Frühstück spielen. Die Austern werden in so vielerlei Art bereitet, daß es schwer ist, alle die verschiedenen Bezeichnungen dafür zu behalten, als da sind: gebacken, gesotten, geschmort, geröstet, zu Suppen, Pasteten und Saucen verwendet, u. s. w.

Von allen diesen Gerichten, zu welchen ich noch viele andere nennen könnte, wenn es hier auf Vollständigkeit ankäme, hat der Gast nun die Auswahl. Soviel ich bemerken konnte, wurde von den meisten Gästen vielerlei bestellt, aber mit nichts ganz aufgeräumt, und ich glaube, daß ein landeskundiger Freund nicht übertrieb, als er mir sagte, man könne mit dem, was täglich in einem großen amerikanischen Hotel übrigbleibt, ein halbes Tausend Menschen sättigen.

An meinem Tische saßen ein paar mir und einander unbekannte Gentlemen, welche die Speisekarte mit einem Ernst studirten, wie ein Feldherr die Karte eines zu erobernden Landes, dann die verschiedenartigsten Gerichte zu gleicher Zeit bestellten und sich darauf ganz in das Lesen der mitgebrachten Zeitungen versenkten, ohne welche kein Frühstücksgast den Saal betritt. Als die verschiedenen Speisen nun zu gleicher Zeit gebracht wurden, führte der eine in großer Hast einen Eierkuchen mit Früchten, der andere ein Beefsteak zum Munde; dazwischen schlürften sie abwechselnd heißen Kaffee und Eiswasser, vertieften sich dann wieder in ihre Zeitungen und ließen alles übrige unberührt stehen.

Auffallend war mir die Ruhe, die unter den vielen Menschen

in den großen Räumen herrschte; man hörte weder lachen noch laut sprechen, alles hatte einen ernsten, feierlichen Anstrich, und ohne das Klirren und Klappern des Geschirres und das Hin- und Hereilen der vielen Aufwärter hätte man bei geschlossenen Augen glauben können in einer Kirche zu sein. Die Herren lasen andächtig ihre Morgenblätter, deren Rascheln beim Umschlagen und Auseinanderfalten man deutlich vernehmen konnte; die Damen unterhielten sich nur leise untereinander. Daß in Gegenwart von Damen nicht geraucht werden darf, versteht sich von selbst, aber in Amerika wird weit strenger darauf gehalten und spielen die Damen überhaupt eine ganz andere Rolle als bei uns zu Lande, wovon später eingehender die Rede sein wird.

Die Frühstücksstunden dauern bis 10 Uhr. Während derselben ist ein stetes Kommen und Gehen, und es fällt dabei bald in die Augen, daß man unter den wechselnden Gestalten eine gemischtere Gesellschaft findet als in europäischen Hotels ersten Ranges. In den alten Culturländern, wo die Klassenunterschiede noch hervortreten, gibt sich damit auch eine gewisse Verschiedenartigkeit in Kleidung und Haltung kund, welche in Amerika weniger bemerkbar ist. Der wirklich gebildete Amerikaner steht in seinen Umgangsformen, welche der Höflichkeit des Herzens entspringen, keinem Europäer nach, aber er hat nichts von jener Vornehmthuerei, nichts von jenem gespreizten Wesen, welches man bei uns, selbst in gebildeten Kreisen, so häufig findet, und wodurch sich viele Vertreter bevorzugter Klassen von der Menge äußerlich minder begünstigter Staatsbürger zu unterscheiden suchen. Dazu kommt, daß es in Amerika (abgesehen von dem wenig zahlreichen Militär, wovon in den Städten nichts zu sehen ist) keine in die Augen fallenden Unterscheidungsmerkmale des Ranges und der Stellung gibt, also keine Bauern- noch sonstige besondere Volkstrachten, keine Uniformen und keine Orden.

Dies soll hier weder als Tadel noch als Lob ausgesprochen werden, sondern lediglich als Erklärung der oben bemerkten Thatsache, daß in Amerika Vertreter der verschiedensten Stände sich

leichter und bequemer geſellig zuſammenfinden als bei uns. Ein reicher deutſcher Bauer, der noch die Tracht ſeiner Väter trägt, wird, wenn er zur Stadt kommt, nicht im erſten Hotel abſteigen, wie ſein transatlantiſcher Standesgenoſſe, der Farmer, es thut, wenn ſeine Mittel es ihm erlauben. Daſſelbe gilt von jedem Arbeiter, der etwas vor ſich gebracht hat, gleichviel ob er es in einer Werkſtatt oder in den Goldminen Californiens erworben. Der Begriff des „Gentleman" erſtreckt ſich hier bis auf die unterſten Arbeiter herab; jeder will es den Beſſergeſtellten wenigſtens in der äußern Erſcheinung gleichthun, die Kleidung nach demſelben Schnitt und ſaubere Wäſche tragen. Die begüterten Amerikaner ihrerſeits ſuchen alles Auffällige in der Kleidung zu vermeiden, und ſo zeigt der Durchſchnitt der amerikaniſchen Männerwelt eine gewiſſe Einförmigkeit der äußern Erſcheinung, wie ſie kein anderes mir bekanntes Land bietet. Anders iſt es mit den Damen, deren Streben nach Luxus und Eleganz in auffallendem Gegenſatz zu dem durchweg ſchlichten Auftreten der Männer ſteht. Aber dieſe Contraſte laſſen ſich auf gleiche Urſachen zurückführen, wovon ſpäter die Rede ſein ſoll. Ich biete hier nur Bemerkungskeime, die ſich allmählich auswachſen werden, um die Eigenart des amerikaniſchen Lebens in ſeiner Geſammtheit zu veranſchaulichen. Das Hotel iſt nur ein Theil davon, aber ein wichtiger, in das ganze öffentliche Leben eingreifender und gewiſſermaßen dafür tonangebender. Tauſende von Menſchen, die ſich aus Armuth durch ſchwere Arbeit emporgerungen, lernen hier gewiſſe Regeln des Anſtandes, die ſie nicht wieder vergeſſen. Sie lernen in Bildung und Anſehen höher ſtehende Leute kennen, als ſie ſelbſt ſind, und das gibt ihnen den Antrieb zu eigener Fortbildung. Sie kommen in Berührung mit eleganten, graziöſen und oft feingeſchulten Damen und nehmen ſich zuſammen, ſelbſt ihr Beſtes herauszukehren. Sie lernen in den hohen, prächtigen, feierlichen Räumen bald mit ruhiger Sicherheit ſich bewegen, finden Vergnügen daran und übertragen manches von dem, was ihnen beſonders gefällt, auf ihr eigenes Heim. Linkiſch, tölpiſch und ſchüchtern iſt ſelbſt

der ungebildetste Amerikaner von Haus aus nicht, sondern überaus anstellig und gelehrig, sodaß er sich in neue Verhältnisse leicht zu finden und Nutzen daraus zu ziehen weiß.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zu unserer Tagesordnung zurück.

An den Mittagstafeln, wo drei Stunden hindurch immer neue Gäste erscheinen — eine Table d'hôte im deutschen Sinn des Wortes gibt es in amerikanischen Hotels nicht — geht es belebter zu als beim Frühstück. Die Morgenzeitungen sind schon gelesen, die Abendzeitungen noch nicht erschienen, und so wird der Unterhaltung mehr Raum gegeben. Doch nicht so viel wie bei uns, besonders wenn guter Wein das Mahl würzt und die Zunge belebt. Das gilt, wie schon bemerkt, in Amerika nicht für schicklich, wo in den Hotels Eiswasser oder auch ein Glas Milch den Wein ersetzen muß. Deshalb hat der Amerikaner von seinem Diner, obwol dieses zu den Genüssen des Frühstücks noch alle möglichen Suppen, Braten, Puddings und ice-creams bietet, auch keinen rechten Genuß, sondern betrachtet es mehr wie ein nothwendiges Geschäft, das möglich schnell abgethan werden muß. Beim Abendessen geht es ebenso. In den Zwischenstunden gehen die meisten Männer ihren Geschäften und Ausflügen nach, während die Zurückbleibenden mit den Damen in der großen, prachtvollen Halle lustwandeln, welche die ganze erste Etage durchzieht, oder die eleganten Parlors der Frontseite füllen, wo die ältern sich in Schaukelstühlen wiegen und die jüngern durch die Fenster dem immer buntbewegten Treiben in der fünften Avenue zuschauen.

Warum, bei der Fülle der Speisen, die von früh bis spät selbst den Nichthungerigen im Hotel zu Gebote stehen, den Durstigen das Weintrinken durch die öffentliche Sitte verboten ist, werde ich näher im Verlauf meiner Betrachtungen erörtern und dabei auch andere wichtige Punkte berühren.

In keinem andern mir bekannten Lande wirken die ersten Eindrücke des Volkslebens so fremdartig aufregend, so seltsam abstoßend, so ernsthaft komisch, so wunderlich verwirrend wie in

Amerika. Der gewöhnliche Amerikaner scheint förmlich etwas darin zu suchen, ein unfreundliches Gesicht aufzusetzen, auf der Straße scheinbar theilnahmlos an allem vorüberzurennen, in öffentlichen Localen seine Beine in den unglaublichsten Stellungen zu zeigen und beim Sprechen die Worte halb zu verschlucken, halb durch die Nase zu quetschen. Erwägt man dazu die unter dem Volke noch ziemlich allgemein herrschende Gewohnheit des Tabackkauens, welche es mit sich bringt, daß auf Eisenbahnen und in Wirthshäusern die hohen spittoons (Spucknäpfe) von nah und fern sitzenden Gentlemen aus freiem Munde in einer Weise zum Zielpunkte genommen werden, wie Schützen nach der Scheibe schießen, und mit einer Sicherheit des Treffens, deren nicht jeder Büchsenschütze sich rühmen kann, und daß dieses wenig erbauliche Schauspiel mit kurzen Unterbrechungen so lange fortdauert, als man ihm Betrachtung schenkt, so hat man wenigstens ein paar der dem Fremden zunächst in die Augen springenden Züge amerikanischen Volkslebens. Dieses hat auch andere Züge aufzuweisen, welche dem Fremden befremdlich genug in die Ohren springen. Dazu gehört das übliche Pfeifen vieler junger Gentlemen, welche dadurch auf Eisenbahnen und in öffentlichen Localen ihrem Freiheitsgefühle nicht immer melodischen Ausdruck geben. Dann das unglaublich schrill gellende Geschrei der Schwärme von aufdringlichen Jungen, welche die neuesten Zeitungen zum Verkauf ausbieten oder mit Wichskasten und Bürste hinter einem herlaufen, um auf bestaubte oder schmuzig gewordene Stiefeln aufmerksam zu machen, in der Absicht, diesen für 5 Cents neuen Glanz zu geben. In vielen Straßen trifft man auch andere lärmende Jungen, welche weniger nützlichen Beschäftigungen obliegen, indem sie selbst am hellen Tage Freudenfeuer (bonfires) anzünden, über welche sich niemand freut als sie selbst, wenn die Funken weit umherfliegen und der schwärzende Rauch den Vorübergehenden ins Gesicht weht.

Hat man sich erst etwas eingelebt, so erscheinen einem alle diese Dinge nur als kleine Störungen bei der Betrachtung des

Bildes, welches das großartige Leben und Treiben der Weltstadt New-York, wie auch der andern großen Städte Amerikas, vor uns entrollt.

Wer nicht tief in Vorurtheilen befangen ist, muß anerkennen, daß bei der Betrachtung dieser noch so jungen und doch schon so mächtig in die Geschicke der Menschheit eingreifenden Neuen Welt ein ganz anderer Maßstab der Schätzung angelegt werden muß, als bei der Beurtheilung der durch eine tausendjährige Geschichte gewordenen Zustände der Alten Welt zulässig wäre. Hier hat sich im Laufe der Jahrhunderte unter unzähligen Hemmnissen alles allmählich entwickelt und umgestaltet, dort ist alles in raschem Anlauf entstanden, seit das Land sich von der hemmenden Vormundschaft Englands losgerissen, um mit seinen reichen Hülfsquellen und seiner glücklichen Lage eine freie Heimstätte zu werden für alle, denen es in der alten lieben Heimat zu schwer wurde ihr Leben zu fristen, zu enge ihre Kräfte gedeihlich zu entfalten, oder welche die germanische Wanderlust und kühner Unternehmungsgeist über den Ocean trieb.

Die Geschichte hat kein zweites Beispiel eines Landes aufzuweisen, das eingewanderten Ansiedlern aller Zungen und Völker einen so weiten und freien Spielraum für ersprießliche Arbeit geboten wie Amerika, wo den nach Entfaltung ringenden Kräften keine andern Schranken gezogen sind, als die das Gesetz zieht, welches das so abenteuerlich buntscheckig zusammen gewürfelte und doch so fest und einheitlich zusammenhängende Volk durch seine gewählten Vertreter sich selbst gibt.

Eben die Mannichfaltigkeit der aus der Alten Welt losgerissenen Volksglieder, welche sich jenseits des Atlantischen Meeres zusammengefunden haben, um ein neues Volk zu bilden, erklärt auf das natürlichste den unvergleichlich raschen und großartigen Aufschwung dieses Volkes, wie auch manches fremdartig Anmuthende oder Abstoßende in seiner Erscheinung.

Die Einwanderer aus den alten Culturländern bringen die dort erworbenen Fähigkeiten und Kenntnisse mit in ein junges

Land, wo die bei uns übliche Art des Arbeitens nicht ausreicht, vielmehr die größte Anspannung aller Kräfte nöthig ist, um vorwärts zu kommen im Wetteifer mit dem eingeborenen Amerikaner, der in Unternehmungsgeist, Geschicklichkeit, Fleiß und Ausdauer bei der Arbeit nicht leicht seinesgleichen findet.

Dieser rastlose Wettkampf tüchtiger Vertreter aller Culturvölker der Alten Welt ist der Vater des Fortschrittes in der Neuen, die uns schon in vielen Stücken und vor allem in dem Hauptstücke: der Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Schnelligkeit des öffentlichen Verkehrs, weit überflügelt hat.

Viel trägt dazu bei, daß die Natur den Vereinigten Staaten mit verschwenderischer Hand Vortheile gewährt hat, welche dem Volke die Ausführung großer und fruchtbarer Unternehmungen wesentlich leichter machte als irgendeinem andern Volke. Durch seine glückliche Lage zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ocean bildet der nordamerikanische Staatencomplex in seiner ungeheuern Ausdehnung eine Welt für sich, deren Bewohner keine Grenze zu schützen, keinen äußern Feind zu fürchten haben, und deshalb ihre ganze Kraft den ersprießlichen Arbeiten des Friedens widmen können, zu eigenem Gewinn und zur Vermehrung des Nationalreichthums. Hier braucht, wer Neues gründen will, nicht erst den Schutt von Jahrhunderten wegzuräumen, um Platz zu finden; hier gibt es keine althergebrachten Vorurtheile zu bekämpfen, die dem Fortschritt hemmend im Wege stehen; hier blickt man nicht, über die Gegenwart klagend, wehmüthig in die Vergangenheit zurück, um der guten alten Zeit zu gedenken, sondern man stürmt vorwärts, einer Zukunft entgegen, an deren Größe alle Mitstürmenden glauben, solange ihre Kraft aushält. Das ganze Volk gleicht einer im Siegesschritt vorrückenden Armee. Wer nicht mehr Schritt halten kann, der muß zurückbleiben und oft am Wege verkümmern, wie auf Eilmärschen in Kriegszeiten mancher Soldat, dessen Kraft den geforderten Anstrengungen nicht gewachsen ist.

Neben dem vielen Großen und Nachahmungswürdigen, das den Reisenden in Amerika zum Staunen, oft zur Bewunderung

hinreißt, findet er überall auch Elend und Unglück die Fülle, und zwar zumeist bei Menschen, denen in der Jugend bessere Sterne leuchteten. Doch wie könnte dem anders sein in einem Lande, wo es noch Urwälder zu lichten, Wüsten urbar zu machen und Bahnen durch Felsengebirge zu brechen gibt, und wo eine nervige Faust, die zuzugreifen und festzuhalten weiß, sich einträglicher erweist als die genaueste Kenntniß des Pindar, Horaz und der alten Mythologie.

Der plattdeutsche Bauernsohn, von früh auf an harte Arbeit gewöhnt, bringt es hier gewöhnlich weiter als der hochdeutsche Student oder Offizier, den ein unglückliches Duell oder Schulden über das Meer trieben. Ueberhaupt kommt man in Amerika denen, welche klein anfangen, hülfreicher entgegen als denen, welche schon mit gewissen Ansprüchen die Neue Welt betreten, wo jede Art von Arbeit als ehrenvoll betrachtet wird, mit alleiniger, seltsamer Ausnahme derjenigen, welche die geringste Anstrengung erfordert, nämlich das Stiefelputzen, wozu sich so leicht keine erwachsene Person weißer Gesichtsfarbe hergibt, weshalb das an sich sehr einträgliche Geschäft in der Regel nur von Negern ausgeübt wird, welche besondere Standquartiere dafür haben, und von den schon früher erwähnten, mit Wichse und Bürste durch die Straßen schreienden, meist barfüßigen Knaben, welche der Mehrzahl nach Waisenkinder sind, und zu deren Gunsten ich im Verlauf meiner Briefe noch manches zu sagen haben werde. Aus ihren Reihen sind schon viele angesehene und reiche Männer hervorgewachsen.

Im allgemeinen gilt es seit den Tagen Benjamin Franklin's in Amerika als höchster Ruhm, sich aus kleinen Anfängen zu Großem emporgeschwungen zu haben, im Gegensatz zu aristokratischen Ländern, wo hohe Abkunft und glänzende Familienverbindungen als wirksamste Empfehlung gelten.

Bezeichnend für diese, durch die Anglo-Amerikaner, die Sprößlinge des aristokratischsten Volkes der Welt, begründete Anschauung ist eine Anekdote, die man sich von dem Präsidenten Lincoln erzählt, zu welchem während des Bürgerkrieges ein hoch-

geborener junger deutſcher Offizier, Prinz oder Graf, kam, um ihm ſeine Dienſte anzubieten. Er hatte den Rang eines Rittmeiſters, und der Präſident zeigte ſich ſofort erbötig, ihm eine entſprechende Stellung in der Cavalerie anzuweiſen. Der Rittmeiſter hatte mehr erwartet und drückte dies in ſeiner Art aus, durch Hinweiſung auf ſeine hohe Abkunft und nahe Verwandtſchaft mit einem regierenden Fürſtenhauſe. „Das ſoll Ihrer Beförderung nicht hinderlich ſein, ſobald Ihre Leiſtungen in unſern Dienſten Sie dazu berechtigen“, erwiderte der Präſident. Der junge Rittmeiſter zeichnete ſich aus durch Umſicht und Tapferkeit und gelangte bald zu höherm Range.

Drittes Kapitel.

In New-York.

(Weitere Umſchau.)

Ich hielt es in dem großartigen Windſor-Hotel nicht lange aus, da es für mich keinen andern Reiz haben konnte als den der Neuheit, der bald vorüber war. Ich lernte ſeine Vorzüge und Bequemlichkeiten für die Maſſe ſeiner Bewohner und deren Zwecke nach allen Richtungen würdigen und glaube ihnen auch in meiner Schilderung gerecht geworden zu ſein, allein für mich waren ſie ſo gut wie gar nicht vorhanden. Ein einziger Tag, den ich dazu beſtimmt hatte, einige Ordnung in meine Sachen zu bringen und dringende Briefe zu ſchreiben, genügte, mir das unruhvolle Hotelleben zu verleiden.

Ich war ſchon um ſieben Uhr aufgeſtanden, konnte aber erſt drei Stunden ſpäter an die Arbeit gehen, um dann nichts von dem zu finden, was ich dazu brauchte.

Von Kleiderreinigen, Stiefelputzen, oder gar einen Barbier aufs Zimmer zu bekommen, wie ſich das in Deutſchland ſo bequem macht, iſt keine Rede. Man kleidet ſich vollſtändig an, wie man ſich abends zuvor ausgekleidet, und tritt dann die lange Wanderung in die unterirdiſchen Räume des Hotels an, wo eine Menge weißer und ſchwarzer Bartſcherer, Haarkünſtler, Kleiderreiniger und Stiefelputzer ihr einträgliches Geſchäft treibt. Das iſt eine der Vorſchulen für künftige Millionäre. Ein Stiefelputzer erhält für jedes Wichſen 10 Cents, kann alſo leicht in einer Stunde einen

Dollar, wenn's raſch geht auch wol das Doppelte verdienen. Das Raſiren koſtet 20 Cents, doch man gäbe meiſt gern das Doppelte, wenn man ſchnell unter das Schermeſſer kommen könnte, allein der Andrang iſt gewöhnlich ſo groß, daß man leicht eine Stunde darüber verlieren kann. Sind dann auch noch die Kleider gereinigt, ſo kann man getroſt zu den großen Speiſeſälen hinaufſteigen und auf dem Wege dahin eins der feilgebotenen Morgenblätter kaufen, um ſich die Zeit zu vertreiben, bis das Frühſtück ſervirt wird.

Es war zehn Uhr vorüber, als ich wieder auf mein Zimmer kam und daran ging, den großen Reiſekoffer auszupacken, wobei ſich dann bald ergab, daß nirgends Platz war, um auch nur einen kleinen Theil der Sachen zu verwahren. Kein Schrank, keine Kommode, keine Schublade im Tiſch, ja überhaupt kein rechter Tiſch, ſondern nur eine Ahnung davon in Geſtalt einer kleinen Marmorplatte mit Fußgeſtell. Dahinter ſtand ein kleines Sofa und davor ein großer Schaukelſtuhl. Faſt ein Drittheil des Zimmers wurde durch das große Bett in Anſpruch genommen, auf welchem ich vorläufig alles unterbringen konnte. Aber wohin ſpäter damit? Es blieb nichts übrig, als ſofort wieder einzupacken. Was ich an Wäſche und ſonſt Nothwendigem zur Hand haben wollte, wurde auf den Schaukelſtuhl gelegt, aber als ich auch ein paar Bücher darauf warf, fing das Ungethüm an zu ſchaukeln und ſchüttelte alles von ſich.

Eine gute Stunde verging, ehe die Sachen wieder im großen Koffer lagen, und nun ſollte es ans Briefſchreiben gehen. Aber auch das war leichter gedacht als gethan. In meinem Reiſeſchreibzeug fand ſich keine flüſſige Tinte mehr, und ſolche im Hotel zu erlangen, erwies ſich als eine ſchwierige Aufgabe. Auf mein wiederholtes Schellen erſchien zwar ein Aufwärter, der aber große Augen machte, als er mein Begehren vernahm. Desgleichen ſchien ihm noch nicht vorgekommen zu ſein. Er ſagte mir, zum Schreiben ſei die „Office" unten im Flur, wo alle Gentlemen ihre Schreibereien beſorgten, doch verſprach er mir endlich auf mein freundliches Bitten, mir etwas Tinte zu beſorgen, was dann auch

geſchah, nachdem ich inzwiſchen ſchon einen Brief mit Bleiſtift geſchrieben hatte. Als der Aufwärter wiederkam, brachte er auch eine Karte mit, bemerkend, daß der Gentleman, der mich zu ſprechen wünſchte, im Parlor des zweiten Stockes mich erwarte. Da ich aus der Karte erſah, daß es ein Reiſegefährte von mir war, der keine Anſprüche darauf machte, in einem glänzenden Empfangszimmer begrüßt zu werden, ſo ließ ich ihn bitten herauf-zukommen. Er wollte ſich nur nach meinem Befinden erkundigen und mich, wenn es meine Zeit erlaubte, ein wenig an die friſche Luft führen, da es ein. freundlicher, wenn auch windiger Tag war. Er begriff vollkommen, daß es mir in dem großen Hotel auf die Dauer unmöglich gefallen könne, und beſtärkte mich in meinem Vorhaben, es mit einer behaglichern Privatwohnung zu vertauſchen, die in den verhältnißmäßig ruhigen Querſtraßen, welche die geräuſchvollen Avenuen durchſchneiden, leicht zu finden ſein werde.

Wir machten eine Fahrt durch den Centralpark, den Stolz der New-Yorker, und fuhren dann durch den Broadway — der allen Amerikanern als die ſchönſte Straße der Welt gilt — bis zum älteſten Theile der Stadt, der ſogenannten Bowery (holländiſchen Urſprungs), die ſich durch ihre engen, ſchmuzigen und gewundenen Gaſſen weſentlich von dem größern, mit ſchachbret-artiger Regelmäßigkeit gebauten neuern Theile unterſcheidet.

Um einen klaren Ueberblick der die lange, ſchmale Manhattan-inſel ganz bedeckenden Metropole zu haben, muß man bei ihrem ſüdlichſt gelegenen Punkte, der ſogenannten Battery beginnen, welche wegen ihrer großen Raſenflächen, ſchattigen Baumgruppen und friſchen Seeluft früher den Hauptzufluchtsort der Stadtbewohner während der heißen Jahreszeit bildete, bis mit der raſch wachſen-den Ausdehnung der Neuſtadt ein neuer weit größerer, der ſoge-nannte Centralpark entſtand, deſſen nördlicher Richtung allmählich alles elegante Leben folgte, die Bowery und ihren grünen Zubehör, die Battery, darüber verlaſſend. Der Broadway fängt hier an und läuft, die ganze Länge der Inſel durchziehend, noch über den

Centralpark hinaus; alle übrigen Straßen, welche parallel mit dem Broadway laufen, sind namenlos und werden nur durch Nummern unterschieden, als erste Avenue, zweite Avenue u. s. w. So hat es sich gefügt, daß Broadway oft als allgemeine Bezeichnung für die ganze neuere Stadt gebraucht wird, im Gegensatz zu der mehr plebejischen alten Bowery, obgleich der Broadway aus seinen Anfängen auch noch einige Häuser von historischer Bedeutung aufzuweisen hat, wie z. B. das alte Kennedy-Haus, welches während des Unabhängigkeitskrieges abwechselnd die Wohnung von Lord Cornwallis, General Clinton, Lord Howe und General Washington war. Auch Talleyrand brachte einige Zeit unter seinem Dache zu.

Wo jetzt das Postamt steht, stand einst eine alte holländische Kirche, deren Thurm Benjamin Franklin während seines Aufenthalts in New-York als Observatorium für seine elektrischen Experimente benutzte.

Der Broadway ist jedenfalls die großartigste Geschäftsstraße, die mir je zu Augen gekommen; sie besteht fast nur aus Palästen, darunter viele von weißem Marmor, wenigstens in der Fronte, andere von Eisen und die übrigen aus rothen Backsteinen aufgeführt. Die meisten dieser Gebäude sind von ungewöhnlicher Höhe; ich habe die Stockwerke nicht gezählt, denn es ist schwer bei der hin- und herwogenden Menschenmenge auf einem Flecke stehen zu bleiben, will aber gern den gewöhnlichen Angaben glauben, daß die meisten dieser Häuser über vier und viele bis zu neun Stockwerk Höhe haben. Alle sehen neu, blank und schimmernd aus mit ihren zahlreichen großen Fenstern und den bis zu den Dächern aufsteigenden, durch ihre Menge und grellen Farben die Augen völlig verwirrenden Firmentafeln und Anzeigen aller Art. Denkt man sich nun die Breite dieser fünf englische Meilen langen Straße ganz im Verhältniß zu ihren stattlichen Bauten, die alle dem Handel dienen, und dazu einen hellen Himmel, der selbst die fernsten Gegenstände in klaren Umrissen erscheinen läßt, so kann man sich wenigstens eine annähernde Vorstellung von der Eigenartigkeit dieser imposanten mercantilen Rennbahn

machen, welche sich von den großen Verkehrsadern der wichtigsten Handelsplätze der Alten Welt wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie dem hindurchwogenden Menschenstrom mehr Licht, Luft und Raum bietet. Die Zahl der Fußgänger auf den Trottoirs mag noch so groß sein, die Menge der Equipagen und Fuhrwerke aller Art unübersehbar erscheinen: es gibt hier nie ein Stocken und Stauen oder Stoßen und Aneinanderrennen, es findet sich immer genug Platz zum Ausweichen für Pferde und Menschen, oder, um einen beliebten amerikanischen Ausdruck zu gebrauchen: Ellbogenraum für alle.

Eine solche Mannichfaltigkeit charakteristischer Köpfe und malerischer Gewandung, wie jeder orientalische Bazar sie zeigt, bietet der Broadway freilich nicht, und es ist deshalb übertrieben, wenn behauptet wird, daß alle Völker der Welt hier vertreten seien. Ich habe den Broadway oft durchwandert und nie einen Russen, Türken, Perser, Araber, Indier u. s. w. darin gefunden, wenigstens nicht äußerlich erkennbar, im Gegentheil ist es mir immer von neuem aufgefallen, daß die Menge der Menschen in New-York eine so merkwürdige Gleichförmigkeit in Tracht und Haltung zeigt, wie man dergleichen in keiner Weltstadt sieht. Selbst die Neger, denen man oft genug begegnet, machen von dieser Regel keine Ausnahme, und nur die sehr vereinzelt vorkommenden Chinesen tragen noch ihren Zopf und landesüblichen Zubehör.

Wol in keiner Hauptstadt der Alten Welt bietet die männliche Bevölkerung in ihrer Gesammtheit eine so einförmige Schau, wie in dem großen New-York, trotz des frischen Zuflusses, den sie fortwährend erhält. Aber die Einwanderer sind vorwiegend irische, deutsche und skandinavische Arbeiter, welche sich so schnell der herrschenden Gangart anbequemen lernen, wie Bauern, wenn sie unter die Soldaten kommen. Da man nun in New-York, wie überhaupt in den amerikanischen Städten, kein Militär zu sehen bekommt, durch Geburt oder Stellung bevorzugte Klassen nicht vorhanden sind, den Hauptwerthmesser des Menschen das Geld bildet, die meisten Reichen klein angefangen und bei harter Arbeit

wenig Gelegenheit gehabt haben, feine Bildung und Manieren zu gewinnen, ſo erklärt ſich leicht die erwähnte Gleichförmigkeit in Tracht und Haltung.

Im Gegenſatz zu den durchgehends ſchlicht gekleideten Männern, unter denen man ſelten eine durch Eleganz und vornehme Haltung ſich auszeichnende Erſcheinung findet, entfalten die Damen, nach Maßgabe ihrer Mittel, einen Luxus in der Toilette, der kaum in Paris und London überboten werden kann. Und die meiſten kleiden ſich mit viel Geſchmack und bewegen ſich mit einer ungezwungenen Anmuth, die ihrer bevorzugten Stellung entſpringt. Sie nehmen ſich auch zu Pferde gewöhnlich beſſer aus als die Männer, die eine gewiſſe Nachläſſigkeit in der Haltung beim Reiten ſo ſelten verleugnen wie beim Gehen.

Wir begegneten im Centralpark einer Menge eleganter Reiterinnen, aber keinem einzigen eleganten Reiter. Desgleichen ſahen wir viele Buggies von jungen und älteren Damen mit einer Sicherheit gelenkt, als ob es ihr tägliches Geſchäft wäre.

Diener, Kutſcher und Reitknechte ſieht man ſelten bei ſolchen Ritten und Fahrten; die Damen wiſſen ohne ſie fertig zu werden. Gute Pferde ſind in Amerika weit billiger als bei uns und werden deshalb dort auch häufiger in Familien von beſcheidenen Einkünften gehalten; gute Diener aber ſind ſchwer zu finden und müſſen theuer bezahlt werden. Man ſieht ſie deshalb ſelbſt in wohlhabenden Häuſern weit ſeltener als bei uns.

Der in ſeinen Anlagen großartige, aber noch junge Centralpark bildet ein Parallelogramm von dritthalb engliſchen Meilen Länge und einer halben Meile Breite.

Von ſeiner grünen Herrlichkeit war nichts mehr zu ſehen; die heftigen Herbſtſtürme hatten die Blätter ſchon von den Bäumen geblaſen, die in ihrer Nacktheit zeigten, daß ſie noch nicht viel Zeit gehabt hatten mächtig heranzuwachſen, da die Anlage des Parks erſt im Jahre 1858 begonnen wurde.

Die Bodenerhebungen, welche bei der Battery beginnen und das Rückgrat der Manhattaninſel bilden, durchziehen den Park

von einem Ende zum andern, bald sich zu schönen Aussichtspunkten erhöhend auf einen ansehnlichen, künstlich hergestellten See und durch Flüsse belebte Thäler, bald selbst, infolge menschlicher Nachhülfe, allerlei kleine Alpenscenerien vorstellend, mit Felspartien, Abhängen, Schluchten und romantischem Zubehör. Ich habe den Park im Sommer wieder besucht und gefunden, daß er seinen Ruhm wohl verdient, in Anbetracht der großen Schwierigkeiten, welche bei seiner Anlage zu überwinden waren. Schönere Bäume findet man in der alten Battery, auf deren Westseite Castle-Garden sich erhebt, ein unschöner, thurmartiger Bau, der früher als Festungswerk zum Schutz der Insel diente, dann in eine Musikhalle verwandelt wurde, und jetzt weltbekannt ist als erster Zufluchtsort für die Massen der Einwanderer aus Europa, welche ein Unterkommen in Amerika suchen. In den weiten Räumen von Castle-Garden, wohin sie gleich nach der Landung von eigens dazu angestellten Beamten geführt werden, finden sie für die erste Nacht Kost und Schlafstelle unentgeltlich, dazu Gelegenheit, ihr mitgebrachtes Geld in landesübliche Münze umzusetzen und sich über alles Weitere Raths zu erholen. Die meisten ziehen dann bald weiter, dem fernen Westen zu, wenn sie nicht, wie das so oft geschieht, bei ihrer ersten Umschau in New-York gewiegten Gaunern in die Hände fallen, die zu Hunderten auf die grünen Ankömmlinge Jagd machen, um ihnen auf die verführerischste Weise die Taschen zu erleichtern.

Ein bewegteres und ergreifenderes Bild, als die große Einwandererhalle von Castle-Garden bietet, kann man sich kaum vorstellen. Wol drückt sich in manchem männlichen Gesichte Muth und Hoffnung aus, aber der Gesammteindruck ist doch ein tief wehmüthiger. Die meisten Frauen und Kinder sind während der langen Fahrt im Zwischendeck aus der Seekrankheit nicht herausgekommen, nun athmen sie zum ersten mal wieder Landluft und sind auch für die erste Nacht in der fremden Welt geborgen, doch unter so verwirrenden Eindrücken, daß sie schwer zur Ruhe kommen können. Schon am nächsten Tage müssen sie ein neues Unterkommen suchen wie es gehen will. Die alte Heimat — nach

welcher sich viele wol schon jetzt nach den überstandenen Prüfungen zurücksehnen — Tausende von Meilen hinter sich, eine ihnen unbekannte Welt vor sich, müssen sie vielleicht noch Tausende von Meilen reisen, ehe sie eine neue Heimat finden.

* * *

Bei unserer Rückkehr ins Hotel fiel es mir auf, in den verschiedenen grünen Squares, welche wir passirten, die meisten Bänke von theils sehr dürftig, theils sehr verwildert aussehenden Menschen besetzt zu finden, und ich wurde von meinem Begleiter belehrt, daß sehr viele Obdachlose selbst die kalten Nächte im Freien zubringen, gerade wie in London. An Bildern des Elends fehlt es in New-York so wenig wie in andern großen Städten.

Schon am nächsten Mittag hielt ich meinen Umzug aus dem Hotel in eine nicht weit davon gelegene Privatwohnung, die mir für einen im Verhältniß zu ihrer Lage im besten Theile der Stadt nicht übermäßigen Preis alles bot, was ich brauchte, um mich behaglich zu fühlen, so oft ich zu Hause war. Ich hatte ein freundliches Empfangszimmer und ein ebenso freundliches Schlafgemach, das mir noch mehr bot, als ich brauchte, denn in dem großen und vortrefflichen Bett, welches dem hohen weißen Marmorkamin gerade gegenüberstand, war Platz für vier. Es war ein Bett, wie man dergleichen bei uns nur noch in alten Schlössern findet, ein förmliches Gebäude, dessen Hintertheil, in elegantes Schnitzwerk auslaufend, fast bis an die Decke reichte, während das ebenfalls sehr zierlich geschnitzte Vordergestell um die Hälfte niedriger war. Und der schneeweiße Ueberzug des Lagers war so fest, daß ich morgens beim Aufstehen nie eine Falte darin bemerkte.

Ich würde es also, bei der vortrefflichen Ventilation der Zimmer, kaum bemerkt haben, wenn das Bett wochenlang nicht „gemacht" worden wäre, wie der seltsame deutsche Ausdruck lautet; allein die Thatsache, daß das (für meine bescheidenen Körperverhältnisse mit Recht so zu nennende) Riesenbett jeden Morgen frisch gemacht wurde, konnte sich meiner Kenntnißnahme nicht ent-

ziehen, da ich während der Arbeit, wozu immer drei Personen nöthig waren, das Schlafgemach räumen mußte, welches mir, als der gemüthlichste Raum im Hause, zugleich als Schreibzimmer diente.

Ich pflegte dann, wenn das Wetter freundlich war, zunächst an eine benachbarte Straßenecke zu gehen, wo ein thronsesselartiger Stuhl stand mit einem hohen Fußgestell, auf welchem ein Neger nur immer so lange saß, bis jemand kam den Thronsessel zu besteigen, um sich die Stiefel wichsen zu lassen.

Der Zufall wollte, daß ich von diesem Sessel aus manchen Bekannten begrüßen konnte, der gerade des Weges kam.

War das Wetter zu schlecht, um ihm auf offener Straße die Stirn zu bieten, so stieg ich in ein nicht weit von der Ecke entferntes, durch große Aufschriften in die Augen fallendes kellerartiges Local hinab, wo zwei Neger ein einträgliches Geschäft mit dem Stiefelputzen trieben.

Ich hätte das Vergnügen billiger und bequemer in jeder Barbierstube haben können, wo an der Wand geschrieben stand: „Every shave includes a shine" (wer sich rasiren läßt, bekommt seine Stiefeln umsonst gewichst), allein es widerstrebte mir immer, gleich nach erfolgter Einseifung mein Frühstück einzunehmen, und dann hatte auch die Unterhaltung mit den Negern einen besondern Reiz für mich, der ich schon lange überzeugt bin, daß alle Phasen menschlicher Entwickelung aus der athmenden Gegenwart besser zu erforschen sind als aus der modernden Vergangenheit.

Zum Frühstück ging ich gewöhnlich in das sehr elegant und sauber gehaltene Parker'sche Restaurant und hatte dabei eine große Verkehrsstraße zu kreuzen, wo von früh bis spät ein so ohrenzerreißender Lärm herrschte, als ob alle Mächte der Hölle losgelassen wären. Selbst das buntbewegte Leben im Broadway erschien mir, verglichen mit diesem Höllenlärm, der alle Häuser erbeben machte, nur wie ein Kinderspiel auf Teppichen.

Eine von hohen, schlanken Pfeilern getragene Eisenbahn mit zwei Gleisen führt, fast in gleicher Höhe mit den Hausdächern,

die Mitte der Straße entlang, sodaß sich eigentlich zwei Straßen bilden: eine oben in der Luft und eine andere auf festem Boden. Die obere mit ihren unaufhörlich dahinrasselnden Zügen gewährt einen imposanten Anblick, besonders am Abend, wenn die erleuchteten Waggons wie durch die Finsterniß fahrende Feuerwagen erscheinen — aber sie zu hören ist schrecklich.

Unter diesen hohen, luftigen Gleisen befinden sich nun auf fester Erde vier Gleise für Pferdebahnen, deren große Wagen (cars) in ununterbrochener Reihenfolge bis Mitternacht die Straßen durchknarren, welche immer noch Raum läßt für eine Menge Lastwagen und Kutschen, deren Reihenfolge auch kein Ende nimmt. Unter diesen Zügen in der Luft und zwischen den Wagenreihen auf dem Pflaster drängt sich nun fortwährend eine Masse eiliger Menschen von einem der breiten Trottoirs, die von weißen und schwarzen Fußgängern wimmeln, nach dem andern hin. Es erscheint jedesmal als ein gefährliches Wagestück hinüberzukommen, allein dieses Wagestück wird unter Springen und Laufen von vielen tausend Menschen stündlich vollbracht, und es kommen verhältnißmäßig wenig Unglücksfälle dabei vor.

Unter den Aufwärtern im Parker'schen Restaurant waren ein paar stattliche Männer von reservirter Haltung, die mir ganz den Eindruck von Leuten machten, welche in gebildeten Kreisen groß geworden und einst bessere Tage gesehen. Es waren sicher Deutsche, aber sie schienen es absichtlich zu vermeiden, deutsch zu reden. Vielleicht würden sie es unter vier Augen mit mir gethan haben, allein dazu bot sich keine Gelegenheit, weil die Zimmer nie leer von Besuchern waren und es in Amerika nicht Brauch ist, sich mit den Aufwärtern anders zu unterhalten als über das Geschäftliche. Nur in deutschen Localen kommt es dort noch vor, daß eine Unterhaltung mit gutem oder schlechtem Wetter beginnt, um dann auf andere Dinge zu führen. Diese Art von gemüthlicher Anknüpfung findet man bei den Amerikanern nicht, und so wird es unter ihnen einem Deutschen aus den bessern Ständen, dessen Glück Schiffbruch gelitten und der nicht an seine

Vergangenheit erinnert werden mag, leichter gemacht, sein Incognito zu bewahren, als unter seinen Landsleuten.

Wenn ich, ebenso schweigsam, aber keineswegs ebenso hastig wie die übrigen Gäste, mein Frühstück zu mir genommen hatte, lenkte ich, eine Cigarre im Munde, meine Schritte einem Hause zu, vor welchem ein weiß-roth-blauer Pfahl aufgepflanzt stand, als Wahrzeichen eines Barbiersalons zu ebener Erde. Diese dreifarbigen Pfähle sind für die Amerikaner wahre Leuchtthürme, welche ihnen den Eingang zum Hafen der Ruhe zeigen; denn an keinem andern Orte fühlen sie sich so behäbig und nehmen sie sich tagsüber so viel Zeit wie im Barbiersalon. Da stehen sechs oder acht Stühle nebeneinander aufgepflanzt vor ebenso vielen Spiegeln, welche die Lebensbilder der unter dem Messer ausgestreckten Kunden in merkwürdiger Verkürzung zeigen, und zwar so, daß man vom Kopfe wenig zu sehen bekommt. Der hohe Schraubstuhl, welchen der Kunde zu besteigen hat, ist nämlich dergestalt eingerichtet, daß der ganze Körper darauf ausgestreckt wird, wobei Kopf und Füße tiefer zu liegen kommen als der mittlere Theil. Der Kopf wird so weit zurückgebogen wie beim Zahnausziehen, um dem Barbier sein Geschäft möglichst bequem zu machen, während die Lage des zu Barbierenden so unbequem wie möglich ist, und er in dieser unbequemen Lage weit länger ausharren muß, als nöthig wäre bei rascher Besorgung des Geschäfts, die der Barbier unzweifelhaft in seinem eigenen Interesse vornehmen würde, wenn er wüßte, daß seinen Kunden damit gedient wäre. Allein diese in allen andern Verrichtungen so eiligen Menschen wünschen gerade bei diesem Vorgange keine Eile und würden sich sehr vernachlässigt fühlen, wenn die Operation nicht mit allen erdenklichen Umständlichkeiten in behäbigster Ruhe vor sich ginge. In der Barbierstube wird ihnen die Zeit nie zu lang; sie warten geduldig ab, bis sie an die Reihe kommen, und je öfter die Bartsichel wieder gewetzt wird, um ein noch stehen gebliebenes Härchen abzumähen, desto besser. Die unruhige Geschäftigkeit, in der sie gewöhnlich leben, bedarf offenbar einer jeweiligen Ausgleichung, wie die Ruhe

des Barbiersalons sie bietet. Beispiel und Gewohnheit thut viel, und so erklärt es sich, daß auch die Deutschen im Lande die amerikanische Art des Rasirens und Kopfwaschens für die beste in der Welt halten. Ich würde wahrscheinlich auch mit der Zeit dieser Ueberzeugung geworden sein, wenn ich länger in Uebung geblieben wäre; allein da ich zu viel Zeit damit verlor und die Morgenstunden lieber zum Briefschreiben benutzte, zudem die in Amerika übliche Art des Frühstückens mir nicht zuträglich fand, so suchte ich es möglich zu machen, mir meinen Thee selbst zu bereiten und desgleichen die übrigen Manipulationen zu Hause besorgen zu lassen, was mir durch freundliche Vermittelung auch bald gelang. Ein deutscher Barbier, der poetisches Interesse für mich hatte, kam jeden Morgen, um mich nach heimischer Weise zu rasiren, und ein Neger aus der Nachbarschaft sorgte für Reinhaltung meiner Stiefeln und Kleider.

Als die mir zugewiesene Aufwärterin diese allem Brauch und Herkommen widersprechende Neuerung einige Zeit scharfen Auges beobachtet und von dem sehr mittheilsamen Neger auch den wöchentlichen Preis seiner Mühewaltung erfahren hatte, trat sie eines Tages entschlossen vor mich hin mit der Erklärung, daß sie bereit sei, für diesen Preis mir die Stiefeln und Kleider selbst zu bürsten. Es war aus ihren Augen und Worten leicht zu ersehen, welche Ueberwindung ihr dieser Entschluß gekostet. Sie brachte das Opfer, wie sie mir zu verstehen gab, nur um ihrer hülfsbedürftigen Mutter kräftiger beispringen zu können; eine Regel würde sie aus solchem Geschäfte nicht machen und z. B. dem Hausherrn die Stiefeln nicht putzen, des Princips wegen, obgleich er ein sehr würdiger Gentleman sei.

Dafür hielt ich ihn auch, und, wie sich im Laufe der Zeit ergab, mit Recht. Dr. Lawson war ein unverheiratheter Arzt in den Vierzigen, dem eine jüngere Schwester das Hauswesen musterhaft führte. Es herrschte in allen Räumen eine Ordnung und Sauberkeit, die nichts zu wünschen übrigließ, und da man bald merkte, daß ich beim Lesen oder Schreiben gern ungestört blieb,

so wurde darauf alle mögliche Rücksicht genommen, sodaß nicht ein Fall vorkam, der mir irgendwelchen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, hingegen mancher Fall, der mir Grund gab, für seine Aufmerksamkeiten dankbar zu sein.

Ich hatte mir einmal eine heftige Erkältung zugezogen, als ich bei warmem Wetter ausgegangen, plötzlich von einem eiskalten, anhaltenden Regenguß überfallen, den langen Heimweg zu Fuß machen mußte, da keine Droschken zu finden und alle Cars überfüllt waren. Ohne die sorgfältige Pflege, die ich im Hause fand, wäre ich wahrscheinlich ernsthaft krank geworden. Auch so mußte ich einige Tage das Zimmer hüten. Das kalte Regenwetter hielt an und man rieth mir, bei dem unergründlichen Schmuz in den Straßen nicht ohne Galloschen auszugehen. Ich bat die Aufwärterin, mir ein Paar zu kaufen, und gab ihr ein Goldstück zum Wechseln mit, da ich kein kleines Geld mehr hatte. Sie sagte, sie habe noch mehrere Besorgungen in entferntern Straßen zu machen und könne deshalb keine Stiefeln mitnehmen, um ihnen die Galloschen anzupassen, aber der Preis für ein mehr oder weniger großes Paar sei genau derselbe, sie werde deshalb also die kleine Rechnung gleich bezahlen und mir die Quittung nebst dem übrigen Gelde zurückbringen, aber bei der Bezahlung bestellen, daß mir eine Auswahl von Galloschen aufs Zimmer geschickt werde, damit ich mir selbst ein Paar passende aussuchen könne.

Richtig trat dann auch nach einiger Zeit ein schäbiger Bursche, mit dem nassen Hut auf dem Kopfe und einem Bündel Galloschen in der Hand, ins Zimmer und fragte, ob ich der Fremde sei, der nach den Galloschen geschickt habe. Auf meine bejahende Antwort warf er das Bündel vor mich hin, steckte die Hände in die Taschen und sah sich pfeifend im Zimmer um. Ich sagte ihm, er möge das Bündel lösen, damit ich mir die passenden Galloschen aussuchen könne. Während er mürrisch Anstalt machte, meiner Weisung zu folgen, trat ich beiseite, um Stiefeln anzuziehen. Als ich damit fertig war, bemerkte ich, daß mein junger Gentleman, naß und schmuzig wie er war, es sich auf dem ganz neuen,

mit feinem gelben Seidenſtoff überzogenen Sofa bequem gemacht hatte.

„Wer hat Ihnen erlaubt, ſich auf das Sofa zu ſetzen?“ fragte ich ihn ſcharf anſehend.

„Ich ſelbſt“, antwortetete er, meinem Blicke ausweichend, indem er die Augen auf das nahe Fenſter richtete, als ob es da etwas Merkwürdiges zu ſehen gäbe, wobei er jedoch verſtohlen nach mir ſchielte und wol bemerken mochte, was meine Abſicht war, um ihn zum Aufſtehen zu bringen, denn er erhob ſich nun ſelbſt und trat pfeifend auf das Fenſter zu, gleichwie um ſeine frühern Betrachtungen zu vervollſtändigen.

Um die Unterhaltung mit dem hoffnungsvollen Jüngling nicht unnöthig auszudehnen, probirte ich ein Paar Galloſchen an, und gleich die erſten, nach denen ich griff, paßten mir.

„So“, ſagte ich, „dieſe werde ich behalten und die andern können Sie wieder mitnehmen.“

Er machte hierauf ſein Bündel zurecht, mürriſchen Blicks, und wandte ſich der Thür zu. Doch plötzlich, wie von einem Gedanken erleuchtet, kehrte er um und ſagte: „Aber die Bezahlung!“

„Wollen Sie ein Trinkgeld haben für Ihre Liebenswürdigkeit? Hier . . .“, ich griff nach meiner Börſe.

„Nein; ich will die Galloſchen bezahlt haben.“

„Die ſind ſchon bezahlt durch Annie, die Hausmagd, der ich bei der Beſtellung das Geld mitgegeben habe.“

„Zeigen Sie mir die Quittung.“

„Die kann ich Ihnen erſt zeigen, wenn die Magd ſie bringt, die Sie unten erwarten mögen. In meinem Zimmer wünſche ich Ihre Gegenwart nicht länger.“

„Und ich verlaſſe das Zimmer nicht eher, als bis ich meine Bezahlung habe“, erwiderte er trotzig und wollte wieder Platz auf dem Sofa nehmen.

Aber nun war meine Geduld zu Ende; ich faßte den frechen Burſchen beim Kragen und warf ihn unter einigen unparlamentariſchen Ausdrücken ſammt ſeinem Bündel zur Thür hinaus.

Annie verfehlte nicht, sich mit der Quittung einzustellen, und zum Glück hatte der mir die Laune verderbende Zwischenfall keine weitern Folgen. Allein er hätte, wie ich bald erfuhr, sehr unangenehme Folgen für mich haben können, wenn er in die Oeffentlichkeit gedrungen oder gar eine Klage daraus entsprungen wäre wegen Körperverletzung oder thätlicher Beleidigung eines freien Bürgers der Union. Ich vermuthe, daß Dr. Lawson solchen Folgen vermittelnd vorgebeugt hat. Uebrigens kann ein störender Fall der Art überall vorkommen, und ich muß bemerken, daß er in meinen new-yorker Erfahrungen ganz vereinzelt dasteht. Gehört und gelesen habe ich freilich von vielen ähnlichen Fällen, aber ich berichte nur über meine persönlichen Erlebnisse.

Es ist eine oft gehörte Bemerkung, daß sich in Amerika alles in Extremen bewegt, angefangen beim Wetter, das in rascher Veränderlichkeit und jähem Wechsel zwischen kalt und warm seinesgleichen nicht hat. Aber hiervon abgesehen, paßt jene Bemerkung ebenso gut auf England, welches dem amerikanischen Leben im Grunde Ton und Farbe gegeben. Dies zeigt sich zunächst in der Einrichtung der Häuser und fällt am überraschendsten in der Handelswelt in die Augen, wo die ungeheuern Plakate und marktschreierischen Anpreisungen — welche nicht blos alle Mauern, Zäune, Pfosten und Durchgänge bedecken, sondern auch an quer über die Straßen gezogenen Schnüren in freier Luft hängen — den schroffsten Gegensatz bilden zu dem ruhigen und gefälligen Benehmen der Geschäftsleute, wenn man ihre Stores betritt (Store ist die allgemeine Bezeichnung für jedes Verkaufslocal). Da findet man bei den Verkäufern keine Spur von aufdringlicher Freundlichkeit, aber ein aufmerksames Entgegenkommen und schnelle Bedienung, da alles seinen festen Preis hat.

In der Kunst, mit der größten Ernsthaftigkeit komische Plakate überall anzubringen, wo sie am meisten in die Augen fallen, stehen die Amerikaner wol unerreicht da. Das erste, was ich bei der Landung in Hoboken sah, war eine lange Reihe von Riesenplakaten, auf welchen eine neue Sorte Kautaback in einer Weise angepriesen

[illegible] Dieselben An-
[illegible] Reise bis zum
[illegible] Reihenfolge, nicht
[illegible] in den Prairien

[illegible] Plakate ist
[illegible] und kunstvoll organi-
[illegible] eine ganze Heer-
[illegible] keine Gelegenheit
[illegible] durch immer neue
[illegible] ein auf belebter
[illegible] sicher, bis es nach

[illegible] Art fand ich in dem
[illegible] Bilder hervorragender
[illegible] Kunsthandlungen ausgestellt
[illegible] je höher man seine
[illegible] ein würdiges Conterfei
[illegible] Mannes, welches
[illegible] werden kann, weil
[illegible] Auge auch an andern
[illegible] berühmten amerikani-
[illegible] Kunsthandlungen vortreffliche
[illegible] dem Theater, welches
[illegible] zum Corridor mit ganz
[illegible] ausstaffirt zu sehen,
[illegible] Bilder vor einem Circus

[illegible] und konnte nicht
[illegible] Erstaunen über diese
[illegible] Kunsttempels auszu-

[illegible] sie; „in Deutsch-
[illegible] finden, aber

hier gehört es zum Geschäft und erscheint so natürlich wie irgendetwas. Wer sich öffentlich zeigen will, muß das Publikum durch alle landesüblichen Mittel darauf vorbereiten."

„Sollten dazu die Tagesblätter nicht genügen, die doch jedermann liest?"

„Die Tagesblätter enthalten immer so vielerlei, daß man leicht eins über das andere vergißt. Nun ist freilich Edwin Booth ein allbekannter Mann, der gefeiertste Schauspieler seines Landes, den jeder einmal zu sehen wünscht, allein je bedeutender die Erscheinung, desto mehr Anstrengungen müssen gemacht werden, die Augen des Publikums darauf zu lenken; es verliert sonst seinen Glauben daran. Dies gilt natürlich nur von der großen Menge."

„Zugegeben! Aber die Bilder in der Vorhalle sind doch nur für diejenigen sichtbar, welche sich schon im Theater befinden, und können also hier keine Anziehungskraft mehr üben."

„Sie würden immerhin vom großen Publikum vermißt werden. Wenn Sie morgen einen Gang durch die benachbarten Straßen machen wollen, so werden Sie Exemplare dieser ungeheuerlichen Bilder überall finden, wo sie irgend anzubringen waren, und sie sind so groß, daß sie jedem in die Augen fallen müssen. Wer nun dadurch verlockt wird das Theater zu besuchen, der findet es ganz natürlich, beim Eingange zum Heiligthum noch einmal eine stattliche Reihenfolge der Bilder zu erblicken, die er draußen nur vereinzelt bewundern konnte . . ."

Die Vorstellung begann, und an die Bilder wurde nicht mehr gedacht. Beim ersten Auftreten Jago's erschien es mir, als ob Booth den im Gegensatz zu Othello und Cassio plebejischen Charakter zu vornehm darstellte. Ich hatte mir den biedern Jago in etwas rauherer Hülle gedacht und ihn auf unsern Bühnen auch so gesehen. Booth's Auffassung war mir völlig neu, aber ich begriff bald ihre künstlerische Berechtigung: er wollte offenbar nicht blos den Intriguanten, sondern den italienischen Intriguanten zu lebensvoller Erscheinung bringen, und er war Italiener

vom Scheitel bis zur Zehe, in Kleidung und Geberde wie in Natürlichkeit der Bewegungen, wobei ihm seine eigene südländische Natur sehr zu statten kommen mochte. Wie nun Jago seinen von vornherein nur allgemein entworfenen und im Verlauf der Handlung den Umständen sich anschmiegenden Plan ins Werk setzt, Cassio um seine Stelle und ihn mit Desdemona in Verdacht bringt, während er in demselben Maße, als er Othello's Glück und Ruhm untergräbt, dessen Vertrauen zu gewinnen weiß; wie er den Gimpel Roderigo von einem Tage zum andern hinhält und bei aller Teufelei immer der ehrliche Jago bleibt, bis ihn seine Frau in seinem eigenen Netze fängt, an dessen Maschen sie arglos mitgestrickt hat — das alles wurde mit einer überzeugenden Lebenswahrheit dargestellt, wie sie nur der echten Kunst gelingt.

Viertes Kapitel.

In New-York.

(Club- und Familienleben.)

Der Zufall fügte es ſo, daß ich das anglo-amerikaniſche Club- und Familienleben in New-York eher kennen lernen ſollte als das deutſche. Ich hatte nämlich am Vorabend meiner Abreiſe aus Wiesbaden von einem mir bis dahin perſönlich unbekannten amerikaniſchen Gelehrten, der hier zur Cur weilte, ein paar Karten bekommen, welche er mich bat, nach meiner Ankunft in New-York mit Beifügung meiner Adreſſe dort in den erſten beſten Briefkaſten zu werfen. Die eine war an einen hervorragenden Rechtsgelehrten, Richard Mount, die andere an den ehemaligen Kriegsminiſter Dana, jetzigen Eigenthümer des „Sun", die dritte an William Auſtin gerichtet. Gleich am Tage nach Empfang meiner Karte machte mir Mr. Mount ſeinen Beſuch und lud mich, da er mich nicht zu Hauſe fand, ſchriftlich für den Abend in den Unionclub ein, wo er, als geſetzter Junggeſelle, die Abendſtunden zuzubringen pflegte, da das Clubhaus dicht neben ſeinem eigenen lag.

Ich lernte in Mr. Mount, einem ſtattlichen Vierziger, einen Amerikaner vom beſten Schlage kennen. Er brachte mich nur mit ſolchen Mitgliedern des Clubs zuſammen, welche ihn beſonders darum gebeten hatten, und bald war ein kleiner Kreis gebildet,

in welchem sich die Unterhaltung so ungezwungen wie möglich bewegte. Die meisten der Herren zeigten sich mit europäischen Zuständen aus eigener Anschauung wohl vertraut, und ich fand in der Art ihres Verkehrs nichts, was sich von der in den besten londoner Clubs üblichen unterschied. Das Clubhaus war nicht in so großem Stile gebaut und eingerichtet wie das prächtige londoner Athenäum, aber die zum Theil mit großen Oelgemälden geschmückten Räume machten einen sehr behäbigen Eindruck; auch war darin das Weintrinken und Cigarrenrauchen nicht verpönt wie in den Hotels. Gerade meinem Platze am Tische gegenüber hing an der Wand das lebensgroße Bild des berühmten amerikanischen Admirals Farragut, dessen Aehnlichkeit mit einem mir gegenübersitzenden Herrn — den ich schon als Secretär des Clubs kennen gelernt hatte, ohne jedoch seinen Namen bei der Vorstellung recht verstanden zu haben — mir in die Augen fiel. Es stellte sich dann heraus, daß der Secretär, der auch in jüngern Jahren manche Fahrt über Meer und Land gemacht, ein Sohn des Admirals war. Er hatte eine Zeit lang in Deutschland studirt und schien sehr bekannt mit unserer Literatur zu sein.

Am Tage nach dem angenehmen Abend, welchen ich im Unionclub verlebte, führte mich Mr. Mount in den Universitätsclub ein, der den geselligen Mittelpunkt nicht blos der Professoren, sondern überhaupt der Elite der akademisch gebildeten Bewohner von New-York bildet, sodaß ich hier die beste Gelegenheit zu lehrreicher Unterhaltung für mich fand. Dieser Einführung folgte schon tags darauf die Einladung zu einem Banket, welches sich zu einem wahren Symposion gestaltete, wo alles mit so feinem Takte geordnet war, um jedem zu ermöglichen, ohne die geringste Störung sein Bestes zu geben, wie ich dergleichen selten bei ähnlichen Gelagen gefunden. Der reiche Blumenschmuck verbreitete erquicklichen Duft durch die eleganten, mild beleuchteten Räume. Die Aufwartung ging, für deutsche Ohren, auffallend geräuschlos von statten. Auf dem dicken Teppich hörte man die Tritte nicht und auch von Tellergeklapper war wenig zu merken. Die Hast

beim Eſſen, wie man ſie gewöhnlich in den amerikaniſchen Hotels findet, wo kein Wein getrunken wird, ſchien hier in ihr Gegentheil umgeſchlagen, wo bei jedem Gerichte der paſſende Wein in beſter Auswahl ſervirt wurde und zwiſchen den verſchiedenen Gängen immer eine hinlängliche Pauſe blieb, um den Wein auf den Geiſt wirken zu laſſen und die Unterhaltung erfreulich zu beleben, was doch der Hauptzweck rechten Weingenuſſes in guter Geſellſchaft ſein ſoll.

Neu war mir — was ich ſpäter öfter bei größern Herrendiners fand —, daß das Mahl in zwei durch eine längere Pauſe getrennte Theile zerfiel, wobei die ſubſtantiellern Gerichte auf den erſten Theil kamen, der des Guten ſo viel enthielt, daß ich glaubte, es ſei nun alles zu Ende, zumal er mit edeln Früchten ſchloß, worauf in den feinſten Schalen Kaffee herumgereicht wurde und jeder ſich dazu eine Cigarette anzündete. Meine Nachbarn, Mr. Mount und der Chief Juſtice Charles P. Daly, erhoben ſich nun von ihren Stühlen, um ein paar andern Herren Platz zu machen. Dieſen folgten nach einer Viertelſtunde gemüthlichen Plauderns wieder andere, und dieſer Platzwechſel, welcher mich auf das bequemſte und angenehmſte zu einer Anzahl trefflicher und ausgezeichneter Männer in nicht blos für den Augenblick freundliche Beziehungen brachte, hatte ſich ſchon einigemal wiederholt, als zu meinem Erſtaunen die Tafel zu einer Fortſetzung des Mahls friſch und ſchimmernd hergerichtet wurde. Dieſer zweite Theil brachte feineres Geflügel aus dem Weſten und amerikaniſche Leckerbiſſen aller Art, wovon nur wenig genoſſen wurde, da es augenſcheinlich keinem der Gäſte darum zu thun war, ſich gewiſſenhaft durchzueſſen. Die Verlängerung des Gelages diente nur zur Verlängerung der Unterhaltung, die ſich immer lebhafter entwickelte, ohne auch nur einen Augenblick ins Lärmende oder Geräuſchvolle auszuſchlagen, ſodaß mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit faſt fünf Stunden vergangen waren, als zum zweiten und letzten mal Kaffee ſervirt wurde, aber diesmal nicht mit Cigaretten, ſondern mit ſoliden Havanas.

Wäre ein Stenograph zur Hand gewesen, der alles niedergeschrieben hätte, was während dieser fünf Stunden im new-yorker Universitätsclub gesprochen wurde, so würde daraus eins der interessantesten Bücher erwachsen sein, die je über Amerika erschienen sind. Allein herauspflücken läßt sich aus solcher Unterhaltung, wo Rede und Gegenrede einander bedingen, nichts als das Resultat des Ganzen zu eigener Berichtigung mitgebrachter Vorurtheile und verkehrter Ansichten.

Ganz vorurtheilslos kann kein Reisender, der in den Sitten, Formen und Anschauungen der Alten Welt aufgewachsen ist, die fremdartigen Eindrücke der Neuen Welt auf sich wirken lassen, bevor er sie bis zu ihren Wurzeln erforscht und das Verständniß des Naturgemäßen ihrer Entwickelung gewonnen hat. Da ist es denn von großem Vortheil, gleich auf die richtige Fährte zu kommen und Belehrung zu finden von Männern, welche gleichsam als das concrete Bewußtsein des Fremdartigen zu betrachten sind, obgleich es an ihnen selbst am wenigsten ausgeprägt erscheint, weil sie es in sublimirter Form darstellen. Diese Form läßt sich sammt ihrem Inhalt kurz bezeichnen als Höflichkeit des Herzens und freundliches Entgegenkommen mit Vermeidung alles Ueberflüssigen in Worten und Geberden. Also keine tiefen Verbeugungen, keine Grimassen, keine Gliederverrenkungen und Kratzfüße bei der Begrüßung oder beim Abschiednehmen. Daß in diesen Dingen bei uns fast überall, auch in der sogenannten besten Gesellschaft, die nicht immer eine gute ist, des Guten zu viel geschieht, wird niemand leugnen, wer ein wenig darüber nachdenkt. Man rufe sich nur die biedermännischen Geberden und die oft salbungsvoll rührend klingenden Herzenstöne ins Gedächtniß, womit es bei uns Sitte ist, durch ein „Wünsche recht gesegnete Mahlzeit!“ oder „Wünsche recht wohl gespeist zu haben!“ vor und nach dem Essen Antheil am leiblichen Gedeihen des Nächsten auszudrücken, um zu begreifen, wie urkomisch dergleichen auf einen Fremden wirken muß.

So hat jedes Land seine Absonderlichkeiten, das eine im Ueberfluß, das andere im Mangel an Formen und Ausdrücken

der Höflichkeit. Der Ueberfluß, der in den despotisch regierten Ländern des fernen Ostens der Alten Welt beginnt und sich bis zu uns, allmählich abnehmend, herzieht, hat viele welke Blätter vom Culturbaum abzuschütteln, während der Mangel in der Neuen Welt allmählich vor frischen Trieben verschwinden wird.

Bei dem täglich wachsenden Verkehr zwischen der Alten und der Neuen Welt ist eine gewisse Ausgleichung der geselligen Formen unausbleiblich und in gebildeten amerikanischen Kreisen schon jetzt sehr wahrnehmbar. Man findet in diesen Kreisen, welche durch die vielen in Deutschland studirenden Amerikaner fortwährend neuen Zuwachs gewinnen, eine Vorurtheilslosigkeit in der Beurtheilung heimischer und fremder Zustände, welche auf den Fremden zugleich wohlthuend und belehrend wirkt, — wohlthuend, weil er das in der Heimat Liebgewonnene freudig anerkannt und gewürdigt sieht, — belehrend, weil er durch die Erörterung des noch Mangelhaften und Unfertigen erkennen lernt, daß ein abschließendes Urtheil über die amerikanischen Zustände zur Zeit noch unmöglich ist und so lange unmöglich bleiben wird, als die massenhaften Einwanderungen aus der Alten Welt fortdauern.

Aber Eins läßt sich mit Sicherheit behaupten, weil es von allen ältern deutschen Ansiedlern, die Amerika schon seit einer Reihe von Decennien bewohnt haben, bestätigt wird, nämlich dieses, daß ein stetiger, in manchen Städten erstaunlich rascher Fortschritt zum Bessern stattfindet, der durch den Wetteifer der eingeborenen Amerikaner mit den frisch hinzutretenden Culturelementen aus der Alten Welt fortwährend neue Nahrung erhält. Dieses Mitwirken an dem sicht- und greifbaren Aufschwung seines Landes gibt dem gebildeten Amerikaner ein Gefühl von Zuversicht und Selbstvertrauen, welches sich durch fremde Hinweisung auf noch bestehende Uebel und Mängel nicht verletzt fühlt, während der minder gebildete überhaupt von Mängeln und Uebeln nichts hören will und ungern zugibt, daß auch in den Vereinigten Staaten das Licht Schatten wirft.

Doch ist ein bischen Selbstüberhebung sehr natürlich bei einem

jungen Volke, das gleich mit einem Riesensprunge in die Weltgeschichte hineingesprungen ist und dann mit Riesenschritten Erfolge errungen hat, zu welchen andere Völker Jahrhunderte brauchten, weil ihm von vornherein ein so weiter Spielraum zur Entwickelung seiner Kräfte und eine Freiheit der Bewegung vergönnt war, wie nie einem Volke vorher.

Hört nun die unter harter Arbeit aufgewachsene Masse der Bewohner der Neuen Welt sich von ihren Rednern und Zeitungen täglich als das größte Volk der Welt rühmen; sieht sie täglich Angehörige aller andern Völker in Amerika landen, um sich dort heimisch zu machen und ihre Vortheile mit zu genießen — wie sollte ihr das nicht zu Kopf steigen und ihr Selbstgefühl steifen und erhöhen!

Und doch, wenn man den Leuten näher tritt, in ihrer Sprache mit ihnen redet und an ihrer Arbeit Interesse nimmt, so wird man sie sehr verständig und umgänglich finden, und es läßt sich vortrefflich mit ihnen auskommen.

Bei der Beurtheilung der gesellschaftlichen Zustände eines jungen Volkes, wie das amerikanische, ist ein anderer Maßstab anzulegen als bei der eines ältern, wie das englische, wo das Leben schon seit Jahrhunderten sich in festen, wenn auch elastischen Formen bewegt. Ein allgemeines Urtheil zu fällen, würde überhaupt sehr anmaßend sein von einem Reisenden, der Land und Leute gleichsam nur im Fluge kennen gelernt; er darf nur von seinen persönlichen Eindrücken berichten. Nun braucht man aber weder in England noch in Amerika lange gelebt zu haben, um zu finden, daß sowol Engländer wie Amerikaner ungemein gewinnen, wenn man sie in ihrem eigenen Heim kennen lernt, wo sie sich ganz anders ausnehmen als in der Fremde. Dem Engländer aus den bevorzugten Ständen ist gewöhnlich wenig daran gelegen, auf Reisen Bekanntschaften zu machen; er schließt sich sogar gegen seine eigenen Landsleute ab, wenn sie nicht zu seiner gewohnten Gesellschaft gehören. Die Touristen gewöhnlichen Schlags aber kehren auf Reisen nicht gerade die angenehmsten Seiten heraus, ergehen

sich oft in Excentritäten und vergessen leicht die Rücksichten, welche die heimische Sitte ihnen auferlegt.

So findet man auch unter den amerikanischen Touristen wunderliche Käuze genug, die nicht wenig dazu beigetragen haben, das allgemeine Urtheil über ihre heimischen Zustände zu verwirren, welche noch kein so festes Gefüge haben wie die englischen, und sich deshalb auch nicht so leicht schildern lassen. Jeder Einwanderer kann nach fünfjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten das Bürgerrecht erwerben, und manchem gelingt es, in dieser Zeit sich so viel zu erschwingen, um dann als „Amerikaner" den europäischen Continent zu bereisen und den Leuten die seltsamsten Vorstellungen über Amerika beizubringen. In einer so ungeheuern Rennbahn nach Glücksgütern, wie die Vereinigten Staaten bilden, kann es neben der überwiegenden Mehrzahl tüchtiger und fleißiger Ansiedler aus allen Ständen auch an unsaubern Elementen aller Art nicht fehlen, allein diese bei der Beurtheilung eines großen Staatswesens in den Vordergrund zu stellen, wie das schon zuweilen geschehen, ist nicht blos sehr albern, sondern auch sehr ungerecht einem Lande gegenüber, welches schon dadurch eine große Mission erfüllt, daß es mehr als irgendein anderes Land der Welt Menschen von anrüchiger Vergangenheit Gelegenheit bietet, ein neues, besseres Leben zu führen durch Gewöhnung an ersprießliche Arbeit.

Was den eingeborenen Amerikaner auffallend von dem blutsverwandten Engländer unterscheidet, ist sein Mangel an Pietät für das Vaterhaus und die engere Heimat. Er ist ein eifriger Patriot, allein sein Patriotismus haftet nicht an der Scholle. Er wechselt Haus und Stadt so leicht wie seine Kleidung; der altenglisch conservative Sinn scheint bei ihm mit der Wurzel ausgerissen zu sein; alles muß immer einen neuen Anstrich haben, und so sind die Häuser durchweg bequem und elegant, aber fast alle nach derselben Schablone eingerichtet, ohne daß sich der eigenartige Geschmack der Bewohner darin ausprägte.

Die erste Ausnahme von dieser Regel fand ich in dem schon

ältern Hause des Chief Justice Daly, der mir überhaupt als der leitende Geist aller höhern Bestrebungen in New-York erschien. Bei seiner bedeutenden amtlichen Thätigkeit weiß er immer noch Zeit zu umfassenden wissenschaftlichen Studien und Arbeiten zu finden, ist Präsident der von ihm musterhaft geleiteten „Geographischen Gesellschaft", deren Sitzungen ich einigemal beiwohnte, Mitglied anderer gelehrten Gesellschaften, unterhält eine weitverzweigte Correspondenz mit hervorragenden Gelehrten der Alten Welt und ist im persönlichen Verkehr eine unerschöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung. Unterstützt durch seine feingebildete Gemahlin, eine Dame von imposanter Erscheinung und die liebenswürdigste Wirthin, weiß er sein Haus — das durch eine gewählte Bibliothek, werthvolle Kunstwerke und Sammlungen den harmonischen Ausdruck seiner vielseitigen Bestrebungen bildet — zum Mittelpunkt des feinsten geistigen Verkehrs zu machen, den man sich überhaupt wünschen kann. Mir werden die Abende, die ich dort verlebt habe, unvergeßlich bleiben, da mir jeder wie ein geselliges Kunstwerk, von den Gastgebern in Scene gesetzt und von den Gästen ausgeführt, vorkam. Und das machte sich immer in der zwanglosesten Weise.

So hatte ich z. B. — wie im vorigen Kapitel erzählt wurde — Edwin Booth als Jago gesehen, und Mrs. Daly fragte am folgenden Tage schriftlich an, wie er mir in dieser Rolle gefallen habe. Meine Antwort gab Veranlassung zu einem Diner, das mir Gelegenheit bot, mich mit Mr. Booth eingehend über die Rolle zu unterhalten, bei lebhafter Theilnahme sämmtlicher Gäste, unter welchen sich, außer dem berühmten Shakespeare-Kenner Grant White, auch bloße Liebhaber befanden, wie der Exminister Dana und die jungen Rechtsgelehrten Savage und Conant, die sich übrigens auch als talentvolle Poeten hervorgethan haben.

Wie in seinem eigenen Hause, wußte der treffliche Daly auch in den Clubs, wohin er mich führte, immer schnell einen gutstimmenden Kreis zusammenzubringen, in welchem die Stunden für mich so rasch und lehrreich entschwanden, daß ich nur bedauern

konnte, meinen Aufenthalt in New-York auf wenige Wochen beschränken zu müssen. Diese genügten indeß, mich zu überzeugen, daß selbst für höhere Ansprüche Bildungscentren genug vorhanden sind, um den geistigen Fortschritt auch auf solchen Gebieten darzuthun, die nicht gerade dem materiellen Interesse dienen.

Die Richter und Anwälte nehmen eine hervorragende sociale Stellung in Amerika ein, und gerade unter den hervorragendsten in New-York fand ich Irländer, die im Gegensatz zu den eingeborenen Amerikanern mir dadurch auffielen, daß sie mehrseitigere literarische und künstlerische Interessen haben als diese, mit welchen sie sich übrigens schon durch die Sprache leichter zusammenfinden als mit den Deutschen.

Es gibt meines Wissens in New-York nur einen Club, welcher eine Art Bindeglied zwischen gebildeten Amerikanern und Deutschen bildet, und das ist der Goethe-Club, dessen Mitglieder kennen zu lernen mir die bequemste Gelegenheit geboten wurde durch die mir vom Vorstande erwiesene Ehre eines öffentlichen Empfangs (reception) in Chickering-Hall, bei welcher Gelegenheit sich auch eine Menge Damen in der großen Halle einfanden. Wie viele von deutscher und wie viele von englischer Abkunft darunter waren, ließ sich nicht entscheiden; von der Plattform herab wurde nur englisch geredet und von Goethe war wenig dabei die Rede. Allen gebildeten deutschen Damen in New-York ist das Englische geläufig, aber nur verhältnißmäßig wenigen Amerikanerinnen das Deutsche, und so bleibt natürlich überall, wo sie zusammentreffen, das Englische vorherrschend.

Einige Abende nach diesem Empfang veranstaltete der Vorstand des Goethe-Clubs noch ein Banket, blos für Herren, in den prächtigen Räumen des Windsor-Hotel, und es war mir sehr interessant, in dieser engern, durchgehends sehr gebildeten Gesellschaft ein paar vielgereiste Generale — Hawkins und Wilson — kennen zu lernen, welche, seit sie den Dienst verlassen, wie die meisten nach dem Kriege gethan, sich der Rechtskunde zugewendet und nun als Anwälte prakticirten. Aehnliche Fälle habe ich später oft erlebt.

Es ist charakteristisch für die amerikanischen Verhältnisse, daß dort niemand, und sei er noch so hoch gestiegen, auf seinen Lorbern ausruht. Das stehende Heer ist klein in Friedenszeiten; Tausende von Stabsoffizieren mußten daher nach dem Kriege andere Erwerbsquellen suchen und wurden je nach ihren Fähigkeiten und Neigungen Advocaten, Richter, Journalisten, Aerzte, Bankiers, Fabrikanten, Kaufleute und Gastwirthe.

Ich habe wenig Amerikaner gefunden, welche in deutschen Kreisen verkehren, hingegen viele Deutsche, welche zu den Amerikanern halten. Heirathet ein Deutscher eine Amerikanerin, was sehr häufig vorkommt, so wird er schon dadurch in ihren Familienkreis hineingezogen, und sie gibt dem Hauswesen das Gepräge. Aber auch ohne verwandtschaftliche Beziehungen schmiegen sich Deutsche, und besonders die von israelitischer Abstammung, gern Amerikanern an, weil diese ihnen meist zu ihrem Fortkommen behülflicher sind als ihre eigenen Landsleute. Die herrschende Macht hat immer die größere Anziehungskraft.

Allein in weit überwiegender Mehrzahl sind die gebildeten Deutschen in Amerika ihren heimischen Sitten und Gewohnheiten so weit treu geblieben, als es die Verhältnisse in der Neuen Welt irgend gestatten, welche unleugbar in manchem Betracht vortheilhaft auf unsere Landsleute eingewirkt haben. Zunächst sind nämlich, nach dortigem Landesbrauch, die Häuser durchgängig behäbiger eingerichtet als bei uns, sodaß Dinge, die bei uns als Luxus gelten, wie Badezimmer, Kamine und durch alle Räume sich hinziehende Teppiche, dort überall, wo es die Mittel irgend erlauben, zu den nothwendigsten Voraussetzungen gehören, und dann sind die Häuser immer getrennt von den Geschäftslocalen. Den eingewanderten Arbeitern wird der Erwerb eines eigenen Häuschens, zunächst meist nur aus ein paar von Holz gezimmerten Räumen bestehend, in jeder Weise erleichtert.

Es gibt in allen Städten ausgedehnte Arbeiterquartiere, wo ein Holzhäuschen für ein paar hundert Dollars zu beschaffen ist, die von bemittelten Arbeitgebern gern vorgeschossen werden, um

die Leute länger an sich zu fesseln. Die erste Sorge ist dann die Anschaffung eines großen Bettes, das sich sehen lassen kann und den vornehmsten Schmuck des Häuschens bildet. Die amerikanischen Betten sind, in den kleinen wie in den großen Häusern, wahre Musterbetten; ich habe nirgends in der Welt bessere gefunden, und ähnlich gute nur in Italien. Mit den allmählich wachsenden Mitteln füllt und dehnt sich das Arbeiterhäuschen, welches leicht einen Anbau ermöglicht, da es immer hinlänglichen Nebenraum zur Anlage eines Gärtchens hat.

Die Uebergänge von den Holzhäuschen der Arbeiter bis zu den Marmorpalästen der Millionäre brauche ich nicht zu schildern, sondern als charakteristisch nur hervorzuheben, daß ein und derselbe Grundzug sich überall offenbart, nämlich die höchste Zweckmäßigkeit in der Einrichtung. Wieviel mehr oder minder geschmackvoller Luxus dann, nach Maßgabe der Glücksumstände, die schimmernde Hülle und Zugabe bildet, ist Nebensache.

Jenem durchgehenden Grundzuge der Einrichtung entspricht die gleichmäßige Ordnung des Lebens. Da der Reiche wie der Arme den ganzen Tag hindurch angestrengt arbeiten muß, und die Geschäftslocale meist in ansehnlicher Entfernung von den Wohnhäusern liegen, so ist zeitiges Aufstehen für alle die erste Bedingung, wenn der Hausherr im Kreise der Familie frühstücken will, und dieses Frühstück gestaltet sich, da es lange vorhalten muß, auch bei dem gewöhnlichen Arbeiter zu einem nahrhaften Mahle mit Beefsteaks und Eierspeisen oder dergleichen. Der Frau liegt dann bis zur Rückkehr des Mannes die Sorge für das Haus ob, und sie findet dabei wenig Zeit, die Hände in den Schos zu legen.

Die Frau des Aermern kann sich keine Magd halten und muß alle Arbeit selbst verrichten.

Die Frau des Reichern hat den größten Theil des Tages damit zu thun, ihre Dienerschaft zu überwachen, um das Hauswesen in der blanken Ordnung und peinlichen Sauberkeit zu erhalten, welche man dort überall findet. Dabei ist zu bemerken,

daß es einen eigentlichen Dienerstand in Nordamerika überhaupt nicht gibt, und eine Köchin oder ein Stubenmädchen sich dort als völlig ebenbürtig mit der Hausfrau betrachtet, dieselbe folglich nicht als Herrin anerkennt, welche zu befehlen hat, sondern als eine Auftraggeberin, welche für bestimmte Leistungen eine entsprechende Summe Geldes bezahlt. Treten durch zahlreichen Besuch oder festliche Veranlassungen Ausnahmsfälle ein, wo die Köchin oder Magd die an sie gestellten Forderungen zu stark findet, so verlangt sie eine besondere Entschädigung oder thut nur ihre gewöhnliche Arbeit und überläßt es der Hausfrau, für das übrige zu sorgen. Ich habe verschiedene überraschende Beispiele dieser Art erlebt, deren Humor zu veranschaulichen ein weiteres Ausholen erfordern würde, als hier gestattet ist.

Das Gesagte mag genügen, zu zeigen, daß die Hausfrauen in Amerika, gleichviel ob sie deutscher oder englischer Abkunft sind, keineswegs ein so bequemes Leben führen, wie man bei uns gewöhnlich annimmt; in großen Familien entwickeln sie oft eine erstaunliche Thätigkeit, ohne jedoch einen Gesprächsstoff daraus zu machen oder gar ihr Aeußeres darüber zu vernachlässigen, sodaß man bei gelegentlichen Besuchen oder in Gesellschaften in keiner Weise merkt, daß die eleganten Damen, welche ein so reges geistiges Interesse zeigen, auch so tüchtige Hausfrauen sind.

Bei uns herrschen über die Amerikanerinnen allerlei seltsame Vorstellungen, welche sich wol daraus erklären lassen, daß die ihnen gestattete Freiheit der Bewegung auch — ähnlich wie in England — manche absonderliche Erscheinung mit sich bringt, die eben, weil sie stark auffällt, das Urtheil Unkundiger leicht irreführen kann. Aber nach solchen Ausnahmen auf die Regel zu schließen, ist ungerecht. Wol wenige Reisende haben mehr Gelegenheit gehabt als ich, das häusliche Leben in Amerika zu beobachten, und ich muß sagen, daß der Gesammteindruck, den ich von den Frauen heimgebracht habe, ein vorwiegend günstiger ist. Sentimentalität freilich findet man unter ihnen nirgends, aber gesundes Gefühl für Pflicht und Schicklichkeit, lebhaftes Streben nach höherer Bildung

und Energie des Charakters überall. Die meisten finden neben der Führung des Haushalts doch immer noch Zeit genug, sich durch gewählte Lektüre fortzubilden, Concerte zu besuchen u. dgl. Wo, bei dem Streben danach, die Zeit dazu erst genommen werden muß, wird sie auch gewöhnlich am fruchtbarsten benutzt. Ich habe in allen deutschen Häusern, wo ich verkehrte, die Frauen wohlbekannt mit den besten neuern Erscheinungen unserer wie auch der englischen Literatur gefunden.

Die Männer finden durchschnittlich weniger Muße zu geistiger Auffrischung durch ernste Lektüre. Den ganzen Tag über durch ihre Geschäfte vom Hause fern gehalten, fühlen sie sich abends meist zu abgespannt, um nach anderm als leichter Zerstreuung und Unterhaltung im Kreise der Familie Verlangen zu tragen.

Doch gibt es von dieser Regel auch eine Menge Ausnahmen, da in Amerika die Fälle nicht selten sind, daß akademisch gebildete Leute, ehemalige Candidaten der Theologie, Lehrer u. s. w. sich dem einträglichern praktischen Geschäftsleben gewidmet haben, ohne deshalb ihren wissenschaftlichen Neigungen untreu zu werden.

Ich fand in New-York und den eigentlich dazu gehörigen Nachbarstädten Kreise, in welchen sich das deutsche Leben so frisch erhalten hat, daß man — in geschlossenen Räumen — leicht vergessen kann, in der Fremde zu weilen. Im Deutschen Club — dem Vereinigungspunkte der Handels- und Finanzwelt — wo ich einmal in kleinem Kreise dinirte und den Nachmittag zubrachte, bot sich meinen Augen und Ohren nichts, was mir im geringsten fremdartig erschienen wäre. Hingegen fiel es meinen Nachbarn auf, daß ich beim Vorübergehen einiger Herren unwillkürlich bemerkte: „Das müssen Hamburger oder Bremer sein!“

Es war wirklich so, aber man konnte nicht begreifen, wodurch sich die drei Herren — ein Bremer und zwei Hamburger — von den übrigen unterscheiden sollten, um gleich erkannt zu werden. Ich erkannte sie einfach an ihrer Haltung. Die Handelsherren aus den Hansestädten bewahren auch in der Fremde ein gewisses eigenartiges Gepräge; sie sehen wichtiger aus und halten mehr auf

Formen, als unter den Deutsch-Amerikanern im allgemeinen üblich ist.

Einen engern, nur aus vierzehn Mitgliedern bestehenden deutschen Verein bilden die sogenannten „Namenlosen", eine aus den besten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, in welcher ich, eingeführt durch die Herren Steinway und Wesendonk, einen sehr gemüthlichen Abend zubrachte. Ich fand die meisten der Herren, die ich hier kennen lernte, bald wieder in dem viele Mitglieder zählenden „Wissenschaftlichen Verein", in welchem allmonatlich ein öffentlicher Vortrag gehalten wird, und welcher damals zum Präsidenten einen in der Wissenschaft hochstehenden Mann hatte, den als Arzt so berühmten, wie als Menschen liebenswürdigen Dr. Jacobi, in dessen gastlichem Hause ich manche gute Stunde verlebte.

Bekanntlich gibt es in Amerika auch weibliche Aerzte, und ich war so glücklich, einen solchen, und zwar den berühmtesten, gleich in der Gemahlin des Dr. Jacobi kennen zu lernen, welche nicht nur als Dr. med. eine bedeutende Praxis hat, sondern auch als Professor an der Universität eines bedeutenden Rufes genießt. Sie ist eine Schwester des großen Verlegers Mr. Putnam, der natürlich auch der Verleger ihrer Schriften ist. Ich fand sie in der Unterhaltung durchaus anspruchslos und natürlich; keine Spur von einem Blaustrumpf.

Jeder Tag brachte neue Bekanntschaften und Beziehungen, sodaß es mir bald unmöglich wurde, allen freundlichen Einladungen, die an mich ergingen, zu folgen. Meine Gesundheit hielt dem für mich so ungewöhnlich bewegten Leben nicht immer Stand, und ich mußte manchen Tag zu Hause zubringen, der mir draußen die angenehmsten Ueberraschungen geboten haben würde. Doch war es mir ein wohlthuendes Gefühl, von allen Seiten so viel freundliches Entgegenkommen zu finden, das sich oft in zartester Weise kundgab. So wurden z. B. meine Zimmer wochenlang mit den schönsten Blumen geschmückt, ohne daß ich erfahren konnte, wem ich dafür zu danken hatte.

Viel Freude bereitete mir auch ein Festabend, an welchem

ich Hunderte sangeskundige deutsche Frauen und Jungfrauen, und darunter sehr hübsche, kennen lernte bei Gelegenheit des Vortrags einer großen Anzahl meiner Lieder, vom Director Mangold in Darmstadt dem Sinne nach zusammengestellt und für gemischten Chor und Einzelstimmen in Musik gesetzt. Der Componist hat damit in Deutschland einen Preis gewonnen, und sein Neffe in New-York die Composition dem dort von ihm dirigirten Gesangverein einstudirt. Alles verlief in überaus gelungener Weise und mir kam es wie ein Traum vor, diese in meiner Jugend am Ufer des Kyros entstandenen Lieder in meinem Alter am Ufer des Hudson singen zu hören....

Es berührt mich, im Niederschreiben meiner Erinnerungen, oft peinlich, so viel von mir selbst reden zu müssen, obgleich dies bei der Schilderung meiner persönlichen Eindrücke nicht zu umgehen ist. Doch mag es schicklich hin und wieder unterbrochen werden durch einen Rückblick, welcher die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären sucht.

Es gab eine Zeit, wo die deutschen Einwanderer in Amerika sich hohen Ansehens erfreuten und dort eine große Rolle spielten, und dann kam eine andere Zeit, wo das Gegentheil der Fall war. Ich habe das heutige Verhältniß der Deutschen zu den Amerikanern weit besser gefunden, als ich es nach frühern Schilderungen erwartet hatte. Diese Wandlung zum Bessern hat sich allmählich vollzogen, seit die Stürme des Jahres 1848 eine Menge der gebildetsten und tüchtigsten Deutschen über den Ocean trieben, welche, nachdem sie einmal festen Fuß in der Neuen Welt gefaßt, dort nach allen Richtungen hin großen Einfluß übten und in freier Kraftentfaltung mächtig mitwirkten, dem Deutschthum das einstige, aber lange verlorene Ansehen wiederzugewinnen.

Die älteste deutsche Einwanderung begann schon vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts und bildete sich meist aus Mennoniten, Wiedertäufern und andern Anhängern solcher Sekten, welche in Deutschland nicht anerkannt wurden. Doch war ihre Zahl,

bis in die ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts hinein, nicht groß. Die spätern größern Züge, welche hauptsächlich von der Pfalz ausgingen, infolge der Verwüstung des Landes durch die Franzosen, bestanden vorwiegend aus Reformirten und Lutheranern, die eine Menge von Geistlichen, Schullehrern, Kaufleuten, geschickten Handwerkern und vermögenden Landwirthen mit sich führten, sodaß von vornherein alle Bedingungen zu gedeihlicher Entwickelung in der neuen Heimat gegeben waren.

Nach der mäßigsten Schätzung betrug die Zahl der deutschen Ansiedler in den englischen Colonien während des achtzehnten Jahrhunderts über hunderttausend. Sie blieben in regem geistigen Verkehr mit dem Mutterlande, gründeten eine Menge Kirchen und vortreffliche Lehranstalten, und viele ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner gingen aus ihren Reihen hervor. Ihr Ansehen und Einfluß war so groß, daß kurz nach dem Unabhängigkeitskriege die von ihnen verlangte Einführung der deutschen Sprache als Gesetzes- und Gerichtssprache in Pennsylvanien, dem damals bedeutendsten Staate der Union, in der Gesetzgebung nur durch eine kleine Majorität verhindert wurde.

Aber gerade dieser, alle Kräfte der Colonien anspannende, und in seinen Erfolgen lange hin- und herschwankende Unabhängigkeitskrieg sollte nicht nur den Strom der Einwanderung auf geraume Zeit hemmen, sondern auch später das Ansehen der Deutschen bedenklich schmälern.

Und wie konnte dem anders sein in einem Lande, welches im Verzweiflungskampfe um seine Freiheit die ohnehin überlegene Kriegsmacht seiner Gegner noch um dreißigtausend von ihren Fürsten an England verkaufte Deutsche verstärkt sah!

Dazu kam, daß die alten Ansiedler durch die von Frankreich ausgehenden welterschütternden Ereignisse, welche dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege folgten, mehr und mehr von Deutschland abgeschnitten wurden. Während der Napoleonischen Kriege war der Verkehr auf dem Ocean so unsicher, daß die Auswanderung völlig ins Stocken gerieth, und als nach dem Friedensschlusse

Noth und politiſche Drangſale wieder viele in die Ferne trieben, ging der Zug der Auswanderung vorzugsweiſe nach den ſüdamerikaniſchen Staaten, beſonders nach Braſilien.

So blieben die Vereinigten Staaten von Nordamerika faſt vierzig Jahre hindurch der deutſchen Einwanderung verſchloſſen, was zur Folge hatte, daß die alten Anſiedler mehr und mehr mit der engliſch-iriſchen Bevölkerung verſchmolzen: „nicht ohne indeß dem Geſammtcharakter einen ſtarken Zug ihres eigenen Selbſt aufgedrückt zu haben", wie Guſtav Körner, einer der älteſten und unterrichtetſten Anſiedler, ſagt in ſeinem vortrefflichen Werke: „Das deutſche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1818—1848" (Cincinnati, Wilde u. Comp., 1880). Er hat das Buch ſeinem jüngern Freunde Friedrich Kapp gewidmet, an deſſen rühmlichſt bekannte „Geſchichte der Deutſchen im Staate New-York bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts" es anknüpft. In ſeiner Auffaſſung der Stellung des deutſchen Elements zu dem engliſch-amerikaniſchen ſtimmt Körner mit Kapp überein, der ſich über dieſen wichtigſten Punkt klar und bündig in einer Weiſe ausgeſprochen hat, gegen welche ſich auf dieſer und jener Seite des Oceans viele Stimmen erhoben haben. Friedrich Kapp's Anſicht von der Aufgabe der deutſchen Einwanderung gipfelt in dem Satze: „Eine deutſche Nation in der amerikaniſchen kann ſie nicht ſein, aber den reichen Inhalt ihres Gemüthslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann ſie im Kampfe für die politiſchen und allgemein menſchlichen Intereſſen in die Wagſchale werfen, und ihr Einfluß wird um ſo tiefer gehen, ein um ſo größeres Feld der Betheiligung ſich ſchaffen, je weniger tendenziös ſie auftritt, je mehr ſie aber zugleich an dem feſthält, was Deutſchland der Welt Schönes und Großes gegeben hat. Es hat alſo jeder Deutſche in ſeinem Kreiſe dafür zu ſorgen, daß über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuß, und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe; er hat darauf zu achten, daß im wirren Durcheinander ſo vieler großartiger Beſtrebungen ſich der

Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Wesen in dieser Weise versteht, so wird andererseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Materialismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Krittelei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen. Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Auferstehung."

Gegen diese Schlußfolgerung läßt sich viel, gegen die vorhergehenden Sätze nur wenig einwenden, und die Wichtigkeit des Gegenstandes macht es mir zur Pflicht, meine Bedenken offen darzulegen.

Daß die zum großen Theil in der Diaspora lebende deutsche Einwanderung in den Vereinigten Staaten keine Nation für sich bilden kann, leuchtet ein, aber daß das Aufgehen des Deutschthums im Amerikanerthum unter den vorgestellten Bedingungen nichts Schmerzliches mehr habe, ja sogar eine geistige Auferstehung werde, will mir nicht einleuchten, wie ich denn auch die Nothwendigkeit solchen Aufgehens durchaus nicht begreifen kann, da ich die Erfahrung gemacht habe, daß gerade diejenigen Deutschen, welche sich sowol unter ihren Landsleuten, wie unter den englischen Amerikanern des höchsten Ansehens erfreuen und den größten Einfluß üben, sich als die besten Staatsbürger der Union bewährt, zum Theil die bedeutendsten Aemter bekleidet haben und dabei doch so gute Deutsche geblieben sind, daß man, abgesehen von ihren politischen Ueberzeugungen, keine Spur von Amerikanerthum an ihnen entdecken würde, wenn sie in ihre alte Heimat zurückkehrten.

Ich will hier nur drei Männer nennen, die Friedrich Kapp länger kannte als ich, denen ich jedoch auch persönlich nahe genug

getreten bin, um über sie ein Urtheil zu haben. Der älteste davon ist Gustav Körner, dessen obenerwähntes Buch, zwar nicht in der Vorrede, aber doch im eigentlichen Inhalte, durchweg meine Ansicht bestätigt, daß nur ein solches Deutschthum den Amerikanern Achtung abzwingt, welches geistig nicht im Amerikanerthum aufgeht.

Körner ist schon im Jahre 1833 als junger Rechtsgelehrter nach Amerika ausgewandert, wo er noch einen Cursus auf einer Rechtsschule durchmachte und sich dann im Staate Illinois, wohin ihm eine ganze Anzahl von Verwandten folgte, als Rechtsanwalt niederließ. Schon nach wenigen Jahren wurde er in die Gesetzgebung gewählt, dann Mitglied des Appellationsgerichts und 1852 stellvertretender Gouverneur von Illinois und Präsident des Staatssenats. Später ging er als Gesandter der Vereinigten Staaten auf eine Reihe von Jahren nach Spanien, lernte das Leben an den glänzendsten Höfen Europas kennen und nahm dann, nach Amerika zurückgekehrt, seine Advocatenpraxis wieder auf, mit demselben Eifer arbeitend wie zu Anfang seiner Laufbahn, obwol ihm die Mittel nicht fehlten, den Abend seines Lebens in behäbiger Ruhe zu genießen. Allein das ist in Amerika nicht üblich: jeder, auch der Reichste, arbeitet in seinem Berufe, solange die Kräfte dazu ausreichen, und in diesem Sinne ist auch Körner Amerikaner geworden; im übrigen aber ist er ein so guter Deutscher geblieben, wie ich je einen gekannt habe, und dazu bei reichem und gründlichem Wissen, großer Welt- und Menschenkenntniß, so einfach in seiner Lebensweise, so anspruchslos in seinem Auftreten, wie ich dergleichen bei einem Manne unter ähnlichen Verhältnissen sonst nirgends gefunden. Selbst sein altes bescheidenes Wohnhaus in Belleville hat er frei von allem amerikanischen Luxus gehalten; es ist ganz in der schlichten, aber gediegenen Weise eingerichtet, wie sie vor einem halben Jahrhundert in dem gebildetern deutschen Mittelstande bei uns üblich war. Das Hauptgemach ist das Studirzimmer, dessen gewählte Büchersammlung bezeugt, daß dem Besitzer bis in die neueste Zeit kaum eine bedeutende Erscheinung der deutschen Literatur entgangen ist. Obgleich er seit fast einem

halben Jahrhundert sich des Englischen als Geschäftssprache bedienen mußte, wird doch im Hause nur deutsch gesprochen, und nichts gemahnt an fremde Sitte.

Ebenso hat J. B. Stallo, einer der merkwürdigsten Männer, die mir je vorgekommen, deutsche Sprache und Sitte in seinem Hause aufrecht erhalten. Körner urtheilt über ihn: „Keinem zu Liebe, keinem zu Leide, aber kein Deutscher, auf den in unserm Lande das Licht der Oeffentlichkeit gefallen ist, verbindet so wie Stallo ein umfassendes Wissen mit ungemeiner Schärfe des Verstandes, tiefes Denken mit feinem Sinn für die Kunst, rastlosen Fleiß mit liebenswürdiger Gemüthlichkeit, richtiges Verständniß der Zeitfragen mit der Gabe, dieses Verständniß durch Schrift und Rede zum klarsten und schönsten Ausdruck zu bringen. Und was das Erfreulichste an dieses Mannes Erscheinung ist und seinem Wirken erst die rechte Weihe verleiht, nie hat jemand an der Reinheit seiner Motive gezweifelt, nie jemand geglaubt, daß sein reges Interesse an der Politik des Landes selbstsüchtige Zwecke, oder Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes zum Hintergrund habe."

Mit diesen schwer ins Gewicht fallenden Worten ist durchaus nicht zu viel gesagt. Es gibt wol kaum einen andern Mann von hervorragender Bedeutung in den Vereinigten Staaten, der sich so wenig um das allgemeine Urtheil kümmert, wie Stallo, und über den es doch so übereinstimmend günstig lautet, wie über ihn. Das gereicht um so mehr zu seinem Ruhme, als seine Liebenswürdigkeit durchaus keine einschmeichelnd entgegenkommende ist und sein Urtheil über andere in den meisten Fällen nicht so günstig lautet, wie das Urtheil anderer über ihn. Er steht eben über den Parteien, welche miteinander um Herrschaft, Macht und Einfluß ringen und sich dabei nicht so ganz intact halten können wie er, dem alle Aemterjägerei ein Greuel ist. Er läßt seine besten Freunde fallen, wenn sie zur Erreichung ehrgeiziger Zwecke irgendein landesübliches Mittel anwenden, das seinen strengen Grundsätzen widerstrebt. So ist er denn auch in frühern Jahren,

als er sich noch häufiger öffentlich vernehmen ließ, von einem Theil der Presse oft genug verleumdet, verlästert und in den Schmuz gezogen worden, ein Schicksal, dem in Amerika kein hervorragender Charakter entgeht; aber allmählich haben selbst seine von ihm am schärfsten getroffenen Gegner erstaunen müssen, und der Name Judge Stallo steht in den Vereinigten Staaten bei allen Amerikanern in so hohem Ansehen wie bei allen Deutschen.

Als Stallo 1839 nach Amerika kam, war er erst siebzehn Jahre alt, aber schon so gründlich geschult in den alten Sprachen und Mathematik, daß er für diese Fächer bald Lehrer an dem katholischen Saint-Xavier's-Collegium in Cincinnati wurde. Mit dem lebendigsten Eifer studirte er nun einige Jahre hindurch Naturwissenschaften und folgte dann 1843 einem Ruf nach New-York als Lehrer der höhern Mathematik, Physik und Chemie am Saint-John's-College. Das Studium der höhern Mathematik führte ihn auf die deutsche Philosophie und schon 1848 erschienen seine „General Principles of the Philosophy of Nature". Aber diese neue Richtung seiner Studien entfremdete ihn dem Dogmenzwange der katholischen Kirche; er gab seine Stellung am Saint-John's-College auf und kehrte nach Cincinnati zurück, um bald einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Amerikas zu werden. Schon 1853 wurde er Richter des Civilgerichts von Hamilton-County, verließ indeß nach ein paar Jahren diese Stellung wieder, weil sie sich, obwol äußerlich sehr ehrenvoll, für einen unbestechlichen Mann nicht einträglich genug erwies, um ein Familienglück darauf zu bauen, und Stallo, der sich inzwischen verheirathet hatte, wandte sich nun der mehr lohnenden Rechtspraxis zu, in welcher er seitdem mit dem größten Erfolg gewirkt hat. Wie es ihm dabei möglich gewesen, seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien so eifrig und gründlich fortzutreiben, als ob sie die einzige Aufgabe seines Lebens bildeten, und nebenher ein halbes Dutzend Sprachen so meisterlich zu beherrschen, wie es bei ihm der Fall ist, kann nur begreifen, wer ihn persönlich kennen gelernt mit seinem klaren Blick und rastlosen Wissens-

drang, seiner schnellen Auffassungsgabe und unermüdlichen Thätigkeit. Ich habe eine ziemlich lange Reihe von Tagen in seiner Villa zu Clifton bei Cincinnati verlebt und, wenn er aus der Stadt abends nach Hause kam, mich meist bis tief in die Nacht hinein mit ihm unterhalten, immer aufs neue über die Fülle seiner Kenntnisse staunend, und noch mehr über die Ursprünglichkeit und Klarheit seiner Ausdrucksweise. Er hat eben nie etwas zum Schein getrieben, sondern alles nur, um in sich selbst die Summe des Wissens von der Entwickelung des menschlichen Geistes und Erkenntnißvermögens zu ziehen. Indem er sich immer auf das Wichtigste beschränkte, hat er seine Zeit nicht mit unnützen Dingen verloren und gewiß nie ein albernes oder phrasenhaftes Buch zu Ende gelesen, das tausend andern die Köpfe verwirrte, sondern höchstens darin geblättert, um es dann als unnütz beiseitezuwerfen. Seine musterhaft geordnete, so gewählte wie reichhaltige Bibliothek dürfte in wenigen Privathäusern ihresgleichen finden. Auch die Stunden der Muße zwischen den anstrengenden Tagesgeschäften und den nächtlichen Studien weiß er sich in seinem gemüthlichen Familienkreise zu Stunden des Aufschwungs und fruchtbarer Anregung zu machen durch gute Musik, die in seinem Hause mit künstlerischem Ernst und Eifer gepflegt wird.

Ziehe ich die Summe der guten und nachhaltigen Eindrücke, die ich aus diesem Hause mitgenommen, so kann ich nichts darin finden, als die feinste Blüte deutschen Gemüths- und Geisteslebens, unberührt von irgendwelchen amerikanischen Einflüssen, obgleich Stallo schon seit einigen vierzig Jahren in Amerika lebt und seine Kinder dort geboren und erzogen wurden. Aber freilich unter seiner Aufsicht, und als er die richtige Zeit gekommen glaubte, hat er seine Kinder selbst auf einige Jahre nach Deutschland geführt, zu weiterer gründlicher Ausbildung, auch in der Musik. So hat er denn, außerhalb des Hauses mitten im amerikanischen Geschäftsleben stehend und gezwungen, den ganzen Tag englisch zu sprechen und zu schreiben, sich innerhalb seines Hauses

auf der Höhe von Clifton ein Heim bewahrt, wo deutsche Sprache und deutsche Sitte in makelloser Reinheit gepflegt wird.

Nenne ich nun Karl Schurz als den dritten und jüngsten unter den hervorragendsten Einwanderern, welche deutsche Bildung und Sitte in der Familie streng aufrecht erhalten haben, so brauche ich über ihn nicht weit auszuholen, um ihn dem Leser nahe zu bringen, da seine Lebensgeschichte in der Alten Welt ebenso bekannt ist wie in der Neuen.

An Beispielen wie Körner und Stallo habe ich zeigen wollen, daß es auch vor 1848 an deutschen Einwanderern nicht fehlte, die eben als Repräsentanten (ich gebrauche das Wort Vertreter ungern: es ist ein schreckliches Wort für meine Ohren) der besten Eigenschaften ihres Volkes den Amerikanern die höchste Achtung abzuzwingen wußten. Ich werde später auf ähnliche Beispiele in allen Berufskreisen zu reden kommen — das ganze Buch Körner's handelt davon —, allein solche Männer lebten doch nur in der Diaspora, und erst der große Zuzug seit dem Jahre 1848 hob die deutsche Einwanderung im allgemeinen im Ansehen der Amerikaner.

Am meisten hat zur Steigerung und Festigung dieses Ansehens Karl Schurz beigetragen, dem es, nach schweren Anfängen, bald gelang, sich zu einer öffentlichen Bedeutung im Staate emporzuschwingen, dergleichen kein Deutscher vor ihm erreichen konnte. Generale, Gouverneure und andere höhere Beamte deutscher Zunge hatte es schon mehrere in den Vereinigten Staaten gegeben, bevor er sich heimisch darin machte, allein Schurz war der erste Deutsche, der im Senat zu Washington saß, der erste, der einen Ministerposten ausfüllte.

Als Senator hat er sich rühmlich hervorgethan durch seine überlegene politische Einsicht und Beredsamkeit, sowie durch die Unerschrockenheit, mit welcher er die damals im Senat herrschende Corruption bekämpfte; als Minister hat er das große Werk vollbracht, die Indianerfrage, deren früher sich immer bedrohlicher gestaltende, blutige Verwickelungen so viel Unheil

über die Union gebracht, einer friedlichen Lösung entgegenzuführen, sowie der unter der Administration des Generals Grant zu einer wahren Landespest gewordenen Beamtencorruption wirksam zu steuern, ohne sich durch die schmählichen Angriffe desjenigen Theils der Presse, der aus dieser Corruption seine beste Nahrung sog, im geringsten irremachen zu lassen. Wie sich nun auch, nachdem er vorläufig als schlichter Bürger in das Privatleben zurückgetreten ist, seine Zukunft gestalten möge, in der Geschichte wird er fortleben als einer der fähigsten und redlichsten Staatsmänner, die je im Cabinet zu Washington gesessen.

Werfen wir nun den Blick auf andere Gebiete, so finden wir überall deutsche Namen, denen die Amerikaner keine bessern gegenüberzustellen haben.

Der erste, der in den Vereinigten Staaten den Namen Astor zu hohen Ehren brachte, war ein königlicher Kaufherr John Jakob Astor, dessen merkwürdigen Lebenslauf Friedrich Kapp in seiner „Geschichte der Deutschen im Staate New-York" so ausführlich wie meisterlich geschildert hat. Hier genügt es, zu bemerken, daß Astor als Sohn eines armen, durch den Trunk verkommenen Metzgers 1763 in Walldorf bei Heidelberg geboren wurde, 1783 nach Amerika auswanderte, in New-York schon drei Jahre später ein eigenes, großartig angelegtes Geschäft gründete, durch seine Intelligenz und Redlichkeit bald einen guten Namen in der Handelswelt gewann, mit jedem Jahre an Ansehen wuchs und 1848 in New-York als einer der reichsten Männer Amerikas starb. Er wird geschildert als ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten, umfassender Bildung, festem Charakter und kluger Lebensführung. In seiner alten wie in seiner neuen Heimat sicherte er seinem Namen ein bleibendes Andenken durch große Schenkungen und Stiftungen, unter welchen die jedermann offen stehende Astor-Bibliothek in New-York, welche über 200000 Bände zählt, den ersten Rang einnimmt. Funfzigtausend Dollars kamen nach seinem Heimatsorte Walldorf zur Gründung einer Versorgungsanstalt für arme, bejahrte Leute und zur Erziehung unbemittelter Kinder;

20000 Dollars wurden für die Deutsche Gesellschaft zum Besten deutscher Einwanderer ausgesetzt. Daß sein Geist in seiner Familie forterbte, bewies sein Sohn William C. Astor, welcher zur Erweiterung der obenerwähnten Bibliothek noch eine Schenkung von werthvollen Bauplätzen und 200000 Dollars machte. In demselben Jahre, in welchem John Jakob Astor starb, ließ sich ein eingewanderter Deutscher im Staate New-Jersey nieder, an dessen Namen, Johann August Röbling, sich die kühnsten und gewaltigsten Bauten knüpfen, welche Amerika aufzuweisen hat.

Er hatte schon, bevor er nach Trenton in New-Jersey kam, um eine große Drahtseilfabrik zu gründen, als genialer Ingenieur sich einen Namen von gutem Klang in Amerika erworben. Im Jahre 1844 wurde der pennsylvanische Kanalaquäduct über den Alleghanyfluß, nach Pittsburg einmündend, von ihm an Drahtseile gehängt, und er erbaute dann die prächtige Monongahelahängebrücke bei Pittsburg, 1500 Fuß mit acht Spannungen. Erst nach seiner Niederlassung in New-Jersey nahm er die wie ein Wunderwerk erscheinende Hängebrücke über den Niagara in Angriff, auf welche ich bei der Schilderung der Wasserfälle zurückkommen werde. Ein ähnliches Riesenwerk seiner Kunst ist die schöne Brücke über den Ohio, welche, bei 1200 Fuß Spannung, Cincinnati mit dem gegenüberliegenden Covington verbindet. Sein letztes und größtes Werk, die 5000 Fuß lange Brücke über den East-River, den Meeresarm, welcher Brooklyn von New-York trennt, sollte er nicht mehr vollenden, da er im Juni 1869 den Folgen einer schweren Verletzung erlag, die er sich durch einen Unfall beim Bau zugezogen, der dann durch seine Söhne weiter geführt wurde.

Er wird als ein Mann geschildert von mächtiger Persönlichkeit, und dem die geistige Ueberlegenheit gleichsam aus den Augen blitzte, während er im Verkehr die Bescheidenheit selbst war, dabei von großer Herzensgüte und ein unerschöpflicher Born des Wohlthuns für die Waisen und Armen. Er ist ein Deutscher im besten

Sinne des Wortes geblieben bis an sein Lebensende. Und als gute Deutsche sind mir auch fast alle gebildeten Landsleute erschienen, mit denen ich in New-York und Umgegend verkehrte, obwol die meisten von ihnen schon ein Menschenalter in der Neuen Welt verlebt hatten. Einige derselben waren mir schon von Deutschland her bekannt, wie Udo Brachvogel, der talentvolle Redacteur des weitverbreiteten und in hohem Ansehen stehenden „Belletristischen Journal"; L. Stiastny, der, aus einer Künstlerfamilie stammend, auch als Chef eines bedeutenden Handelshauses in New-York seinen Ursprung nicht verleugnet und sich ein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft bewahrt hat, deren Priestern und Novizen sein Haus in Hoboken immer gastlich offen steht. Auf einen Ausflug, den wir zusammen nach Washington gemacht, komme ich ein anderes mal zurück. Zu den ältern Bekannten, die ich wiederfand, gehörte auch einer von den Brüdern Steinway, deren Marmorpalais mit der großen, glänzenden Musikhalle eine Zierde von New-York bildet, und deren weltberühmte Instrumente mir in allen Orten in die Ohren klangen oder in die Augen fielen, wo ich auf meiner Reise bis zum Stillen Ocean ein paar Tage Rast hielt.

H. Wesendonk hatte ich schon im Parlament zu Frankfurt 1848 oft gesehen und gehört, ohne ihm persönlich näher getreten zu sein. Hierzu fand ich durch sein überaus freundliches Entgegenkommen erst in New-York Gelegenheit, und ich habe dann in seiner hochgebildeten Familie, wo ich immer eine Gesellschaft fand, die ich auch in Deutschland zu der besten gezählt haben würde, manche gute Stunde verlebt.

Fünftes Kapitel.

Vom Hudſon bis zum Niagara.

Der erſte Ausflug, den ich ins Innere des Landes machte, galt dem größten Naturſchauſpiel in ſeiner Art, den Waſſerfällen des Niagara, wobei ich die beiden anſehnlichen Städte Rocheſter und Buffalo berührte.

Ein paar Freunde begleiteten mich von Hoboken nach Jerſey-City, der zweiten Hauptſtadt des Staates New-Jerſey, die wir in einem raſch fahrenden Zweiſpänner binnen einer halben Stunde erreichten. Hier befinden ſich die Bahnhöfe aller nach dem Süden und Weſten laufenden Schienenwege, welche täglich 5 — 600 Züge aus allen Theilen des Continents hierher führen, von wo dann Menſchen und Waaren zu Schiffe über den Hudſon nach New-York befördert werden, dem Ausgangs- und Endpunkte des ungeheuern Verkehrs, welchem Jerſey-City, die ſchon über 100000 Einwohner zählt, ihre Blüte verdankt.

Wir hatten uns, trotz des raſchen Fahrens, etwas verſpätet, ſodaß zwiſchen unſerer Ankunft und dem Abgange des Nachtzuges nach Rocheſter kaum fünf Minuten übrigblieben und ich ſicher nicht mehr fortgekommen wäre, wenn meine Begleiter nicht das Beſte dabei gethan hätten. Von dem einen wurde ich gezogen, von dem andern geſchoben, während der Kutſcher, ſeinen Wagen ruhig ſtehen laſſend, meinen Koffer vorantrug, und ſo gelangten wir in eine matterleuchtete Halle, an deren Wänden viele Tauſende von kleinen

Riemen hingen, durch metallene Marken geschlungen, deren Bedeutung mir bis dahin ein Räthsel war, welches aber bald gelöst werden sollte, denn kaum war mein Koffer auf eine Art Ladentisch gesetzt, welcher uns von dem innern Heiligthum der Halle trennte, als ein bürgerlich gekleideter Mann herzutrat und nach meinem Reiseziel fragte. Sobald er dieses erfahren, nahm er einen Riemen von der Wand, befestigte diesen im Handumdrehen an meinen Koffer und gab mir eine numerirte Contremarke, welche er von einem Riemen zog, den er zurückbehielt. Das ganze Manöver währte kaum eine Minute. Nun ging's in großer Hast mit dem Koffer nach dem Bahnzuge, den wir glücklich noch im letzten Augenblick vor der Abfahrt erreichten. Ein Neger, der auf der Plattform stand, schaffte den Koffer in den Gepäckwagen, und während ich noch ein Unterkommen für mich und mein Handgepäck suchte, setzte sich der Zug schon in Bewegung.

Ich habe dieses Vorspiels zu meiner ersten amerikanischen Eisenbahnfahrt hier nur Erwähnung gethan, um zu zeigen, daß der Reisende dort mehr auf sich selbst angewiesen ist als bei uns, wo es auf keinem großen Bahnhofe an geschäftigen Händen fehlt, um den Wagenschlag zu öffnen, das Gepäck zu besorgen und dem Reisenden in allem, was er wünscht, behülflich zu sein.

In Amerika heißt es überall: Help yourself. Wer eine größere Fahrt unternehmen will, kauft sein Billet schon im voraus in einer der vielen Agenturen, die in jeder Stadt zu finden, und wo er zugleich einen gedruckten Führer umsonst erhält, mit einer Karte der ganzen Reiseroute, genauer Angabe aller Stationen, Haltepunkte, Fahrzeiten, Hotels u. s. w. — Hat der Passagier größeres Gepäck, so läßt er auch dieses meist im voraus besorgen, wozu sich billige und bequeme Gelegenheit bietet. So bleibt ihm dann nichts übrig, als zu rechter Zeit auf dem Bahnhofe einzutreffen, nach seinem Zuge zu fragen und einzusteigen. Von dem bei uns üblichen wiederholten Abrufen aus den Wartesälen ist dort keine Rede und ebenso wenig von der Hetze und Zeitvertrödelung beim Abwägen und Bekleben jedes einzelnen Gepäck-

stücks. Niemand kümmert sich um Gewicht und Zahl der Reisekoffer, welche das geübte Auge des Expeditors von Waarenballen und Kisten wohl zu unterscheiden weiß. So geht alles seinen raschen Gang ohne Lärm und Ueberstürzung, und während ein Neger im Innern des Zuges mit dem Unterbringen des Gepäcks beschäftigt ist, trifft der Conducteur seine Vorbereitungen zur Abfahrt, welche, wenn er dem Zugführer sein „all right" zugerufen, plötzlich erfolgt, ohne die vielen lauten, schrill in die Ohren fallenden Signale, welche bei uns der Abfahrt jedes Zuges vorhergehen.

Nur bei der in Amerika aufs äußerste getriebenen Vereinfachung des Geschäftsganges, der alles Kleinliche und Peinliche ausschließt, ist bei einem unglaublich kleinen Dienstpersonal die Abfertigung einer so ungeheuern Menge von Zügen möglich, wie sie auf den großen Bahnhöfen täglich ein- und auslaufen.

So prachtvolle, zum Verweilen einladende Bahnhofpaläste, wie wir ihrer viele haben, kennt man in Amerika nicht, wo alles auf das zur Weiterbeförderung Nothwendigste beschränkt ist. So fällt denn auch vieles weg, was bei uns das Auge wohlthuend berührt, wie die sorgfältig gepflegte grüne Umgebung der selbst oft halb unter Grün versteckten Stationshäuser und Bahnwärterhäuschen, die Blumen in den Fenstern und aller sonstige anheimelnde Ausputz.

Dagegen bieten die großen Salonwagen, aus welchen alle Züge sich zusammensetzen, manche auf unsern Bahnen fehlende Annehmlichkeit. Man kann darin mehr Handgepäck unterbringen und sich freier bewegen, da jede Klasse eine ganze Reihe von Wagen enthält, durch welche die Passagiere hin- und hergehen dürfen; man kann ferner zu jeder Zeit gutes Trinkwasser haben, und auch für andere Bedürfnisse ist ausreichend gesorgt, sodaß man nur auszusteigen braucht, um zu speisen. Jeder Wagen wird so gut geheizt, daß man mitten im Winter im einfachen Rock fahren kann. Raucher finden besondere kleine Zimmer für ihre Liebhaberei, ohne ihren Platz in den Räumen, wo nicht geraucht

werden darf, deshalb aufgeben zu müssen. Leidenschaftliche Raucher, welche gern fortwährend die Cigarre im Munde haben, gehen in die sogenannten Emigrantenwagen, welche jedem Zuge angehängt sind, und wo jeder Passagier erster Klasse sich nach Belieben aufhalten und rauchen kann.

Früher gab es keine Klassenunterschiede auf den Eisenbahnen, um das Gleichheitsgefühl der Amerikaner nicht zu verletzen. Allmählich stellte sich aber doch die Nothwendigkeit heraus, den mittellosen Reisenden billigere Plätze zu verschaffen als den begüterten, denn es hätten sonst Hunderttausende von Einwanderern, welche alljährlich in New-York landeten, ihr weiteres Reiseziel nicht erreichen können. Neue Ankömmlinge sind noch keine vollgültigen Bürger der Vereinigten Staaten, zu welcher Würde sie erst nach fünf Jahren heranreifen können; es verschlägt also nichts, wenn man für sie Ausnahmseinrichtungen trifft, welche das Hochgefühl der schon eingewurzelten Gleichheitsbürger nicht verletzen.

Aus solchen Erwägungen entstanden die sogenannten Emigrantenzüge, ohne welche die klugen Eigenthümer der Bahnen viele Millionen Dollars weniger einnehmen würden, als jetzt der Fall ist, denn die Emigrantenzüge sind immer besetzt, selbst wenn sich kein einziger Emigrant — oder richtiger Immigrant — darin befindet.

So reist man auch in der Neuen Welt in verschiedenen Klassen, die man aber nicht so deutlich und unterscheidend zu benennen wagt wie in der Alten. Wer bequem und in verhältnißmäßig guter Gesellschaft fahren will, kauft sich ein Billet erster Klasse, welche eigentlich nicht so genannt werden könnte, wenn keine zweite vorhanden wäre. Sie ist in der That vorhanden, wie auch eine dritte, allein man wagt — aus republikanischem Gleichheitsstolz — nicht, sie so zu nennen.

Die Emigrantenwagen, in welchen man fast um die Hälfte billiger fährt als in den Wagen erster Klasse, entsprechen in der Rangordnung unsern sogenanten Coupés dritter Klasse, sind jedoch bequemer eingerichtet, da sie alles enthalten, was ich oben in der

Schilderung der Salonwagen als charakteristisch hervorgehoben habe, doch trägt dies alles einen mehr verbrauchten und schäbigen Anstrich. Die Bänke sind mit ursprünglich rothem Plüsch überzogen, der aber in allen möglichen und unmöglichen Farben schimmert. Mancher schmuzige Fuß hat darauf geruht, mancher Fettfleck von den mitgenommenen Speisen ist darauf zurückgeblieben, Tabacks- und Cigarrenasche ist dazu gekommen, denn geraucht wird hier fortwährend, und viele Passagiere erster Klasse halten sich zu dem Zweck lieber in den gräumigen Emigrantenwagen auf als in dem kleinen Rauchcabinet, wo nur wenige zu gleicher Zeit Platz finden können.

Nach unserer Rangordnung würde die in Amerika sogenannte erste Klasse die zweite Klasse heißen, denn im Zuge befinden sich noch weit elegantere und bequemere Wagen, welche die sogenannten Parlors enthalten; große, mit verschwenderischem Luxus eingerichtete Salons, in welchen zu beiden Seiten verlockend behäbige, elastisch gepolsterte Lehnstühle dergestalt befestigt sind, daß der Darinsitzende sich mit dem Stuhle nach allen Seiten drehen kann, ohne mit seinen Nachbarn in Contact zu kommen, da die Sessel hinlänglich weit voneinander entfernt sind, um jedem Freiheit der Bewegung zu gewähren.

Diese Parlors mit ihren prächtig verzierten Decken und Wänden, schweren Teppichen und Vorhängen und, was die Hauptsache ist, mit ihren verführerisch bequemen Drehsesseln, sind das Eleganteste und Zweckdienlichste, was ich je auf Eisenbahnen gefunden habe, um das Reisen auf langen Wegstrecken so angenehm wie möglich zu machen.

Jeder Passagier erster Klasse hat, soweit die Plätze reichen, Zutritt zu den Parlors gegen eine mäßige Nachzahlung, welche nach Maßgabe der Fahrstrecke berechnet wird.

Die Breite, Länge und Höhe der amerikanischen Waggons übertrifft weit die der unserigen. Dem entsprechend haben sie auch stärkere Räder und eine größere Spurweite. Daß diese in straßenlanger Reihe aneinandergekuppelten Riesenkasten, mit Sturmes-

eile über die Schienen hindonnernd, bei den oft großen Krümmungen des Weges nicht aus dem Gleise springen, erklärt sich nur aus der Beweglichkeit ihrer Räderachsen.

Die gewaltige Locomotive hat an ihrer Stirnseite eine schneepflugartige Vorrichtung, durch welche alles im Wege Liegende beseitigt wird. Dieser sehr sinnreich construirte Schutzapparat heißt cow-catcher (Kuhfänger) und ist stark genug, eine Kuh, welche sich etwa von der Weide auf die Bahn verirren sollte, in die Luft zu schleudern oder zerschmettert beiseitezuwerfen. Dadurch werden die Bahnwärter erspart und alle Hindernisse im Fluge aus dem Wege geräumt.

Kurz vor unserer Abfahrt in Jersey-City kam ein langer Zug herangebraust, dessen Feueraugen ihr grelles Licht weit vor sich herwarfen, während zugleich die Glocke der Locomotive ihr mächtiges Geläut als Warnsignal durch die Nacht ertönen ließ. Und als unser Zug sich schon in Bewegung gesetzt hatte, schwang sich über die hohen Tritte noch ein verspäteter Passagier hinein, der keine Zeit mehr gefunden, sich an der Kasse ein Billet zu kaufen, was nicht verhinderte, daß er mitfahren konnte, da für solche Fälle auch beim Conducteur Billets zu haben sind.

Mein Platz in dem großen Schlafwagen, in welchem etwa dreißig Personen beiderlei Geschlechts zu übernachten hatten, befand sich dicht am Eingange, sodaß alles, was ein- und ausging, an mir vorbei mußte, eine für mich keineswegs beneidenswerthe Lage, da beim jedesmaligen Oeffnen der Thür ein eisiger Luftzug auf mich eindrang, der mir bald unerträglich wurde. Auf die Dauer war das bei meinem ohnehin sehr angegriffenen Kopfe nicht auszuhalten, und ich wäre gern bis zur Schlafenszeit in einen andern Wagen gegangen, wenn ich nicht für mein Handgepäck gefürchtet hätte, welches einige mir persönlich werthvolle Sachen enthielt. Der freie Verkehr in der langen Wagenreihe machte jede Aufsicht seitens des Beamtenpersonals, welches blos aus einem Conducteur und einem Neger bestand, unmöglich, denn beide hatten fortwährend mit andern Dingen zu thun. Dem Conducteur lag es ob,

Hunderte von Billets zu prüfen und diejenigen, welche auf das fernste Ziel der Nachtfahrt lauteten, gleich zu sich zu nehmen und gegen andere umzutauschen, die vorn am Hute getragen werden mußten, um bei der nächsten Revision gleich in die Augen zu fallen. Dazu mußte er über alles Buch und Rechnung führen, was bei der Freiheit des Verkehrs der Passagiere keine leichte Aufgabe war, zu deren Lösung bei uns kaum drei Beamte ausgereicht hätten.

Während nun so der stattliche Mann, hochgetragenen Hauptes scharf um sich blickend, von einem Wagen zum andern ging, jeden, bis auf die sogenannte „Toilette", genau untersuchend und, wenn diese geschlossen war, abwartend bis sie sich wieder aufthat, begann der Neger die Betten aufzuschlagen, zwei übereinander an jedem Fenster, ähnlich wie in unsern Schlafwagen eingerichtet, nur weit größer, bequemer und besser. Solange diese Arbeit währte, mußten die Passagiere natürlich anderswo Platz suchen, und so war des Thürklappens und des mir ins Gesicht schlagenden eisigen Luftzugs kein Ende. Ich bat den Neger, als er in meine Nähe kam, mein Handgepäck in Verwahrung zu nehmen und es mir am nächsten Morgen früh zu bringen. Dieser Sorge enthoben, ging ich in einen andern, weniger besetzten Wagen, um mich ein bischen auszutreten und dann das Rauchcabinet aufzusuchen, da ich noch keine Müdigkeit fühlte. Als ich so einigemal auf- und abgegangen war auf dem ziemlich weiten Durchgangswege und mich eben wieder zurückziehen wollte, trat mir — in einer äußerlich höflichern Weise, als es sonst Landesbrauch ist — ein Herr entgegen mit den Worten: „Entschuldigen Sie gütigst, daß ich mir die Freiheit nehme Sie anzureden; ich habe Sie auf den ersten Blick wiedererkannt, allein Sie werden sich meiner wohl schwerlich noch erinnern. Mein Name ist S...., Karl S...."

Der Name half meinem Gedächtnisse sofort auf die Sprünge und versetzte mich um einige Jahrzehnte zurück nach München, wo er mir oft genug in die Ohren geklungen war. Doch würde ich den jetzigen Träger des Namens, den ich früher nur flüchtig

kennen gelernt, ohne sein Zuthun nicht wiedererkannt haben, da sein Bild völlig meinem Gedächtniß entschwunden war. Auch jetzt mußte er bei meinen allmählich wieder auftauchenden Erinnerungen das Beste thun, um sie einigermaßen zu klären, denn die Angelegenheiten, welche ihn einst zu mir geführt hatten, waren für mich so gewöhnlicher Art, daß sie seit mehr als einem Vierteljahrhundert zu meinen täglichen Erlebnissen gehörten, wovon dann leicht eins das andere verwischte. Ich bat ihn, mir ins Rauchcabinet zu folgen, um dort bei einer Cigarre weiter zu reden. Wir traten in einen kleinen Raum, der auf zwei Sofas, welche sich zwischen Thür und Fenster hinzogen, sechs Sitzplätze bot, die aber augenblicklich durch zwei sogenannte Gentlemen völlig gedeckt wurden, durch Beinverrenkungen, wie man sie nur in Amerika findet. Mein Begleiter, welcher voranging, fuhr gegen die den Eingang förmlich versperrenden Beine des jungen zunächstsitzenden Gentleman in einer Weise an, daß dieser dadurch völlig aus seiner Lage kam und beinahe vom Sofa gefallen wäre. Er hielt sich nur auf seinem Platze, indem er die Füße von der Rückseite des gegenüberstehenden Sofas, wo sie bis dahin geruht hatten, rasch zurückzog und einen Stützpunkt auf dem Boden damit suchte. Diesen Augenblick benutzte mein Begleiter, um den leer gewordenen Platz einzunehmen, und ich, der ich nun auch freien Durchgang gewonnen hatte, setzte mich ihm zur Seite, um nicht mit den Beinen des ältern Gentleman in Contact zu kommen, die sich gegen die Rücklehne des Sofas stemmten, auf welchem der jüngere saß.

Wir zündeten unsere Cigarren an und mein Nachbar begann mir seine Geschichte zu erzählen, wobei er wiederholt durch die unruhigen Bewegungen des ihm gegenübersitzenden jungen Gentleman unterbrochen wurde, dem häufiger Wechsel der Beinstellungen ein Lebensbedürfniß zu sein schien. Die Füße ruhig vor sich auf den Boden zu halten, hielt er nicht lange aus; sie schnellten oft unwillkürlich auf, als ob sie einen Stützpunkt in der Luft finden wollten, wodurch sich mein Nachbar wiederholt unangenehm berührt

fühlte, was er eine Zeit lang gelassen ertrug, nur hin und wieder den Beinschwinger durch einen gelinden Stoß erinnernd, daß seine Beine nicht die einzigen auf Erden seien. Aber plötzlich erhob sie ihr Besitzer, um sich eine bequemere Lage zu bereiten, wieder in bedrohlicher Weise so hoch, daß ich nicht ahnte, wohin er damit wollte, bis er eins mit spitzem Knie vor sich auf das Sofa stemmte und es mit der linken Hand zärtlich umfaßte, während er das andere wieder zu Boden sinken ließ, die Füße meines Nachbars sehr unsanft berührend, wofür dieser sofort durch einen energischen Fußtritt Vergeltung übte, ohne dadurch seine Unterhaltung mit mir ins Stocken kommen zu lassen. Nur nahm er jetzt Veranlassung, gleichsam in parenthesi zu bemerken, wie viel bequemer der Verkehr in Amerika mit ältern als mit jüngern Leuten sei, deren Benehmen gar zu oft in Flegelei ausarte, ohne daß sie im Grunde etwas Böses damit meinten, allein es fehle ihnen aller gesellschaftliche Takt wie alles feine Ehrgefühl, weshalb sie denn ebenso leicht einen Puff geben wie nehmen, der in Deutschland andere Folgen haben würde als hier. „Das Unglück ist", fuhr er fort, „daß es in Amerika wol allerlei Unterrichtsanstalten, aber keinerlei Erziehung gibt, und auch der öffentliche Unterricht mehr auf das Einpauken von allerlei für das praktische Leben nützlichen Kenntnissen, als auf Bildung des Herzens und Geistes berechnet ist. Wer sollte auch hier die Kinder erziehen? In der Schule geschieht es nicht, und zu Hause kann es nicht geschehen, weil jeder Familienvater zugleich Geschäftsmann ist, der den ganzen Tag außerhalb des Hauses zubringen muß, während die Frau, bei der Schwierigkeit zuverlässige Dienstboten zu finden, ihre liebe Noth hat, das Hauswesen in Ordnung zu halten. Wenn die Töchter lernen, sich an der Mutter ein Beispiel zu nehmen, so ist das bei den Söhnen nur ausnahmsweise der Fall; das ganze, vorwiegend auf schnellen Erwerb gerichtete Leben bringt es mit sich, sie früh auf eigene Füße zu stellen. Ein Junge von vierzehn Jahren ist hier schon ebenso selbständig wie in Deutschland ein junger Mann von vierundzwanzig. Daß der Sinn dabei auf

ideale Ziele gerichtet ist, gehört zu den seltensten Ausnahmen, aber Lust zur Arbeit, Energie und kühner, ja wagehalsiger Unternehmungsgeist findet sich hier überall, wo Gewinn in Aussicht steht. Von feinen Manieren und höflichen Umgangsformen ist nicht die Rede, denn es wird kein Geld damit verdient, hingegen oft Zeit verloren. Jeder sucht «Elnbogenraum» — wie sie's hier nennen — zu gewinnen, und drängt sich vor, soweit seine Kräfte reichen. Rücksichten gegen andere fangen erst da an, wo sie bei diesen aufhören; am wenigsten rücksichtsvoll aber ist die Jugend hierzulande gegen das Alter, die eigenen Aeltern nicht ausgenommen."

In dieser Weise perorirte mein Nachbar eine gute Weile fort, um mir klar zu machen, daß Bescheidenheit ein Wort sei, von dessen Sinn die männliche Jugend Amerikas bis heute keine Ahnung habe. Ob der junge Gentleman ihm gegenüber etwas davon verstand, war nicht zu bemerken; er verließ uns, als er seine Cigarre zu Ende geraucht hatte, und auch der ältere zog bald darauf seine langen Beine vom Sofa zurück, um sie zum Fortgehen zu benutzen.

Hiernach konnten wir uns ganz ungestört unterhalten, und mein Nachbar nahm nun mir gegenüber Platz, um die Geschichte seiner Erlebnisse weiter zu führen. Ich will sie ihm hier nicht nacherzählen, sondern nur solche Züge daraus hervorheben, die in den Rahmen meiner Reisebilder passen. Das übrige kann sich dann jeder Leser selbst leicht ergänzen, der einigermaßen auch zwischen den Zeilen zu lesen weiß.

Um die Mitte der funfziger Jahre kam in München ein noch sehr unreifer junger Mann zu mir, der Novellen, Gedichte und Trauerspiele geschrieben hatte und darüber ein Urtheil zu haben wünschte. Diesem Besuche waren ein paar Briefe vorausgegangen, wovon der erste die mir übersandten Manuscripte begleitete und mit der üblichen Entschuldigung anfing, daß der Verfasser es wage, meine kostbare Zeit durch seine poetischen Versuche in Anspruch zu nehmen, während der zweite mehrere Wochen später anfragte, ob ich seine Versuche schon einer Prüfung gewürdigt hätte. Beide Briefe waren in so schwülstigen Ausdrücken abgefaßt, daß sie mir

kein günstiges Vorurtheil für die poetischen Arbeiten des Verfassers erwecken konnten, die noch ruhig unter andern Stößen von Manuscripten lagen, deren jede Woche neue brachte und mit welchen völlig aufzuräumen unmöglich war. Ich pflegte beim Empfang eines Packets nur einen Blick hineinzuwerfen, um danach die seltenen Arbeiten, welche mir einer nähern Prüfung würdig schienen, für freie Nachmittagsstunden zurückzulegen. Zu dieser engern Auswahl gehörten die Schöpfungen des jungen Münchener nicht; doch wandte ich nach Empfang seines zweiten Briefes eine Stunde daran, sie zu prüfen, und ließ ihn bitten, zu mir zu kommen, da mir zu schriftlichen Erörterungen die Zeit fehlte. Ich machte ihn dann in freundlicher Weise auf die Schwächen und Mängel seiner Arbeiten aufmerksam, indem ich ihn veranlaßte, mir einige der Scenen und Gedichte vorzulesen, die er selbst für die besten hielt, und die er nun mit demselben falschen Pathos las, in welchem sie geschrieben waren. In den Dramen hatte er Schiller, in den Gedichten Platen nachzuahmen versucht und zwar, wie er glaubte, in so correcten wie schönen Versen; allein in Wirklichkeit war alles hohltönender Wortschwall, obgleich ein paar seiner Lieder ihm selbst beim Lesen Thränen entlockten.

Er hatte darauf gerechnet, daß ich die Widmung seiner Gedichte annehmen, ihm einen guten Verleger dafür verschaffen und sie mit Sang und Klang in die Welt einführen werde. Er hielt es schon für ein Zeichen des Genies, daß er in so jungen Jahren — er saß noch in Prima — schon auf allen Gebieten der Dichtkunst so viel vor sich gebracht, der Bogenzahl nach mehr als Uhland in seinem Alter, und es traf ihn schmerzlich, sich nun plötzlich aus allen Himmeln gerissen zu sehen.

Viele Jahre später traf ich ihn als Schauspieler wieder. Er war lange mit einer kleinen Wandertruppe durchs Land gezogen, hatte dann an verschiedenen Vorstadttheatern gespielt, fühlte sich aber zu Höherm berufen und hoffte nun, durch meine Empfehlung an eine Hofbühne zu kommen. Seine Taschen waren mit Winkelblättern und Theaterzeitungen gefüllt, in welchen zu lesen stand,

daß seine Begabung entschieden auf das Charakterfach hinweise. Um mir dies auch zu Gehör zu bringen, sprach er mir den ersten Monolog von Richard III. vor, sprang dann zu Franz Moor über und gab endlich eine Wahnsinnsscene von König Lear zum besten, alles mit gleichem Augenrollen und demselben Pathos, mit welchem er mir früher seine Gedichte recitirt. Was blieb mir übrig, als ihm offen meine Meinung zu sagen, daß er sich so wenig zum Charakterdarsteller eigne wie zum Dichter?

Nun fand ich ihn, nachdem abermals viele Jahre verflossen waren, unverhofft auf nächtlicher Fahrt wieder als einen Mann von sehr respectablem Aussehen, sorgfältig rasirt und in einer Tracht, die darauf schließen ließ, daß er dem geistlichen Stande angehörte. In der That war er, wie ich bald von ihm erfuhr, eine geraume Zeit Prediger gewesen, hatte aber auch als solcher wenig Glück gehabt, und reiste jetzt in Angelegenheiten einer Bibelgesellschaft durchs Land, unter Verhältnissen, die ihm sehr zuzusagen schienen. Auf meine Frage, wie er nach Amerika gekommen, erzählte er mir: Kurze Zeit, nachdem er mich zuletzt aufgesucht, sei sein Vater gestorben, der seine Ersparnisse in amerikanischen Papieren angelegt hatte, welche inzwischen so im Werthe gesunken waren, daß der Sohn, dem in der Heimat nichts hatte glücken wollen, auf den Gedanken kam, sein Glück in der Neuen Welt zu versuchen, wo er seine papierne Erbschaft vortheilhafter anbringen konnte als in Deutschland. Solange das Geld vorgehalten, sei es ihm auch ganz erträglich ergangen und er habe die Zeit benutzt, um Englisch zu lernen, dabei aber der Versuchung nicht widerstehen können, einen Band seiner Gedichte auf eigene Kosten drucken zu lassen, die sich höher belaufen, als er geahnt. Da er nun keine Käufer gefunden und doch gern gelesen sein wollte, sei ihm seine Eitelkeit zum Versucher geworden, sein letztes Geld daranzusetzen, um das Buch als Geschenk unter die Leute zu bringen; selbst nach Deutschland sei ein ganzer Stoß an seine alten Bekannten expedirt worden, natürlich ohne ihm den geringsten Dank oder Gewinn einzutragen. So habe er das Unglück gleich-

sam selbst herausgefordert und sei bald dergestalt in Noth gerathen, daß er die niedrigsten Arbeiten habe thun müssen, um nur sein Leben zu fristen. Dann von Stufe zu Stufe wieder aufwärts klimmend, sei er Kellner in einer Wirthschaft und später Gehülfe bei einem deutschen Apotheker geworden, der, erstaunt über seine classische Bildung, ihm seinen Sohn, welcher in Deutschland studiren sollte, zur Vorbereitung im Griechischen und Lateinischen anvertraute.

Von dem alten Apotheker sprach er mit großer Verehrung und schilderte ihn als einen Mann, der alle christlichen Tugenden übte, ohne mit Frömmigkeit zu prunken. Ihm habe er es zu verdanken, daß er selbst eine feste religiöse Grundlage gewonnen, nachdem er so lange haltlos und zerfahren in den Tag hineingelebt. Der alte Herr unterhielt sich gern über religiöse Dinge mit einem eingewanderten englischen Geistlichen, der viel in seinem Hause verkehrte und durch die Macht seiner Rede auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, einen begeisternden Einfluß übte, durch welchen auch der Erzähler der Geschichte so mächtig berührt wurde, daß er seine langen Irrfahrten damit beschloß, Theologie zu studiren und sich ganz dem Dienste der Kirche zu weihen.

Ich hörte dem letzten Theile der Geschichte, worin auch der Brand von Chicago vorkam, den der Erzähler miterlebt und dabei Gelegenheit gefunden, seinem Wohlthäter, dessen Haus in Flammen aufging, sich durch wirksame Hülfeleistung dankbar zu erweisen, nur mit halbem Ohre zu, da alles ungebührlich in die Länge gezogen wurde, eine Stunde nach der andern darüber verging, und ich inzwischen sehr müde geworden war. Es schwirrte mir förmlich im Kopfe von der Fülle der bunten Erlebnisse, die an sich viel Interessantes boten, das aber durch den schwülstigen Vortrag wieder verwischt wurde. Dazu kam, daß während der Erzählung alte Erinnerungen in mir aufstiegen, die sich unwillkürlich vordrängten und meine Aufmerksamkeit kreuzten. Diese Erinnerungen führten auf den Vater des Erzählers zurück, der mir als ein vergröbertes Urbild des letztern erschien, wie dieser jetzt vor meinem leiblichen und jener vor meinem geistigen Auge

ſtand. Als Drechslergeſelle war er unter das Militär gekommen, mit der bairiſchen Armee nach Griechenland gezogen und als Unteroffizier zurückgekehrt, „um das Schwert mit der Feder zu vertauſchen“. Er machte fortan alle Winkelblätter unſicher, ohne Unterſchied der confeſſionellen und politiſchen Richtung; wußte ſich bald in dem üblichen Zeitungsjargon zurechtzufinden und verſtieg ſich ſogar bis zu Theaterrecenſionen. Er wurde mit der Zeit in allen Sätteln gerecht und ſprach und ſchrieb mit dem Bruſtton der Ueberzeugung für und gegen jede Sache und Perſon, wenn es ihm Vortheil brachte. Ehrgeizige Künſtler, welche ſich von der Preſſe vernachläſſigt glaubten und dem Drange nicht widerſtehen konnten, ihre Verdienſte ſelbſt ſchriftlich zu erörtern, fanden in ihm den richtigen Mann, die ſchwungvollen Aufzeichnungen mit Einleitungen und Schluß zu verſehen und das Ganze, als ſeiner eigenen Begeiſterung für echte Kunſtleiſtungen entſprungen, in die ihm zugänglichen Blätter zu bringen. Bezog er von dieſen auch nur ein kleines Honorar, ſo war dasjenige, welches den Quellen des ſchätzbaren Materials entſprang, um ſo größer und bildete in der That einen beträchtlichen Theil ſeiner Einnahme. Einen ganz beſondern Ruf aber erwarb er ſich in gewiſſen Kreiſen der Bevölkerung als Verfaſſer von Nekrologen. Hatte der Verſtorbene bei Lebzeiten ſich keiner Ordensauszeichnung zu erfreuen gehabt, ſo wurde er regelmäßig als ein unabhängiger Charakter und freiſinniger Mann geprieſen, der es, im Gefühle ſeines hohen menſchlichen Werthes, mit gerechtem Stolz verſchmähte, um Fürſtengunſt zu buhlen. Standen hingegen in der Skizze zum Nekrologe auch Orden oder Medaillen verzeichnet, ſo wurden die höchſten Ruhmestöne darüber angeſchlagen und der Verſtorbene war dann nicht blos eine Zierde des Volkes und der Stolz ſeiner Mitbürger geweſen: ſeine Verdienſte hatten ſelbſt auf Thronen die ehrenvollſte Anerkennung gefunden, drei Orden ſchmückten ſeine Bruſt!

Der vielſeitige Schreiber hatte ein paar rothe Hände, deren dicke Finger immer ſo weit auseinander ſtanden, daß man nicht begriff, wie er eine Feder führen konnte. Kaulbach, in deſſen

Atelier ich ihn ein paarmal traf, behauptete, er schriebe mit einem Besenstiel und ließe es dann durch seine Frau, die nebenbei für ein Putzgeschäft arbeitete, ins Reine bringen.

Der ganze Mensch sah aus, als ob er selbst erst ins Reine gebracht werden müßte, um deutlich erkannt zu werden. Er hatte ein Paar dunkle, verschleierte Augen, denen man es nicht ansehen konnte, wohin sie blickten. Sein Gesicht war so aufgedunsen und verschwommen, daß schwer zu unterscheiden war, wo die Nase anfing und die Wangen aufhörten. Sein dem Anschein nach ursprünglich dunkles Haar spielte wirr durcheinander in allen Farben.

Kaulbach behauptete, es sei unmöglich, ihn im Bilde festzuhalten, nicht blos weil er keinen Augenblick ruhig stehen oder sitzen könne, sondern auch weil mehr hinter ihm stecke, als zum Ausdruck komme. Der äußere Mensch umnebele den innern völlig, und um diesen ganz würdigen zu lernen, müsse man die Gedichte lesen, die er bei jeder feierlichen Gelegenheit, von der Wiege bis zum Grabe, auf Bestellung anfertige, und wovon er ihm eine ganze Sammlung verehrt habe, schön gedruckt und golden umrändert.

So war der Mann beschaffen, dessen wesentlich verfeinerten und durchgeistigten Auszug ich nun in seinem Sohne vor mir sah, in priesterlicher Kleidung und Haltung, mit glattrasirtem Gesicht und sorgfältig gepflegtem, schon ergrauendem Haupthaar.

Seine Geschäfte führten ihn nach Syrakus (Syracuse), einer Stadt von etwa 50000 Einwohnern und 40 Kirchen. Er hatte gehofft, daß ich ihm Gesellschaft leisten werde, bis er auszusteigen habe, und ich würde das gern gethan haben, wenn mich die Müdigkeit nicht überwältigt hätte. So nahm ich denn freundlich Abschied von ihm, um mein Lager aufzusuchen; aber noch nicht daran gewöhnt, mich in so engem Raume zu entkleiden, stieß ich zunächst mit dem Scheitel an eine Schraube über mir, und schlug dann mit dem Hinterkopfe dergestalt an die Rückwand, daß das Einschlafen mir nicht so leicht wurde, wie ich gedacht hatte. Mir war, als ob die Stöße an den Kopf alles darin durcheinandergerüttelt hätten, und selbst als allmählich wieder einige Ordnung

und Klarheit in meine Gedanken und Vorstellungen kam, führten diese doch immer wieder zu seltsamen Betrachtungen, anknüpfend an die vorhin empfangenen Eindrücke und die dadurch geweckten Erinnerungen. Wäre mir der münchener Bekannte nicht entgegengetreten, so würde ich nichts Besseres zu thun gehabt haben, als die Nacht durch zu schlafen, um frisch und gestärkt in Rochester anzukommen. Welchen Ersatz hatte ich nun für die verlorene Ruhe gefunden? Daß man nicht erst nach Amerika zu reisen braucht, um wunderliche Lebensläufe kennen zu lernen, wußte ich längst, und ebenso daß die seltsamsten Schicksale und Erlebnisse nicht mehr Bedeutung haben, als der Mensch, den sie betreffen, ihnen zu geben weiß. Davon war nun bei meinem zum angehenden Greise gewordenen münchener Kindl wenig zu spüren. Ich freute mich, daß es ihm in seiner Weise gut ging, und meine Gedanken schweiften dann bald von ihm ab zu dem Orte, wohin er ging: Syrakus.

Wie kommt Syrakus nach Nordamerika? Haben sich Nachkommen der alten Sicaler hierher verirrt und ihrer Ansiedelung den so glanzvolle Erinnerungen weckenden Namen gegeben? oder wächst hier ein Wein, der an den feurigen Syrakuser erinnert? Nichts dergleichen. Amerika zählt viele den alten Culturvölkern entlehnte Städtenamen, aber kein einziger steht zu der Stadt, welche ihn trägt, in besonderer Beziehung. So zeigte die kleine Reisekarte, welche ich mit dem Fahrbillet zur Orientirung erhielt, noch eine ganze Reihe classischer Namen, wie Troja (Troy), Utica, Ithaka, Rom u. s. w., die wahrscheinlich auf die Schulreminiscenzen eingewanderter Architekten zurückzuführen sind, welche die ersten Bauten an den indianisch benannten Flüssen und Seen leiteten, in denen jetzt blühende Städte sich spiegeln.

Die Schönheiten des Weges von New-York nach Rochester und Buffalo sollte ich theilweise erst bei meiner Rückfahrt, und ganz erst im folgenden Sommer kennen lernen, als ich, vom fernen Westen, über Canada kommend, diese Gegenden wieder besuchte und von den eigenartig wilden Reizen des waldreichen Alleghany-

gebirges ſowie von den majeſtätiſchen Strömen Hudſon und Delaware ganz bezaubert wurde.

Auf meiner Hinfahrt lagen die Herrlichkeiten von Strom und Gebirge verſchleiert vor mir, und ich konnte nicht einmal daran vorbeiſchlafen.

Als ich, am letzten Tage des November, morgens zehn Uhr, in Rocheſter eintraf, merkte ich, daß es während der Nacht gefroren hatte und nun der Himmel, bei dünnem Schneefall, ſich etwas aufzuklären begann.

Ich wußte, daß ich erwartet wurde, denn ſchon bald nach meiner Ankunft in New-York war von dem Redacteur des „Rocheſter Beobachter", Herrn Jacques Koslowsky, eine freundliche Anfrage an mich ergangen, ob ich nicht bei Gelegenheit meines Beſuchs der Niagarafälle den Deutſchen in Rocheſter Gelegenheit bieten wolle, mich auf amerikaniſchem Boden willkommen zu heißen. Von dort bis zu den Fällen ſei nur ein Sprung.

Meiner zuſtimmenden Antwort, welche kein Geheimniß blieb, folgte bald eine Einladung von den Deutſchen der Nachbarſtadt Buffalo, und in beiden Städten bildeten ſich Comités zur Berathung, wie ich zu empfangen und der Aufenthalt mir angenehm zu machen ſei. Ich hatte nicht verſäumt zu melden, daß ich mit dem Nachtzuge am Sonntag, morgens zehn Uhr, in Rocheſter eintreffen werde; allein als der ſtraßenlange Zug auf dem Bahnhofe hielt, begriff ich bald, wie ſchwer es ſein müſſe, mich aus der Menge der Paſſagiere herauszufinden. Der Neger im Schlafwagen, dem ich ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, wollte nicht dulden, daß ich mein Handgepäck ſelbſt trage; er ging damit voran und, ihm folgend, kam ich bald aus dem langen Zuge ins Freie, aber nach einer ganz andern Richtung, als wo das Empfangscomité mich erwartete. Als der Neger mich glücklich unter freiem Himmel ſah, begriff er ſelbſt nicht, was ich da machen ſollte, wo kein Menſch zu ſehen war, während ich ihm doch von Herren geſprochen hatte, die mich erwarteten. Nun gingen wir den endloſen Zug entlang nach der entgegengeſetzten Richtung, wo

ich nach einer langen Komödie der Irrungen einem der Herren in die Hände fiel, welche bis dahin den ganzen Bahnhof nach mir durchsucht hatten und gerade im Begriff waren, mich auf der andern Seite des Zuges da zu suchen, wo ich eben wieder verschwunden war.

Die Stimmung wurde nach Aufklärung der Misverständnisse um so heiterer; ein bereit gehaltener Zweispänner führte mich in freundlicher Begleitung, die keine weitern Irrungen aufkommen ließ, schnell nach Osburn House, einem großen eleganten Hotel, wo ich in wohldurchwärmten Gemächern eine halbe Stunde Zeit zum Umkleiden fand. Dann wurde ich hinuntergeführt in die große Halle, wo außer den Mitgliedern des Comité noch eine ansehnliche Versammlung meiner harrte, um mich zu begrüßen.

In New-York fand ich bei ähnlichen Gelegenheiten immer wenigstens ein mir aus früherer Zeit bekanntes Gesicht wieder; hier war das nicht der Fall; alle Anwesenden sahen mich, wie ich sie, zum ersten mal; doch machten sich freundliche Annäherungen bald von selbst, und ich schied mit den besten Eindrücken von meinen neuen Bekannten, als ich mich wieder zurückzog, um nach kurzem Ausruhen einen Gang durch die Stadt zu machen.

Während dieses Ausruhens, welches nicht länger währte, als zum Rauchen eines Tschibuks nöthig war, der mich auf allen meinen Fahrten begleitete, warf ich einen Blick in die auf dem Tische vor dem Sofa liegenden Zeitungen (deren in Rochester funfzehn erscheinen, darunter zwei deutsche), und brauchte nicht lange zu suchen, um die freundlichsten Willkommensgrüße in Vers und Prosa darin zu finden, da die betreffenden Spalten roth angestrichen waren. Das „Sonntagsblatt" enthielt sogar mein nach einer hamburger Photographie geschnittenes Bild, nebst einem Widmungsgedicht von Fr. Donner, und das englische Riesenblatt „Rochester Morning Herald" brachte sehr wohlgelungene Uebersetzungen aus meinen „Liedern des Mirza-Schaffy". Ich hatte diese kaum gelesen, als einige Herren vom Comité erschienen, um mich zu einem Spaziergange abzuholen, der uns zu einigen der ansehn-

lichsten Bauten der Stadt, wie die „Arcade", Power's Block, Court House, City Hall, Free Academy, sowie zu der Sparbank und andern Banken führte, die hier, wie überall in Amerika, wahre Paläste sind.

Rochester, heute eine bedeutende Handels- und Fabrikstadt mit 82000 Einwohnern, verdankt seinen raschen Aufschwung (in den dreißiger Jahren war es noch ein Dorf) hauptsächlich der ungeheuern Wasserkraft, welche ihm die Fälle des Genesee River bieten, die im Weichbilde der Stadt zusammen eine Höhe von 268 Fuß haben und, sich in drei Hauptfälle gliedernd, eine Menge Fabriken und Mühlen nähren. Von ihrer großen Mehlausfuhr hat die Stadt den Beinamen Flour City erhalten. Sie dehnt sich zu beiden Seiten des Genesee-River aus, über welchen mächtige Brücken führen und dessen Fälle, als ein immerhin ansehnliches Vorspiel zu denen des Niagara, näher zu betrachten mir für den Nachmittag aufgespart blieb.

Das Mittagsmahl wurde in Gesellschaft einer Anzahl munterer Gäste eingenommen, die mit demselben Zuge, der mich hergeführt, von New-York gekommen waren als Abgesandte des Sängerbundes „Beethoven", der im Sommer an einem Sängerfeste in Rochester theilgenommen und dort bei dem „Männerchor" so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, daß er sich gedrungen fühlte, ihm als bleibenden Ausdruck des Dankes ein werthvolles Geschenk zu übersenden, in Form einer silbernen Lyra und zweier silbernen Kränze mit entsprechenden Inschriften.

Herr Bartholomay, der Besitzer einer großen Bierbrauerei, hatte mir für die Dauer meines Aufenthalts seine elegante Equipage zur Verfügung gestellt, und nach Tische machte ich darin, begleitet von ein paar Herren, eine Spazierfahrt durch die schönsten Straßen der Stadt und zu den Fällen des Genesee. Kaum waren wir in die Mitte der breiten Hauptstraße gelangt, als der Kutscher halt machen mußte, weil eben ein zwei Stock hohes Haus vorübergerollt kam, welches unsere Fahrt auf kurze Zeit hemmte.

Ich hatte wol schon von der amerikanischen Zauberei gelesen, Häuser von jeder Größe zu heben und sie nach beliebigen Plätzen hinwalzen zu lassen, aber mir doch keine klare Vorstellung davon machen können. Um dies jetzt zu ermöglichen, wollte ich aussteigen, da aus dem geschlossenen Wagen bei dem Schneefall wenig zu sehen war. Allein meine Begleiter suchten mir das auszureden, als nicht der Mühe werth. Sie wunderten sich, daß ich mich wunderte, und ich wunderte mich, daß sie sich nicht wunderten über das vorübergewalzte Haus, das ihnen nicht mehr Eindruck machte, als ob man ein Bierfaß über die Straße rollte.

Am Abend mußte ich dem feierlichen Acte der Ueberreichung der Weihgeschenke beiwohnen, welche die Gäste aus New-York für den Männerchor in Rochester zu dessen fünfundzwanzigjährigem Stiftungsfeste mitgebracht hatten. Daß Sangesbrüder nicht zusammenkommen ohne zu singen, versteht sich von selbst. Aber auch eine Dame, Frau Sylla, ließ ihre schöne, wohlgeschulte Stimme hören, indem sie unter großem Beifall den „Arditi-Walzer" sang. Ich wurde von dem Männerchor durch den trefflichen Vortrag meines Liedes „Wenn der Frühling auf die Berge steigt" (in der Composition von Franz Abt) begrüßt, und verbrachte den ganzen Abend in der auch durch liebenswürdige und feingebildete Damen belebten Gesellschaft auf das angenehmste. Ich machte dabei auch die Bekanntschaft der klugen und schönen Frau des trefflichen Rabbiners Dr. Mannheimer.

Der folgende Tag bot mir Gelegenheit, einen Blick auf das rege und in Betreff seines Maschinenbaues, seiner Fabriken von Wollenwaaren, sowie seiner Gerbereien, Handelsgärtnereien u. s. w. großartige Geschäftsleben der Stadt zu werfen, sowie auch die große Bartholomay'sche Brauerei zu besichtigen, deren praktische und elegante Einrichtung mir dergestalt imponirte, daß ich mich innerlich schämte, keine Vergleiche anstellen zu können, wozu mein langer Aufenthalt in Baiern mir doch hinlänglich Gelegenheit geboten hatte. Allein in den Kreisen, in welchen ich mich damals bewegte, war man zufrieden, wenn das Bier gut schmeckte; seiner

Bereitung näher nachzuforſchen, kam wol nur wenigen in den Sinn.

In Amerika ſteht das Geſchäftsleben überall im Vordergrunde; die großen Kaufleute, Induſtriellen und Bankiers ſind die eigentlichen Beherrſcher des Landes, und alles, was ſich auf ihre Thätigkeit bezieht, kommt zu ſo monumentalem Ausdruck, daß es immer zunächſt in die Augen fällt und dadurch die Neugier oder Wißbegierde erregt, es näher kennen zu lernen.

Auf irgendwelche bemerkenswerthe Kirche hat mich in Rocheſter niemand aufmerkſam gemacht, obgleich die Stadt 56 zählt; aber wie in New-York, ſo ſind auch hier die Kirchen meiſt nur beſcheidene Lückenausfüller zwiſchen den hochragenden Paläſten, welche dem Handel und Wandel dienen, obgleich das Predigen in Amerika auch ein Geſchäft iſt, welches ſich denjenigen, die ſich recht darauf verſtehen, ebenſo einträglich erweiſt wie irgendein anderes.

Die Menge der Kirchen erklärt ſich aus der Menge der Sekten im Lande, deren jede ihr eigenes Bethaus haben will. Die einzige Kirche, welche keine Sekten duldet, die katholiſche, iſt durch die maſſenhafte Einwanderung von Irländern in beſtändigem Wachsthum begriffen und wird vorausſichtlich noch eine große Rolle in der Neuen Welt ſpielen, denn obwol die deutſche Einwanderung ebenfalls mit jedem Jahre zunimmt, ſo hat dieſe doch für das transatlantiſche Kirchenthum in unſern Tagen wenig zu bedeuten. Schon bei den Deutſchen in New-York und Umgegend war es mir erſchienen, als ob das Salzwaſſer des Weltmeeres allen religiöſen Glauben von ihnen abgeſpült hätte, und dieſelbe Wahrnehmung machte ich im Verlauf meiner ganzen Reiſe bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl meiner in Städten wohnenden Landsleute. Ich bin niemals veranlaßt worden, eine Kirche, wo deutſch gepredigt wird, zu beſuchen, habe auch niemals einen deutſchen Kanzelredner rühmen hören, kann alſo nicht einmal mit Beſtimmtheit ſagen, ob in den ſtädtiſchen Chriſtengemeinden überhaupt noch deutſch gepredigt wird. Daß es in den Synagogen geſchieht,

weiß ich ganz genau, denn viele Rabbiner, die in Deutschland studirt hatten, kamen mir auf meinen Reisen freundlich entgegen, und wo ich in einer Stadt einen Sabbat zubrachte, wurde mir immer bequeme Gelegenheit geboten, dem Gottesdienste in der Synagoge beizuwohnen, wo in regelmäßiger Abwechselung deutsch und englisch gepredigt wird.

Es kam auch hin und wieder vor, daß deutsche Gastfreunde mich auf hervorragende englische Kanzelredner aufmerksam machten und mich, wenn ich sie hören wollte, begleiteten; allein solche Erbauungsstunden glichen mehr einem Theaterbesuch als einer kirchlichen Andachtspflege, denn häufig wurden die Predigten wirklich im Theater gehalten und freien Eintritt gibt es auch in der Kirche nicht.

Wenn ein Mann wie Henry Ward Beecher durchs Land zieht, um in seiner populären Weise über göttliche und menschliche Dinge zu reden, so strömt ihm alles zu, wie einem berühmten Sänger oder Schauspieler, und er nimmt in einem Jahre mehr Geld ein als bei uns der beste Prediger sein ganzes Leben lang. Die einen wenden gern einen Dollar daran, ihren verglimmenden Glauben einmal wieder ein wenig anblasen zu lassen; die andern, um den wunderlichen Heiligen doch auch einmal reden zu hören, und im Theater ist Platz für Tausende.

Noch mehr Zulauf als Beecher hat in neuerer Zeit der als der beste öffentliche Redner Amerikas gerühmte Colonel Ingersoll, der es sich zur Lebensaufgabe gestellt hat, den lieben Gott ganz aus der Welt hinauszureden und an seine Stelle die sweet Ladies zu setzen. Er ist ein stattlicher Mann mit gewaltigem Brustkasten, und der erstaunliche Muth, den er im Kampfe gegen einen für ihn gar nicht vorhandenen Gott entwickelt, reißt seine Zuhörer immer aufs neue zur Bewunderung hin. Seine mit großer schauspielerischer Kunst vorgetragenen Reden verfehlen auf die Menge ihre zündende Wirkung nie und haben vor allem die Lacher immer auf ihrer Seite. Sie sind auch gedruckt erschienen, werden einzeln fast so billig verkauft wie Tagesblätter und in Millionen

Exemplaren über das Land verbreitet. Man kann ihnen nicht ausweichen; man wird förmlich gezwungen, Notiz davon zu nehmen, denn die fliegenden Buchhändler oder Zeitungsjungen in den Hotels, auf den Straßen und Bahnhöfen bieten sie fortwährend feil, und unsere aufgeklärten Bekannten schütteln erstaunt den Kopf, wenn sie hören, daß wir noch keine einzige Rede von Ingersoll gelesen haben. So machte ich es mir denn zur Pflicht, sie mit der Zeit alle zu lesen, und mußte meinerseits erstaunt den Kopf schütteln bei dem Gedanken, daß diese leichte Waare, dieser mit munterer Zuversicht als etwas Nagelneues vorgetragene Aufklärricht so weitgehende Wirkung üben konnte. Aber so oft ich diesem Gedanken Ausdruck gab, ward mir die Antwort: „Ja, beim Lesen geht das Beste der Wirkung verloren; er spricht nicht alles so wie es gedruckt steht; er hält seine Reden ganz frei und flicht immer so viel Neues ein, daß man dieselbe Rede oft hören kann und immer wieder davon hingerissen wird."

Ich werde auf den jedenfalls merkwürdigen Mann später ausführlicher zurückkommen und dabei einen Ueberblick des wesentlichen Inhalts seiner Reden geben, die uns das amerikanische Geistesleben der Gegenwart besser veranschaulichen als die längsten Schilderungen. Hier sollte nur im Vorübergehen darauf hingewiesen werden als auf eine Erscheinung, die größere Beachtung verdient, als sie bisher in Deutschland gefunden.

Außer seinen vielen Kirchen hat Rochester auch eine Baptisten-Universität und desgleichen ein Baptisten-Seminar, für welches die Bibliothek des verstorbenen berliner Kirchenhistorikers A. Neander erworben wurde. Von den zahlreichen Schulen der Stadt fand ich nur Zeit, eine Realschule zu besuchen, deren Einrichtung mir einen sehr guten Eindruck machte. Zur Besichtigung der beiden stattlichen Waisenhäuser und des Museums der Stadt blieb mir gar keine Zeit übrig, denn ich hatte verschiedenen Landsleuten versprochen, einen Blick in ihre Häuslichkeit zu werfen, und wo ich einmal einkehrte, da wurde ich nicht sobald wieder fortgelassen. Am längsten aber hielt mich mit meinen Begleitern Herr Adolf

Nolte, der Eigenthümer des „Beobachter", fest, der mit altburschenschaftlicher Zähigkeit darauf bestand, daß eine Batterie Champagnerflaschen, die er im Empfangszimmer seines ländlich gebauten und gelegenen Hauses aufgepflanzt hatte, geleert wurden, ehe wir weiter fahren durften.

Die Zimmer des Holzhauses waren niedrig und stark geheizt, sodaß wir uns gründlich durchwärmen konnten nach langer Fahrt bei empfindlicher Kälte. Allein die Stubenwärme überwältigte uns bald dergestalt, daß der eisumpanzerte Champagner eine ganz willkommene innere Abkühlung bot, während unser Wirth von seinen Fahrten und Abenteuern im heißen Afrika erzählte, wohin ihn das Schicksal aus dem damals freiheitsfeindlichen Vaterlande zunächst verschlagen hatte.

Bei fast allen Deutschen, die ich besuchte, fand ich die Einrichtung ihrer Häuser der landesüblichen englischen Art ähnlich, die jedenfalls praktischer und bequemer ist als die bei uns übliche.

Der Tag verging im Handumdrehen, ohne daß ich einen Augenblick zur Ruhe gekommen wäre, denn obwol ich mich nach Tische im Hotel auf eine Stunde zurückgezogen hatte, so wurde diese doch auch durch lebhafte Unterhaltung ausgefüllt.

Zuerst kam ein amerikanischer Interviewer, ein sehr intelligenter junger Mann, der mir eine Menge Fragen stellte, und dann kam aus Buffalo Herr E. Wahle, der Besitzer einer großen Musikalienhandlung, um sich mir freundlich als Führer nach den Niagarafällen und Buffalo anzubieten, wo er schon seit langen Jahren ansässig war.

Am Abend gab's große Versammlung in der Washington-Halle, wo ich in längerer Rede einen Vergleich zwischen russischen und amerikanischen Zuständen zog, an der Hand der Geschichte die politische und sociale Entwickelung beider gewaltigen Reiche beleuchtend, die in manchem wesentlichen Punkte so große Aehnlichkeiten bieten, aber in der Hauptsache noch weit größere Unterschiede.

Die Aehnlichkeiten bestehen darin, daß Rußland, gleich dem

nordamerikanischen Staatencomplex, durch seinen ungeheuern Umfang und die Unermeßlichkeit seiner natürlichen Hülfsquellen eine Welt für sich bildet, welche bei nur einigermaßen verständiger Verwaltung dem Volke alles bietet, was es zu seinem Unterhalte bedarf.

Die Unterschiede entspringen hauptsächlich der grundverschiedenen Art und Weise, wie diese von der Natur gebotenen Schätze durch Menschenhand genommen oder gewonnen werden.

In Amerika haben sich, seit der Befreiung der Colonien vom englischen Mutterlande, alle denkbar günstigen Umstände vereinigt, um dem Volke, in ersprießlicher Verwerthung seiner Arbeitskraft, einen Vorsprung nicht blos vor den Russen, sondern auch vor allen andern Völkern der Alten Welt zu gewähren. Denn obwol die Amerikaner, soweit sie hier in Frage kommen, sammt und sonders Sprößlinge der Alten Welt sind und dieser ihre ganze Cultur verdanken, so haben sie doch in der Neuen freiern Spielraum zur Entfaltung ihrer Kräfte gefunden, und der Wetteifer der verschiedenen in der Fremde staatlich geeinigten Nationalitäten, es an Tüchtigkeit einander zuvorzuthun, ist ihnen allen zu einem mächtigen Sporn des Fortschritts geworden.

In Rußland hingegen sind alle denkbar ungünstigen Umstände zusammengetroffen, um eine gedeihliche Entfaltung der Kräfte des — nach meiner Ueberzeugung — wohlbegabten Volkes zu verhindern. Selbst wenn wir das Russenreich, das schon längst sein tausendjähriges Jubiläum begangen hat, erst mit seinem sogenannten Eintritt in die Civilisation, d. h. mit Peter dem Großen beginnen lassen, finden wir bis zum Regierungsantritt Alexander's II. nichts in allen vielgerühmten Bestrebungen seiner Herrscher, das irgendwie zur Hebung des Volkswohls geführt hätte, trotz allem, was officielle Geschichtsbücher von weisen Gesetzen, Verordnungen und Reformen berichten. Es läßt sich vielmehr unwiderlegbar nachweisen, daß die leibeigenen Bauern nach Peter dem Großen weit schlimmer daran waren als vorher. In frühern Jahrhunderten konnten sie nämlich an gewissen Heiligentagen unter vorgeschriebenen

Ausgleichungen ihre Gutsherren wechseln, das Joch eines harten mit dem eines milden vertauschen oder sich als Kronbauern einschreiben lassen. Später aber wurden sie ganz an die Scholle gefesselt und völlig der Willkür ihres Herrn preisgegeben. Ihre Zahl wuchs mit ihrem Elend, besonders unter der Herrschaft der galanten Kaiserinnen Anna, Elisabeth und Katharina II., die ihren vielen Günstlingen Hunderttausende von Kronbauern schenkten, wodurch diese dann zu Leibeigenen wurden. An Befreiungsversuchen der mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfenden Unglücklichen hat es nicht gefehlt; es gab sogar Aufstände, die das ganze Reich in Schrecken setzten, aber die eiserne Hand Suworow's schlug sie nieder, und dem Volke blieb nichts übrig, als sich durch die Priester auf den Himmel vertrösten zu lassen für seine Leiden auf Erden.

Ein Volk, das sich in harter Frone für seinen Zwingherrn abmühen muß, ohne andern Lohn zu finden, als ein elendes Leben kümmerlich zu fristen, kann weder selbst rechte Freude an der Arbeit haben, noch sie auf seine Kinder vererben, und so erklärt es sich leicht, daß die russische Landbevölkerung selbst nach der Emancipation bis heute keinen rechten Aufschwung genommen hat.

Als nach dem Secessionskriege die Neger in Amerika von der Sklaverei erlöst wurden, waren sie ganz frei von allen frühern Verpflichtungen und der Ertrag ihrer Arbeit ward nun ihr eigener Gewinn.

Der russische Bauer hingegen muß immer noch für seinen ehemaligen Herrn arbeiten, um diesen zu entschädigen für das dem Arbeiter zu eigener Nutznießung abgetretene Stück Land. Er könnte freilich diese Entschädigung auch durch Geld leisten; aber woher soll er dies nehmen? Er ist also nach wie vor an die Scholle gebunden, ohne Möglichkeit, etwas vor sich zu bringen, um seinen Kindern ein besseres Los zu sichern. Sein einziger Trost bleibt der Branntwein, und sich diesen Trost zu verschaffen, ist immer sein nächster Gedanke, über welchen er die Arbeitspflichten gegen den Gutsherrn und die eigene Familie leicht vergißt. So erklärt es sich, daß die Branntweinpächter in Rußland

beſſer gedeihen als die Bauern, denen erſprießliches Arbeiten auch noch durch die Prieſter erſchwert wird, welche ſtreng darüber wachen, daß die Gemeinde den Feiertag heilig halte und nicht durch niederes Tagewerk entweihe. Es iſt nämlich altherkömmlicher Brauch, daß an Sonn- und Feiertagen die Bauern die Küche des Prieſters mit Geflügel, Eiern und allerlei Backwerk verſorgen, was nicht geſchieht, wenn ſie zur Arbeit gehen. Nach dem ruſſiſchen Kalender iſt nun eigentlich jeder Tag ein Feiertag, weil es an jedem einen Heiligen zu verehren gibt, allein man unterſcheidet zwiſchen großen und kleinen Heiligen, und da das Volk doch nicht gut ganz ohne Arbeit leben kann, ſo läßt man es zu Ehren der großen Heiligen nur zwei oder drei Tage in der Woche feiern, mit Ausnahme des Oſterfeſtes, deſſen Feier vierzehn Tage nacheinander fortdauert, wovon aber nur die erſten ſieben ſtreng eingehalten zu werden brauchen, während man es mit den folgenden nicht ganz ſo genau nimmt.

Aus ſolchen Zuſtänden erklärt ſich leicht, warum die ackerbautreibende Bevölkerung Rußlands ſo weit hinter derjenigen Amerikas zurückgeblieben iſt und noch lange zurückbleiben wird.

Schon die altruſſiſche Gemeindeordnung, welche darauf beruht, daß jedes Gemeindeglied gleichen Antheil am Grund und Boden habe (der dann mit der wachſenden Kopfzahl nicht auch wachſen kann, ſondern bei jeder neuen Vertheilung ſich für jeden einzelnen nothwendig vermindern muß), macht jeden Fortſchritt unmöglich. Denn einmal wird der gemeinſchaftliche Beſitz nicht auch gemeinſchaftlich bebaut, ſondern jeder bewirthſchaftet ſein ihm bei den periodiſchen Vertheilungen zugewieſenes Stück Ackerland nach eigenem Belieben — und dann wird dieſer agrariſche Communismus, der uns in die Uranfänge der Völker zurückverſetzt, von den moskowiter Schriftgelehrten fortwährend als das beſte Heilmittel gegen alle Uebel der Neuzeit geprieſen, weil er jedem Bauern ein — wenn auch oft wechſelndes — Stück Grundeigenthum ſichere.

In der That wird wol nicht leicht ein ruſſiſcher Bauer vor

Hunger umkommen, ſolange ſeine Nachbarn noch etwas haben; aber daß nach fehlgeſchlagenen Ernten ganze Gemeinden an Hungersnoth zu Grunde gehen, gehört nicht zu den ſeltenen Fällen. Der Ackerbau wird noch in der primitivſten Art betrieben; die Bauern haben weder die Mittel noch die Einſicht, zu rationellem Betriebe mit Anwendung neuerfundener Maſchinen, Handgeräthe und verbeſſerter Methoden dem Boden ſeine Schätze abzugewinnen. Ebenſo fehlt es noch überall an Verkehrswegen zur ſchnellen Beförderung des für die Ausfuhr beſtimmten Getreides. An Eiſenbahnbauten im Innern des Landes wurde erſt gedacht, als der Krimkrieg die Truppen auf den langen Märſchen durch öde Steppen decimirte.

Kurz, Rußland bildet in allen das Volkswohl betreffenden Dingen den Gegenſatz zu Amerika, weil hier alles von unten ausgeht und dort alles von oben. Dieſer Gegenſatz iſt mir erſt in der Neuen Welt ſo recht in die Augen geſprungen; ihn hier in allen Punkten zu veranſchaulichen, würde mich zu weit führen. Man braucht nur einen Blick auf beide Reiche zu werfen, um zu gewahren, wo das Volk am weiteſten gekommen iſt, ob da, wo es ſich den Weg zum Fortſchritt ſelbſt bahnt, oder da, wo es verkümmernd darauf wartet, daß er ihm von oben gezeigt werde.

Doch wie grundverſchieden ſich auch die Verhältniſſe im Innern beider Reiche geſtaltet haben mögen: in ihrer Machtſtellung nach außen ſind ſie einander gleich. Nur in der Behauptung und Erweiterung dieſer Machtſtellung zeigen ſich wieder tiefgehende Unterſchiede.

Rußland braucht eine Million Soldaten, um ſeine Macht zu erhalten — Amerika braucht keinen Soldaten dazu; die wenigen tauſend, die es hat, dienen lediglich, die Indianer zu bändigen.

Rußland unterhält ein ganzes Heer geheimer Agenten, um in den vom Osmaniſchen Reiche losgeriſſenen Ländern, wie auch in Oeſterreich-Ungarn Propaganda für den Panſlawismus zu machen, alte Bande zu befeſtigen und neue anzuknüpfen. Seine Politik iſt in Wolken gehüllt, ſeine Diplomatie Geheimnißkrämerei. Um die

Augen abzulenken von der Verwirrung, die in seinem Innern herrscht, sucht es nach außen Verwirrung zu tragen, bald durch Wühlereien und Intriguen, die große Summen verschlingen, bald durch Kriege, die andern Völkerschaften eine Freiheit bringen sollen, welche es seinem eigenen Volke versagt.

Von alledem finden wir in Amerika das gerade Gegentheil. Dort gibt es keine politischen Geheimnisse, keine hohe Schule für diplomatische Intriguanten, aber vortreffliche Schulen für das Volk, wie sie in Rußland noch nirgends zu finden sind — und Gesandte und Agenten werden zu keinem andern Zwecke ins Ausland geschickt, als um den Handel zu beleben und einen friedlichen Verkehr aufrecht zu erhalten.

Rußland überwacht seine Grenzen ängstlich nach allen Seiten, um sich vor unliebsamen Einwanderern zu wahren und selbst die harmlosesten Reisenden auf ihre Unschuld zu prüfen; Amerika öffnet gastlich seine Arme all den Tausenden von Fremden, die das Weltmeer täglich an seine Ufer wirft, und läßt sie ihr Glück suchen, wo und wie sie wollen, ohne nach ihrer Vergangenheit zu fragen.

In Rußland führen sogenannte staatsgefährliche Reden nach Sibirien, während sie in Amerika zu gar nichts führen, als belacht zu werden, und doch herrschen hier weit besser geordnete und gedeihlichere Zustände als dort. . . .

In diesem Sinne, aber nicht mit denselben Worten sprach ich an jenem Abend, wie es der Augenblick mir eingab. Am nächsten Morgen würde ich selbst kaum mehr gewußt haben, was ich gesprochen, wenn ich es nicht in den Zeitungen gelesen hätte.

Ich schloß mit einer Schilderung des eigenartigen Charakters und der geistigen Begabung des russischen Volkes, wie sie sich in seinen Liedern und Sagen offenbart, als Beweis, daß es weit besser ist als sein Ruf und ein besseres Los verdient, als es bisher gefunden.

Ich habe hier den Vergleich mit den russischen Zuständen nur deshalb angezogen, weil er die amerikanischen Zustände klarer veranschaulicht, als bloße Schilderungen von hundert Einzelheiten

vermögen. Die athemlose Hast des amerikanischen Lebens, das unruhvolle Gedränge beim raschen Wechsel in der Flucht der Erscheinungen läßt nur verworrene Eindrücke zurück, bis man einen festen Punkt der Betrachtung gefunden, den nur der Vergleich mit ganz entgegengesetzten Zuständen bietet.

* * *

Aus der Washington-Halle mußte ich noch einer Einladung zu einem Banket folgen, welches in den festlich geschmückten Räumen der „Deutschen Gesellschaft" im Genesee Falls-Park stattfand und durch Musik und Gesang freundlich belebt wurde, wobei auch die Damen Mannheimer, Meinhard und Haaß sich erfreulich hervorthaten. Dazwischen spielte ein kleines, vielverheißendes Fräulein, Lola Schenk, ein Violinsolo. Es herrschte durchweg eine so heitere Stimmung, daß ich nicht merkte, wie die Stunden verflogen, und erst spät in der Nacht in mein Hotel zurückkam.

Am andern Morgen fuhr ich mit Emil Wahle nach Niagara Falls. Das Wetter hatte in der Nacht plötzlich umgeschlagen, der Schnee sich in Schmuz verwandelt, der Himmel sich bleiern umwölkt. Mir lag es auch wie Blei in den Gliedern; ich war stark erkältet, hatte eine schlaflose Nacht gehabt und fühlte eine entsetzliche Müdigkeit. Dazu war es eine Fahrt wie durch die Lüneburger Heide bei Nebel.

Ich wäre am liebsten gleich bis Buffalo gefahren, um dort abzuwarten, bis der Himmel und mein Kopf sich wieder geklärt hätten, und dann erst die Wunder des Niagara zu sehen. Allein mein Begleiter machte mir klar, daß ich in Buffalo schwerlich so bald Ruhe finden würde, wie ich wünschte, während sich in Niagara Falls die beste Gelegenheit dazu biete. Es wohne dort nämlich eine amerikanische Familie, welche sehr wünschte, mich kennen zu lernen, und ihn gebeten habe, mich zu veranlassen, in ihrer Villa abzusteigen. Mein einziges Bedenken dagegen entsprang der Befürchtung, durch mein Unwohlsein beschwerlich zu

fallen. Aber während darüber noch hin- und hergeredet wurde, war der Zug ſchon in Niagara Falls angekommen, wo ein Herr von ſehr einnehmendem Aeußern uns ſchnell auffand und in ſeiner bereit gehaltenen Equipage entführte, ohne viel Worte zu machen. Er hieß Mr. Young, hatte mehrere Jahre als Conſul in Moskau gelebt, wohin er auch zurückkehren wollte, und war mit einer aus Deutſchland ſtammenden Frau verheirathet. In ſeiner, unfern der Niagarafälle gelegenen, ſehr behäbig eingerichteten Villa war alles ſo anheimelnd, daß ich mich wie zu Hauſe fühlte.

Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht und erfriſcht hatte, wurde eine Fahrt zu den Fällen unternommen, welche ich, obwol mir ſchon manche Schilderung davon zu Augen gekommen war, doch ganz anders fand, als ich erwartet hatte. Der nach ihnen benannte Ort Niagara Falls iſt ein weitläufig gebauter Flecken mit etwa dreitauſend Einwohnern. Young's Villa liegt ſo ziemlich in der Mitte des Ortes, dem indianiſchen Bazar gegenüber, und nur zehn Minuten von den Fällen entfernt, deren Donnergetöſe ich mir als weithin hallend gedacht hatte, während ich hier vergebens die Ohren ſpitzte, um etwas davon zu hören. Es war ſo ſtill in der breiten Straße wie auf einem Kirchhofe, und erſt als wir der tiefen Schlucht, in welcher die Waſſer ihr wildes Spiel treiben, ganz nahe waren, erſcholl es wie ferner Donner. Bis dahin war ſo wenig Außerordentliches zu hören wie zu ſehen. Die ganze Gegend, eine flache Hochebene mit ſpärlichem Geſträuch und Geſtrüpp, machte in ihrer winterlichen Nacktheit einen öden, traurigen Eindruck. Die Wunder, welche ſie birgt, muß man in der Tiefe ſuchen.

Das überwältigend großartige Naturſchauſpiel, das der Niagara als Grenzſtrom zwiſchen dem Staate New-York und dem britiſchen Canada bietet, indem er, die Waſſer des gewaltigen Erieſees in den Ontarioſee wälzend, an ſeinem Ausfluſſe ſich in zwei Arme theilt, welche die Inſel Grand-Island umſchließen und dann wieder zuſammenſtrömen, um bei weiterm Laufe plötzlich in ſcharfer Ausbiegung von Weſten nach Norden die großartigſten

Wasserfälle der Welt zu bilden, verbirgt sich dem Blicke des Suchenden, bis er dicht am Rande des Stromes steht, in dessen felsigem Grunde es sich entrollt. Aber auch hier wird es von schimmernd hochauf steigenden, aus versprühendem Schaum gebildeten Wolken verschleiert. Man sieht zuerst nur die, selbst bei trübem Wetter, wie wir es hatten, in wunderbarem Farbenspiel herabtosenden Stromschnellen, welche durch ein hoch und breit aufragendes Eiland (Goat Island, auch Irisinsel genannt) in zwei Theile zerrissen werden und so getrennt in einem Sturze von etwa 150 Fuß zwei Katarakte bilden, wovon der eine, welcher innerhalb des Unionsgebietes liegt, Fort Shlosher Fall, der andere, der halb zu Canada gehört, Horseshoe Fall (Hufeisenfall) genannt wird. Dieser ist der größere, bei einer Breite von beinahe 2000 Fuß. Doch der andere, obwol nur 1069 Fuß breit, ist der schönere, wenn hier überhaupt verglichen werden kann, wo sich kein gleichmäßig übersichtliches Bild bietet und jeder in seiner Art, bei näherer Betrachtung, überwältigend wirkt. Von oben herab gesehen, verlieren sie beide an Wirkung; denn in ganzer Größe zeigen sie sich nur, wenn man in ihr tiefgewundenes Felsenbett hinabsteigt, um sie mit aufwärts gerichtetem Blicke zu betrachten.

Mir fiel, nachdem wir den Wagen verlassen hatten, um die günstigsten Punkte der Betrachtung aufzusuchen, zunächst der oben zuerst genannte schmälere Fall in die Augen, der uns von der linken Seite entgegenschimmerte, als wir die Schritte nach der hohen Hängebrücke lenkten, welche zum canadischen Ufer hinüberführt und mir als ein Wunder der Baukunst erschien.

Ich gestehe, daß diese frei und kühn durch die Luft gespannte Brücke, über welche eben ein langer Bahnzug hinrasselte, dessen Schwere sie nicht im geringsten zu bewegen schien, während sie doch selbst so leicht und fein aussah, wie aus Draht gesponnen, mir als Werk von Menschenhand beim ersten Anblick einen noch größern Eindruck machte, als der mit Donnergetöse in die Tiefe stürzende Arm des Niagara.

Jene Brücke bot meinem Auge in ihrer zierlichen Gestaltung trotz der weiten Spannung ein völlig übersichtliches Bild, während die gewaltigen Wassermassen, die sich vor mir schweren Dranges über die Felswand herabwälzten, nur oben in einer gewissen Gleichmäßigkeit sichtbar blieben, nach unten sich mehr und mehr lösend, zerflatternd und Schaumfunken sprühend, die Schleier und blitzende Wölkchen bildeten, unter welchen die Sturzflut in wilden Wirbeln vom Strome weiter getragen wurde. Die Möven, welche die Wassergebilde umflatterten, machten den Eindruck, als ob sie erst eben aus dem Schose des Sprühschaums ins Leben geflogen wären.

Je mehr ich mich in das wechselvolle Schauspiel vertiefte, desto größer wurde der Zauber, den es auf mich übte, und doch mußte ich meinen Begleitern, als sie mich weiter zogen, gestehen, daß ich noch weit Größeres erwartet hatte, als ich gefunden. Sie begriffen das vollständig; war es ihnen doch einst ebenso ergangen; seit sie aber die Fälle hundertmal gesehen und täglich sehen konnten, war ihre Bewunderung mit der nähern Bekanntschaft gewachsen.

Was sich vor meinen Augen aufgethan, und noch dazu bei schlechter Beleuchtung, war eben nur ein Theil vom Ganzen. Um das übrige zu sehen, beschritten wir zunächst die imposante Hängebrücke (Suspension Bridge), die, durch Drahtseile an beiden Ufern gehalten und sonst frei in der Luft schwebend, von amerikanischem Boden auf englischen führt. Sie besteht aus zwei Stockwerken, welche zu gleicher Zeit Raum für lange Bahnzüge, Fuhrwerk aller Art, Reiter und Fußgänger bieten.

Von der Mitte dieser Brücke aus gewahrten wir zuerst die canadischen Fälle, doch in einer Entfernung, welche sie nicht größer erscheinen ließ als die vorhin geschilderten. Wir fuhren dann nach dem canadischen Ufer hinüber, welches, abgesehen von einem unbedeutenden Höhenzuge, in ziemlicher Entfernung vom Rande der Niagaraschlucht ebenso flach ist wie das amerikanische und auch ebenso wie dieses mit Riesenhotels, Landhäusern und india-

niſchen Bazars geſchmückt oder verunziert, wie man es nehmen will. Hier befindet ſich, nahe am Hufeiſenfall, auch ein ſogenanntes Muſeum und in geringer Entfernung davon iſt der beſte Standpunkt, um die Niagarafälle als Geſammtbild zu ſehen.

Die ſteil abfallende Ziegeninſel (Goat Island) trennt den vor uns donnernden Hufeiſenfall (ſo genannt nach der hufeiſenförmigen Felswand, über welche er ſtürzt) von dem amerikaniſchen, und der Anblick dieſer unerſchöpflichen Waſſermaſſen, deren Wucht ſich in unſerer Nähe am mächtigſten zeigt, hat bei ihrem blendenden Farbenſpiel, von ſchneeigem Weiß bis zum ſmaragdenen Grün und tiefdunkeln Blau, etwas Ueberwältigendes, wozu das feierliche Schallen, Rauſchen, Plätſchern, Ziſchen und Stürmen der Sturzflut halb erhebend, halb betäubend mitwirkt.

Wir ſtiegen nach dem Geſammtüberblick von oben ſo tief hinab, als wir kommen konnten, um die Fälle von unten zu ſehen, wo die Felswände, über welche ſie ſich wälzen, in ganzer Höhe erſcheinen, und klommen dann, einen langen Weg machend, bis zur Höhe der Fälle ſelbſt empor, wo man einen großen Theil der hochſchäumenden Stromſchnellen, aus welchen ſie herabdonnern, überſehen kann.

Inzwiſchen fing es an zu regnen, wo wir des Waſſers ſchon genug vor uns hatten. Wir ſuchten unſern Wagen auf und fuhren nach Niagara Falls zurück, wo in der Villa Young die anmuthige Herrin ſchon alles zum Diner hergerichtet hatte. Das Wetter ließ ſich inzwiſchen immer ſchlimmer an und das Barometer gab keine Hoffnung, daß der Himmel ſich bald klären werde. So hielt ich es für das Beſte, noch an demſelben Abend nach dem nahen Buffalo abzureiſen und der freundlichen Einladung des Young'ſchen Ehepaares, wenigſtens ein paar Tage unter ihrem Dache zu verweilen, um mir die Niagarafälle recht gründlich anzuſehen, erſt bei günſtigerm Wetter zu folgen.

Die Unterhaltung bei Tiſche war ſehr belebt, da ſie ſich nicht nur um den nahen Niagara drehte, ſondern auch um das ferne Rußland, wo das junge Ehepaar ſeine glücklichſten Jahre verlebt,

seinen Kindersegen und viele Freunde gefunden und wohin zurückzukehren ihm ein lieber Gedanke war, trotz der Wirren der Zeit, die das Zarenreich schon damals so unheildrohend bewegten.

Ich konnte diese Anhänglichkeit an Rußland, infolge eigener guter Erinnerungen, vollkommen verstehen. Die dort ansässigen gebildeten Ausländer bilden gleichsam eine Welt für sich, in welcher eine sehr angenehme und bequeme Geselligkeit herrscht. Die Gastfreundschaft ist dort ebenso groß wie in Amerika, aber in Rußland wird nicht so anstrengend gearbeitet und dafür weiß man das Leben mehr zu genießen. Eine fügsamere, anspruchslosere und anhänglichere Dienerschaft, als man sie gewöhnlich in Amerika findet, erleichtert der Herrin die Führung des Haushalts und läßt ihr mehr Zeit, sich der Erziehung ihrer Kinder und geistiger Auffrischung zu widmen.

Daß ein paar weibliche Dienstboten, welche ihrer Herrin nach Amerika gefolgt waren, zuweilen Heimweh fühlten, fand ich sehr natürlich; daß aber auch ein amerikanischer Diener, der Mr. Young nach Rußland begleitet hatte, sich dahin zurücksehnte, fiel mir auf.

Die allerliebsten und sehr wohlerzogenen Kinder des Hauses hatten in Moskau, wie das dort üblich, neben der russischen auch einige andere Sprachen gleichsam spielend erlernt, Englisch von ihrem Vater, Deutsch von ihrer Mutter, Französisch von ihrer Bonne, und in Rußland war ihnen im Verkehr mit Gespielen verschiedener Nationalitäten oft Gelegenheit geboten, das Gelernte zu üben; in Niagara Falls fanden sie keine Gespielen dazu, und so sehnten auch sie sich nach Moskau zurück.

* * *

Ueber meinen Aufenthalt in Buffalo, wo ich spät abends, 2. December, eintraf, mögen wenige Zeilen genügen, da meine Berührungen mit den Deutschen, die ich dort kennen lernte, ähnlicher Art waren wie in Rochester, nur mit dem Unterschiede, daß

ich mich ihrer nicht ſo erfreuen konnte, da ich, nachdem ich mich einmal in einem größern Kreiſe bewegt, keinen zweiten Verſuch wagen durfte, aus Furcht, ernſtlich zu erkranken. Das ſchauerliche Wetter ſchien mir förmlich in die Glieder gefahren zu ſein und der Kopf hing mir vor Schmerz nieder, als ob er von ſelbſt abfallen wollte. Am 3. December wechſelten Froſt, Schneegeſtöber, Sturm und Regen dergeſtalt ab, daß es nur fror, um Glatteis zu bilden; nur ſchneite, um den Tag zu verfinſtern; nur ſtürmte, um das Gehen in den Straßen halsbrechend, und nur regnete, um den Schmuz unergründlich zu machen.

Von der Stadt bekam ich dabei wenig zu ſehen, obgleich ich lange darin umhergefahren wurde. Genauer ſollte ich ſie erſt ſpäter kennen lernen, als ich im Sommer 1880 aus dem fernen Weſten nach New-York zurückkehrte.

Am Morgen des 4. December, als ich nach einer ſchlafloſen Nacht den Verſuch machte, einen Brief nach Hauſe zu ſchreiben, und dabei munterer zu erſcheinen, als ich bei argem Kopfſchmerz war, kam zu mir ein liebenswürdiger Amerikaner von ſchottiſcher Herkunft, Mr. Gray, der mich ſchon von Deutſchland her kannte, wo er eine Zeit lang ſtudirt hatte, und rieth mir, bei dem wieder etwas ruhiger gewordenen Wetter in offenem Wagen eine Fahrt nach dem Erieſee zu machen, um meinen Kopfſchmerz zu lindern und den Beſuchen zu entgehen, die ihn nur mehren könnten. Bald darauf erſchien ein Freund von ihm, Mr. Lewis, ein junger Rechtsgelehrter, der in ſeinem eigenen Buggy ſelbſt den Kutſcher machte und mich auf einer Fahrt von mehrern Stunden auf das angenehmſte und belehrendſte unterhielt. Er hatte ein paar Jahre in Leipzig ſtudirt und ſich ganz mit deutſcher Art und Sitte vertraut gemacht.

Buffalo liegt am öſtlichen Ende des Erieſees, der zu den fünf großen canadiſchen Seen gehört, welche die Vereinigten Staaten von Canada dergeſtalt trennen, daß die ganze nördliche Uferlinie zu Canada, die ganze ſüdliche zu den Vereinigten Staaten gehört. Die fünf großen Seen ſtehen durch den Eriekanal in

Verbindung mit dem Atlantiſchen Ocean, und dem dadurch hervorgerufenen Verkehr verdankt Buffalo ſeine ſchnelle Verwandlung aus einem Dorfe in eine große, blühende Stadt, die heute ſchon 140000 Einwohner zählt, 76 Kirchen, darunter 16 deutſche, und 9 Zeitungen, darunter 3 deutſche.

Die Hafenanlagen, mit dem hohen Leuchtthurm, den Docks und Wogenbrechern machen einen großartigen Eindruck; der See, den man ebenſo gut ein Binnenmeer nennen könnte, iſt, ſoweit das Auge reicht, von Schiffen belebt und die Fahrt an ſeinem Ufer wirkte auf mich ſo erquicklich wie anregend. Der Erieſee iſt der Vater des Niagara, der ſchon nahe bei Buffalo zu einem majeſtätiſchen Strome heranwächſt und auf ſeinem kurzen Wege zu dem 400 Fuß tiefer gelegenen Ontarioſee mehr Herrlichkeit entfaltet als die größten Ströme der Welt.

Wir hielten nach langer Fahrt bei einem Fort, mit deſſen Commandanten mich mein Begleiter bekannt machte, der ſehr lachte, als ich ihm ſagte, daß ich hier unter ſeinen Augen die erſten amerikaniſchen Kanonen und Soldaten geſehen. Das Fort liegt am Saume des Sees, der canadiſchen Küſte gerade gegenüber und erinnert an Zeiten, wo dieſes Gegenüber nicht ſo friedlicher Natur war wie heute.

Zurückgekehrt nach Buffalo, ſtiegen wir bei Mr. Gray ab, der uns zu Tiſch erwartete und in deſſen Frau ich eins der lieblichſten weiblichen Weſen kennen lernte, die mein Auge je entzückt haben. Hatte mich ſchon die erfriſchende Fahrt am See in gute Stimmung verſetzt, ſo wurde dieſe noch weſentlich erhöht durch das reizende Familienbild, das Mrs. Gray mir bot, als ſie ihre allerliebſten kleinen Kinder in das Zimmer führte.

Daß hier das Telephon ſchon zu dem üblichen Hausgeräth gehörte, bemerkte ich, als Mrs. Gray auf ein gegebenes Zeichen ſich dem neben der Thür angebrachten eleganten Käſtchen näherte, um eine Botſchaft entgegenzunehmen.

„Die an mich gerichtete Frage gilt Ihnen, und Sie werden ſie am beſten ſelbſt beantworten können", ſagte ſie, ſich lächelnd

zu mir bemerkte: „Mr. Robins fragt an, ob Mr. Bodenstedt schon eingetroffen sei und wirklich zu Tisch bleiben werde?“

Als ich meine Antwort gegeben hatte, erfolgte sofort die an mich gerichtete Frage: „Wie finden Sie Mrs. Gray?“ Worauf ich erwiderte: „Bezaubernd.“

Nach einer halben Stunde, so weit hatte der Fragesteller in raschem Trabe zu fahren, um seiner Frage nachzukommen, traf er selbst ein, als wir schon in munterer Unterhaltung bei Tisch saßen. Von Kopfschmerz war längst nichts mehr zu spüren, aber es schien, als ob sich meine Erkältung in den Rücken gezogen hätte, in Form eines Hexenschusses. Allein wenn ich den Kopf frei habe, kann ich andere Schmerzen leicht ertragen, und so blieb ich während der langen Sitzung in der besten Stimmung, die auch nicht vermindert wurde, als wir nach Tisch im Bibliothekzimmer zum Kaffee eine Cigarre rauchten und ich auf dem Marmorgesims des Kamins meine sämmtlichen Schriften aus früherer und späterer Zeit in einer stattlichen Reihe von Bänden beisammen fand.

Der Himmel hatte sich im Laufe des Nachmittags aufgeklärt und ich benutzte seinen Wink, dem das Steigen des Barometers besondern Nachdruck gab, um noch an demselben Abend nach Niagara Falls zurückzukehren, wo ich mich dann in der gastlichen Villa Young nach langer Schlaflosigkeit einer vortrefflichen Nachtruhe erfreute.

Am andern Morgen ließ es sich Mr. Young nicht nehmen, mich wieder zu den Fällen zu begleiten, die mir diesmal, bei heiterm Himmel und gelindem Frost, vorkamen wie die glänzende Erfüllung einer dunkeln Verheißung. Wir sahen sie von allen Standpunkten aus, von unten und von oben, und ich konnte mich nicht satt daran sehen; sie schienen mir immer neue Wunder zu offenbaren. Wir verweilten fast eine Stunde auf der felsigen Ziegeninsel, die mit ihren von Schlingpflanzen umflatterten Gruppen von Lebensbäumen, Fichten und Schierlingstannen sich ausnahm wie ein geschontes Stück Urwald. Denselben Eindruck machten die vor ihr liegenden Schwesterinseln (Sister Islands).

Wir umgingen die Fälle in der Tiefe und Höhe, ſoweit wir kommen konnten, und diesmal machte mir der canadiſche Hufeiſenfall den mächtigſten Eindruck; er erſchien im Sonnenglanze geradezu wie aus lauter Topaſen und auſtraliſchen Diamanten gebildet, und ſeine ſchimmernden Maſſen donnerten mit ſolcher Wucht in die Tiefe herab, daß der unten aufgewirbelte Silberſtaub ſich zu Bergen ballte, die noch über die Höhe des Falls emporſtiegen und dann wie Nebelſchleier zerflatterten. War mir früher, bei umwölktem Himmel, der Fall erſchienen wie ein ſchönes Werk auf Löſchpapier gedruckt, ſo erſchien er mir jetzt als daſſelbe Werk auf goldigem Grunde, in einer mit allen möglichen Edelſteinen verzierten Prachtausgabe. Doch das iſt ein matter Vergleich, wie denn überhaupt zur Veranſchaulichung dieſer immer neue Herrlichkeiten enthüllenden Lichtwelt kein Vergleich auch nur ein annäherndes Bild bieten kann. Dreimal ſah ich die Sonne über den Silberſtaubwolken des amerikaniſchen Falls einen Regenbogen bilden, wie ich vordem nichts Aehnliches geſehen, denn was wir ſonſt Regenbogen nennen, iſt nichts, verglichen mit den Lichtwundern, welche hier ſo genannt werden.

Die gewundenen Felswände, innerhalb welcher der Niagara ſein wildes Zauberſpiel treibt, haben bei einer Weite von etwa 1000 Fuß eine Tiefe von nahezu 300 Fuß und nehmen ſich von unten (wohin man bequem in einem Elevator gelangen kann) weit mächtiger aus als von oben, gleichwie auch die Fälle. Dieſe in allen Einzelheiten, mit Anführung der begleitenden Umſtände zu ſchildern, kann kein lebendiges Geſammtbild geben. Ein ſolches iſt nur möglich, wenn es gelingt, das Weſentliche der empfangenen Eindrücke in großen Zügen zuſammenzufaſſen. Mir iſt, indem ich dies verſuchte, ein Gedicht aus der Feder geſprungen, welches hier zum Schluß ſeinen Platz finden möge.

Niagara.

Trüb war der Himmel, als ich zuerst dich sah
In deiner wilden Größe, Niagara!
Wie fernes Donnern schlug mir dein Schall ins Ohr,
Als mein Blick sich im Suchen nach dir verlor
Im flachen, verödeten Wintergefilde,
Verdüstert durch bleierne Wolkengebilde.
Doch näher und näher trieb ich es schallen,
Wie wenn Wasserberge an Felsen zerprallen
Im unendlichen Meer, vom Orkane gehoben,
Mit unsichtbaren Händen geschleudert nach oben.

Da plötzlich erhebt sich vor mir ein Gestimmer
Von versprühendem Schaum, der in eigenem Schimmer
Aus der Tiefe aufsteigt, und ein Wolkengewimmel
Erzeugt, weit glänzender als das am Himmel.
Und ich folge dem Glanz, und jählings thut
Sich ein Abgrund auf voll demantener Glut,
Wo die mächtig stürzenden Wasser von oben
Tief unten zerstieben mit donnerndem Toben.
Da wühlt es und bäumt sich und wirbelt und gärt
In verwirrender Wuth, doch lieblich verklärt
Durch verschleiernd Gewölk aus versprühendem Schaum,
Das sich schimmernd erhebt, leicht schwebend wie Flaum.

Nun, als trüg' er dem Glanze der Tiefe Neid,
Zerreißt auch der Himmel sein Wolkenkleid
Und die Sonne gießt ihre ganze Glut
Hinab in die tosende Wasserflut,
Um in flüchtigen Bildern noch Schönres zu zeigen,
Als an ewigem Glanze ihr selber zu eigen.
Die Sturzfluten trinken den sonnigen Glanz
Und strahlen ihn wieder, gesättigt ganz.
Und wie Künstler mit gottverliehnen Gewalten
Aus sich selbst die erhabensten Bilder gestalten,
So scheint nun in des Niagara Borden
Jede Welle, jeder Tropfen zum Künstler geworden,
Und Schöneres kommt durch sie an den Tag,
Als menschliches Schaffen zu bilden vermag.
Die Wogen glühen von Schönheit trunken,
Aus den Schaumkronen springen blitzende Funken
Es leuchtet in allen Formen und Farben:

Hier erheben ſich ſchimmernde Strahlengarben,
Dort, über die Irisinſel gezogen,
Schwebt hoch ein durchſichtiger Regenbogen,
Und darunter die Felswand ſtemmt auf den Wegen
Des gewaltigen Stroms ſich ihm breit entgegen,
Daß die Waſſer getheilt das Eiland umwinden,
Bis ſie unten ſich wieder zuſammenfinden —
Nach tiefem Sprung von getrenntem Hang —
In donnerndem Triumphgeſang.

Nie erſchien mir ein Strombild an Wundern ſo reich,
So ſtürmiſch im Wechſel, doch immer ſich gleich
In bezaubernder Macht urgewaltigen Seins
Und hehrer Gebilde des Schalles und Scheins.

Trüb war der Himmel, als ich zuerſt dich ſah
In deiner wilden Größe, Niagara,
Und die Sonne war ſchon im Untergehn
Als ich kam, dich zum letzten male zu ſehn.
Und du hießeſt mich ſelbſt tief hinunterſteigen,
Um dich mir in voller Größe zu zeigen
Im tiefen, gewundenen Felſenbette.
Dich umragt keine ſchimmernde Bergeskette,
Deine Ufer ſind flach und öde ganz,
Doch du brauchſt keines prangenden Rahmens Glanz:
Deine eigene Glut, deiner Wellen Klang
Wird mir leuchten und klingen mein Leben lang.

Sechstes Kapitel.

Ein Ausflug nach Waſhington.

(Ueber Philadelphia und Baltimore.)

Mein nächſter Ausflug führte mich nach Waſhington. Ich reiſte in Geſellſchaft meines bekannten Gaſtfreundes Stiaſny, der Geſchäfte in Philadelphia und Baltimore zu ordnen hatte, aber mich zunächſt nach Waſhington begleiten wollte, um dem deutſchen Geſandten, Kurt von Schlözer, der in Hoboken wiederholt ſein Gaſt geweſen war, einen Gegenbeſuch zu machen. Er nahm auch ſeine beiden Söhne mit, um ihnen die Merkwürdigkeiten der Bundeshauptſtadt zu zeigen.

Die Gegenden, durch welche unſer Weg führte, gehören zu den beſtbeſiedelten und reichſten der Welt. War für mich auch im Winter von der Schönheit der Landſchaft wenig zu ſehen, da die Sonne ſich hinter grauem Gewölk verbarg und die Bäume ihren Laubſchmuck längſt abgeſchüttelt hatten, ſo zeigten ſich doch überall, ſoweit das Auge reichte, Bilder des Wohlſtandes und erſprießlicher Thätigkeit. Hunderte von dampfenden Schlöten ſtiegen aus großartigen Fabrikanlagen und Werkſtätten in der Nähe und Ferne empor, und die mit ungeheuern Geldopfern hergeſtellten Waſſerſtraßen wetteiferten in regem Geſchäftsverkehr mit den Schienenwegen. Noch lag kein Schnee auf den Feldern, welche zum Theil ſchon wieder von der Winterſaat grünten, und alle

Weidegründe waren abwechselnd mit Schafheerden und grasenden Kühen und Pferden bedeckt, die aussahen wie wandelnde Zeugnisse guten Gedeihens. Zahllose freistehende, zeltartig leicht aufgeschlagene Häuschen, die anscheinend nur vorübergehend hier beschäftigten Arbeitern zum Obdach dienen, wechseln ab mit etwas weiter vom Wege aus wohlgepflegten Gärten auftauchenden Häusern mit hellem, meist weißem Anstrich. Doch diese bald sporadisch, bald gruppenweise in das Auge fallenden Niederlassungen sind nur kleine Verbindungszeichen zwischen den blühenden, in stetem Wachsthum begriffenen Städten, die sich in rascher Reihenfolge vor uns aufthun. Bei einer der ansehnlichsten derselben, Trenton am Delaware, kommen wir aus dem Staate New-Jersey in das Gebiet von Pennsylvanien, wo wir, bei immer wachsendem Zauber der Landschaft, nach kurzer Fahrt die Riesenstadt Philadelphia erreichen. Ich werde aufmerksam gemacht auf den am schönen Schuylkill-River sich hinziehenden prächtigen Fairmount-Park, der uns, wie wir vorüberbrausen, zur Linken einen Theil seiner Anlagen und Monumente erschloß; alles, wohin wir blicken, zeigt großartige Verhältnisse. Erst vor wenigen Stunden haben wir eine Weltstadt aus den Augen verloren und schon thut sich eine neue vor uns auf. Von New-York bis Philadelphia zählt man kaum 90 englische Meilen, die in drei Stunden zurückgelegt werden, und welche Fülle von wohlthuend überraschenden Eindrücken umschließt diese kleine Spanne Zeit! Wir halten uns diesmal in Philadelphia nicht auf, aber schon ein Blick auf das unübersehbare Häusermeer, aus welchem die Kuppeln und Thürme von 500 Kirchen emporragen, und ein weiterer Blick auf den schwimmenden Mastenwald des Delaware genügt, eine Ahnung von der Größe und Bedeutung dieser, 10000 Fabriken in sich schließenden Metropole amerikanischer Industrie zu geben, welche, obwol ihre Einwohnerzahl eine volle Million noch nicht erreicht hat, doch an Umfang New-York übertrifft. Vor 200 Jahren gegründet, zählte sie nach dem ersten Jahrhundert 40000 Einwohner und heute zählt sie über 800000.

Die nächste große Stadt, wo wir einen kurzen Halt machen, ist das ein halbes Jahrhundert jüngere Baltimore, die am Aestuar des Patapsco-River, unfern von dessen Vereinigung mit dem Susquehanna gelegene Hauptstadt des Staates Maryland. Auch diese an Monumenten und Kirchen reiche Handelsstadt macht mit ihren stattlichen Bauten und dem regen Leben im Hafen schon auf den ersten Blick einen imposanten Eindruck. Sie zählt heute 300000 Einwohner.

Von Baltimore — der ersten mir zu Augen gekommenen amerikanischen Stadt, welche nicht ganz auf flachem Boden erbaut ist, sondern durch verschiedene Hebungen eine gewisse Abwechselung der Grundlage zeigt — bis Washington ist nur noch ein Sprung, und überhaupt kam mir die ganze Reise, welche wir in den bequemen Parlor-Cars machten, deren Annehmlichkeiten ich schon im vorigen Kapitel geschildert habe, erstaunlich kurz vor im Verhältniß zu der Fülle von Bildern eines reichentfalteten Culturlebens, die sie uns in fast ununterbrochener Reihenfolge geboten.

Um vier Uhr nachmittags trafen wir in der Bundeshauptstadt ein, wo uns der liebenswürdige Gesandte des Deutschen Reichs schon auf dem Bahnhofe in freundlichster Weise begrüßte. Ich lernte erst bei dieser Gelegenheit Herrn von Schlözer persönlich kennen, dessen erste Schriften: „Les premiers habitants de la Russie", „Choiseul und seine Zeit" u. s. w. ich schon seit einem Menschenalter kannte. Er drückte sein Bedauern aus, uns am Abend nicht bei sich sehen zu können, da er zu einem officiellen Festmahle beim Präsidenten gebeten sei, und lud uns auf den folgenden Tag zum Diner ein. Auch Karl Schurz, damals Minister des Innern, war zu dem Festmahl geladen, welches zu Ehren eines scheidenden Gesandten im Weißen Hause stattfand, und so suchten wir, als Fremdlinge am Potomac, den freien Abend zu benutzen, ein Stück Volksleben kennen zu lernen, wobei der Zufall unser alleiniger Führer sein sollte.

Nachdem wir uns in Wormley House, unserm Hotel, an wohlbesetzter Tafel gestärkt hatten, unternahmen wir eine Wande-

rung durch die Straßen von Washington, aber ohne andere Befriedigung dabei zu finden, als die der Bewegung in frischer Luft nach langem Sitzen in geschlossenen Räumen. Die Straßen waren auffallend menschenleer, und diejenigen, welche wir zunächst durchwanderten, verdienten gar nicht Straßen genannt zu werden, insofern man darunter in einer Stadt einen gang- und fahrbaren Weg zwischen zwei parallel laufenden Häuserreihen versteht. Wir fanden die Anfänge zu solchen Häuserreihen in weit voneinander abstehenden Gebäuden, durch wüste Strecken Landes unterbrochen, hinter welchen aus der Ferne Lichter herschimmerten, wie um anzudeuten, daß dort hinten auch noch Menschen wohnten. Nur in den wenigen Geschäftsstraßen der Stadt war einiges Leben, wenn auch nicht absonderlicher Art, so doch bei hinlänglicher Beleuchtung, um uns zu befähigen, unter vielen andern Riesenplakaten auch eins zu entdecken, welches zum Besuch eines näher bezeichneten Volkstheaters einlud, in welchem an dem Abend, Freitag den 12. December 1879, eine berühmte Negerkomödie aufgeführt werden sollte.

Da hatten wir, was wir suchten, kamen aber, bei der Schwierigkeit unsern Weg zum Volkstheater zu finden, erst an, als der erste Act fast zu Ende war, sodaß uns die ganze Exposition verloren ging. Auch wollten mir die uns angewiesenen Plätze gar nicht gefallen, da sie buchstäblich unsichtbar waren und als Sitzplätze erst hätten erobert werden müssen, von Leuten, mit welchen den Kampf aufzunehmen keiner von uns Lust verspürte. Das Theater war bei den billigen Eintrittspreisen so Kopf an Kopf gefüllt, daß nur die untere Prosceniumsloge zur Rechten noch als Hiatus erschien. Während des ersten Zwischenactes gelang es den Ueberredungskünsten meines Begleiters, uns Eintritt in die Loge zu verschaffen, doch nicht ohne besondere Schwierigkeiten, denn es hieß an der Kasse, die Loge sei von einer Dame in Beschlag genommen worden, welche dafür bezahlt habe; allein die unsichtbare Dame ließ mit sich handeln und die Loge wurde beim Beginn des zweiten Actes um den doppelten Preis frei. Nun

konnten wir das Schauspiel ganz ungestört aus nächster Nähe betrachten, und ich erinnere mich nicht, je in Amerika so viel gelacht zu haben wie an jenem Abend.

Das Stück bestand aus einer Reihe locker zusammenhängender Scenen, welche hauptsächlich durch drastische Situationskomik wirkten, aber auch viel Heiterkeit erregten durch die unübersetzbare Art und Weise, in welcher die auftretenden Neger die englische Sprache mundhabten.

Ein alter reicher Engländer kommt auf seiner Reise um die Welt auch durch die Vereinigten Staaten, wo es ihm anfangs besser gefällt, als er erwartet hatte. Er hat einen lange bewährten Diener, der ihm das Reisen leicht macht, ihn rasirt, frisirt, pflegt, seine Sachen in peinlichster Ordnung hält und alle Launen des alten Herrn mit unerschütterlichem Gleichmuth erträgt, dafür aber seine eigenen Launen gern gegen untergeordnete Wesen, als welche ihm die meisten Amerikaner und besonders die Neger erscheinen, auslässt. Inzwischen verläuft alles glücklich, bis die Reisenden in einen Staat kommen, wo erst eben wieder ein Temperanzgesetz erlassen ist, welches den Verkauf und Genuß aller geistigen Getränke, sogar des Bieres, bei hohen Strafen verbietet. Nun ist aber dem alten Sir Henry ein menschenwürdiges Leben ohne geistige Getränke geradezu undenkbar; er muß schon zum Frühstück seine Flasche Portwein haben und zu den übrigen Mahlzeiten noch andere Weine; wenn er auch nicht jede Flasche selbst austrinkt, so labt sich doch wenigstens das Auge daran, und John, der treue Diener, besorgt das übrige. Allein in dem großen Hotel, in welchem Sir Henry Wohnung genommen hatte, wurden keine andern Getränke verabreicht als Eiswasser, Milch und Limonade.

Solche gewaltsame Beschränkungen der angeborenen Menschenrechte kann Sir Henry nicht ungerügt lassen; er erklärt die Regierung, welche so dumme Gesetze ausbrüten konnte, für hirnverbrannt, und die Menschen, welche sich so dummen Gesetzen unterwerfen, für feige Sklaven, die mit Freiheit und Gleichheit

prahlen und nur darin gleich seien, daß sie nicht einmal so frei sein dürften, an einem Glase Wein zu nippen, ohne dafür bestraft zu werden wie kleine Kinder.

Nach einer gefährlichen Scene, aus welcher Sir Henry nur deshalb mit heiler Haut entkommt, weil man ihn wegen seiner offenen Auflehnung gegen göttliches und menschliches Gesetz für unzurechnungsfähig hält und dies durch die berühmten Dichterworte bekräftigt: „In Engelland hat jeder seinen Sparren", verläßt er das Hotel und bezieht eine Privatwohnung, wo ein vagabundirender Neger, Namens Bill, ihm durch John seine Dienste als Stiefelputzer anbietet.

Bill riecht stark nach Whisky, und John schließt daraus, daß dieses Getränk, dem er selbst nicht abgeneigt ist, doch irgendwo in der Stadt zu haben sein müsse, was Bill nach einigem Zögern geheimnißvoll bestätigt und dabei verräth, es sei auch Wein dort zu haben, aber nicht ohne große Gefahr für Käufer und Verkäufer. John fürchtet die Gefahr nicht, wo es gilt, seinem Herrn eine freudige Ueberraschung zu bereiten, und macht sich, während Sir Henry Siesta hält, in einem geschlossenen Miethwagen mit Bill auf den Weg nach der geheimnißvollen Bergestätte verbotener Getränke. Bill erbietet sich, den Einkauf allein zu besorgen, aber der vorsichtige John will dem Neger so viel Geld nicht anvertrauen und begleitet ihn. Die Expedition verläuft so glücklich, daß John, mit Einstimmung seines Herrn, der den Wein vortrefflich findet, beschließt, sie schon am nächsten Tage zu wiederholen, um gleich einen ordentlichen Vorrath ins Haus zu schaffen. Er glaubt diesmal allein fertig werden zu können, wird aber erwischt, als er schon eine Kiste Wein im Wagen untergebracht hat und eben noch einen Korb Whisky folgen lassen will. Ein Polizist will ihn festnehmen; er aber sucht sich, auf seine Kraft bauend, freizumachen und fällt ringend mit dem Polizisten zu Boden, wobei er eine schwere Verletzung erhält, während der Kutscher im Dunkel unerkannt davonfährt, um seinen Wein bei Sir Henry in Sicherheit zu bringen und diesen von dem Vor-

gang in Kenntniß zu ſetzen, woraus ſich dann die wunderſamſten Verwickelungen ergeben. Sir John geräth außer ſich über das Misgeſchick ſeines treuen Dieners und bietet alles auf, deſſen Befreiung zu erwirken, die ihm aber vorläufig wenig nützt, da er durch die erlittenen Verletzungen auf längere Zeit dienſtunfähig geworden iſt. Der ſchlaue Bill bemüht ſich inzwiſchen nach Kräften, ihn zu erſetzen, was jedoch große Schwierigkeiten bietet, da Sir Henry unwillkürlich ſchon durch die bloße Nähe des Negers unangenehm berührt wird, die ſeine Naſe nicht minder beleidigt als ſeine Augen. Allein es bleibt ihm nichts übrig, als ſich daran zu gewöhnen, da ſich Bill ſo nützlich durch gute Rathſchläge erweiſt, daß Sir Henry alle Urſache hat, ihm dafür dankbar zu ſein und ihn im Dienſt zu behalten, ſolange es gehen will. Unaufgefordert bringt Bill ſeinem Herrn einen ſchwarzen Doctor ins Haus, der ihn ernſthaft unterſucht, um glaubwürdig beſcheinigen zu können, daß Sir Henry bei ſeinem geſchwächten Körperzuſtande des Weins als einer Arznei bedürfe, die ihm jeder vernünftige Arzt verſchreiben müſſe, um ihn am Leben zu erhalten. Die Scene mit dieſem ſchwarzen Doctor, der mehr einem Affen als einem Menſchen glich, und deſſen bloßes Erſcheinen mit einer ungeheuern Brille auf der breiten, platten Naſe das ganze Haus vor Lachen erbeben machte, geſtaltete ſich überaus komiſch.

Nach und nach kommt Sir Henry mit einer ganzen Muſterſammlung dunkler Charakterköpfe in Berührung, einer den andern in unmenſchlich komiſchem Ausdruck eigenartig übertreffend. Alle Spielarten des Negertypus ſind dabei vertreten, vom Geſicht mit weit zurücktretender Stirn und weit vorſpringendem Kiefer bis zu Geſichtern, die ſich der kaukaſiſchen Kopfbildung nähern, aber durch die wulſtigen Lippen und unſteten Augen doch einen thierähnlichen Ausdruck behalten.

Sir Henry entſetzt ſich bei dem Gedanken, daß dieſelben ſchwarzen Hände, welche ſeine Stiefeln putzen, ihm auch mit dem Raſirmeſſer über das Geſicht fahren ſollen. Bill findet ſchnell

einen Ausweg und dadurch zugleich eine Rangerhöhung, indem er mit Erlaubniß seines Herrn einen andern Neger als Stiefelputzer anstellt, im Bade eine gründliche Reinigung mit seinem schwarzen Körper vornimmt, feine Wäsche und neue Kleidung anlegt und danach so verändert erscheint, daß sein Herr ihn kaum wiedererkennt und sogar die Haut merklich heller findet, als sie vorher gewesen.

Der hübsche Bill ist natürlich, im Gegensatz zu den übrigen mitspielenden Schwarzen, nur ein Neger für die Bühne, der sich die Haut färben kann wie er will, allein er ist in Rede, Haltung und Geberdenspiel ein so vollendeter Kunstneger, daß die in der Wolle gefärbten Schwarzen, welche zu Hunderten unter den Zuschauern sitzen, weit mehr Freude an seinem Spiel haben als an dem ihrer echten Rasse-Schwestern und -Brüder auf der Bühne.

Bill verschafft seinem Herrn auch eine schwarze Wäscherin und eine schwarze Köchin, denn da Sir Henry in öffentlichen Localen keinen Wein trinken darf, so mag er auch dort nicht essen, und es bleibt ihm sonach nichts übrig, als beides zu Hause zu thun.

Doch genug von dieser Komödie, welche ihren befriedigenden Ausgang in Sprüngen nahm, die über alle Wahrscheinlichkeit hinaussprangen, aber Stürme des Beifalls entfesselten. Es kam nämlich am Schluß zu Tage, daß der eigentliche Besitzer der heimlichen Weinhandlung ein berühmter Mäßigkeitsprediger war, der, nicht zufrieden mit seinem großen Einkommen als solcher, noch größere Vortheile aus der heimlichen Förderung eines Genusses zog, den er öffentlich als Laster verdammte.

Am folgenden Morgen lockte uns die Sonne schon früh ins Freie, um Washington bei der günstigsten Beleuchtung zu sehen. Während der Nacht hatte ziemlich starker Frost eingesetzt, der auch den Tag über anhielt und das Umherwandern auf den trockenen, luftigen Straßen unter wolkenlosem Himmel zur Freude machte.

Das völlig Eigenartige der Stadt, wodurch sie sich von allen übrigen namhaften Städten der Union wesentlich unterscheidet, springt gleich beim ersten Ueberblick in die Augen und besteht

darin, daß sie ihren städtischen Charakter nur durch die monumentalen Regierungsbauten erhält, welche den einzigen Grund ihres Daseins bilden.

Die Bodengestaltung zeigt verschiedene mäßige Erhebungen, und auf der höchsten derselben ragt das imposante Capitol hervor, weithinschimmernd aus herrlichen Parkanlagen aufsteigend. Etwa eine Viertelstunde nordwestlich davon entfernt erhebt sich auf einer geringern Erhöhung das Weiße Haus, die Residenz des Präsidenten. Es liegt ebenfalls in parkartiger Umgebung, in der Mitte eines großen Platzes, dessen vier Ecken die Paläste der Ministerien des Auswärtigen, des Krieges, der Marine und des Schatzes bilden. Als überraschend stattliche Paläste sind noch zu erwähnen, das ganz aus weißem Marmor gebaute Generalpostamt, dem der Tempel des Theseus als Vorbild gedient hat, und das kolossale Patentamt, nach dem Muster des Parthenon aufgeführt.

In Amerika sind Nachahmungen des antiken Stils bei öffentlichen Gebäuden an der Tagesordnung, und Washington zeichnet sich darin vor allen andern Städten in so hervorragender Weise aus, daß es eben dadurch sein eigenthümliches Gepräge erhalten hat. Ständen diese prächtigen Staatsbauten zerstreut in Weltstädten wie New-York oder Philadelphia, oder auch in Chicago oder Saint-Louis, so würden sie dort neben den Monumentalbauten des Handels und der Industrie wol bewundernde Blicke auf sich ziehen, aber den Charakter der Stadt nicht ändern, der wesentlich durch die Nährquellen der Bevölkerung bestimmt wird und Ausdruck gewinnt. Washington hingegen würde ohne sein Capitol, und was damit zusammenhängt, bald wieder in das Nichts versinken, aus dem es kurz vor dem Beginn dieses Jahrhunderts erstanden ist durch sein Capitol.

Warum man gerade diesen ungesunden Fleck Landes an den sumpfigen Ufern des Potomac zum Sitz der Unionsregierung erkoren hat, würde unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß zur Zeit, als General Washington die Anlage der nach ihm benannten Stadt plante, die durch zwei Arme des Potomac

gebildete Landzunge wirklich der ungefähre Mittelpunkt der Unionsstaaten war, deren Zahl sich damals nur auf 13 belief, während sie heute 38 beträgt und dem Unionsgebiete eine Ausdehnung gewonnen hat, deren Mittelpunkt 400 deutsche Meilen weiter im Westen zu suchen ist.

Mit einem so wunderbar raschen Wachsthum der Vereinigten Staaten konnte die Bundeshauptstadt nicht Schritt halten, zumal keine einzige der Voraussetzungen sich erfüllen sollte, welche ihr Gründer an sie geknüpft hatte. Zunächst hielt er sie für einen strategisch wichtigen Punkt, gesichert durch ihre Lage, und im August 1814 wurde sie von einigen tausend Engländern, die theils zu Lande, theils zu Schiffe auf dem Potomac langsam gegen sie anrückten, ohne erheblichen Widerstand zu finden, unter General Roß leicht genommen und schnell verwüstet, wobei das Capitol, das Weiße Haus und alle Ministerien in Flammen aufgingen. Dann hielt er den Potomac für eine vortreffliche Wasserstraße, geeignet, die Stadt zu commerziellem Aufschwung zu bringen. Auch daraus ist nichts geworden, denn der Potomac hat der Stadt nichts gebracht als fiebererzeugende Ausdünstungen. Endlich hat Washington längst aufgehört, Mittelpunkt des Staatenbundes zu sein, und damit auch seine ehemalige politische Bedeutung verloren.

So erklärt es sich, daß die Stadt, seit Beginn dieses Jahrhunderts Sitz der Bundesregierung und des Congresses, über alle Erwartung in ihrer Entwickelung zurückgeblieben ist und, verglichen mit dem Plane, nach welchem sie ausgebaut werden sollte, noch überall einen unfertigen Eindruck macht und gleichsam nur als ein zerrissenes Anhängsel des sie schimmernd überragenden Capitols erscheint. Nur die Hälfte des ursprünglichen Planes ist zur Ausführung gekommen, und diese Hälfte liegt im Rücken des die Stadt in zwei Theile scheidenden Capitols, dessen prächtige Façade ins Leere hinausschaut. Die allen amerikanischen Städten eigene schachbretartige Regelmäßigkeit der Straßen mit ihren Blocks oder Häuserquadraten wird in Washington unterbrochen durch

breite Avenuen, welche vom Capitol ſtrahlenförmig nach allen Seiten auslaufen. Dazu kommen eine Menge zum Theil noch wüſt liegender Plätze und ein großer, wohlgepflegter Park. Straßen mit mehr oder minder geſchloſſenen Häuſerreihen gehören zu den Ausnahmen.

Natürlich fehlt es in der Bundeshauptſtadt, wo außer den Herren von der Regierung auch alle Geſandtſchaften ihren ſtändigen Sitz haben, viele Senatoren in ihren eigenen Häuſern wohnen und noch mehr Congreßmitglieder eine geraume Zeit des Jahres hindurch ihren Aufenthalt nehmen müſſen, an eleganten Quartieren und Luxusbauten nicht, allein der weitaus größere Theil der Stadt macht einen nichts weniger als großſtädtiſchen Eindruck. Um ſo impoſanter heben ſich die einzelnen Prachtbauten von den weitum zerſtreuten Häuſergruppen, Strauchanlagen und Raſenplätzen ab, zwiſchen welchen es auch an wüſten Flecken nicht fehlt, und dieſe überall ins Auge ſpringenden Gegenſätze ſind es, welche der Stadt ihr eigenartiges Gepräge geben. Sie iſt groß genug, um Hunderttauſende von Einwohnern zu umfaſſen, und ſie zählt deren kaum 80000, worunter 30000 Neger.

Wir bemerkten bald, daß wir bei den großen Entfernungen mit unſerer Fußwanderung, die uns zunächſt durch den ſchönen Park führte, nicht weit kommen würden, und nahmen einen Wagen zu Hülfe, um eine weitere Umſchau zu gewinnen. Dann ſuchten wir Karl Schurz in ſeinem Miniſterium auf, wo wir ihn in einer Weiſe in Anſpruch genommen fanden, daß ich nicht begriff, wie er es anſtellen werde, ſich, wenn auch nur auf ein Kurzes, für uns freizumachen, was doch entſchieden ſeine Abſicht war, als er uns bat, in ſeinem Geſchäftszimmer ſo lange Platz zu nehmen, bis er einige aus dem fernen Weſten angekommene Deputationen abgefertigt und die dringendſten Depeſchen und Briefe erledigt habe, von denen ganze Stöße auf ſeinem Tiſche lagen, wozu immer noch neue kamen. Mit fliegender Feder beantwortete er ſelbſt einige Briefe, gab dazwiſchen einige mündliche Weiſungen zur Beantwortung anderer, hatte dann bald in dieſer, bald in jener

Fensterische Unterredungen mit den Deputirten, nahm mit ihnen Pläne und Karten durch, die theils an der Wand hingen, theils auf dem großen Tische lagen, und entwirrte den Knäuel seiner Geschäfte für den Augenblick mit erstaunlicher Ruhe und Geschwindigkeit. Darauf sagte er zu einem Beamten: „In einer halben Stunde bin ich wieder hier", gab noch einige Weisungen für die Zeit und führte uns endlich zum Finanzminister Sherman, einem hochgewachsenen, stattlichen Herrn, der uns sehr freundlich empfing, aber auch seine liebe Noth hatte, ein paar freie Minuten für uns zu finden, die nach kurzer Unterhaltung dazu benutzt wurden, einige Zeilen auf ein Blatt Papier zu kritzeln, das uns alle Sehenswürdigkeiten des Schatz- und Patentamtes erschließen sollte. Es wurde uns zudem ein kundiger Führer mitgegeben, und Schurz begleitete uns ebenfalls, solange seine Zeit es erlaubte.

Das Schatzamt (the treasury), oder wie wir sagen würden der Reichsfinanzpalast, ist ein ungeheueres, im altgriechischen Stile nach dem Muster des Tempels der Minerva ausgeführtes Gebäude mit endlosen Reihen Jonischer Säulen. Man bedarf eines Führers, um sich darin zurechtzufinden. Um einen kleinen Begriff von der Größe dieses Palastes zu geben, bemerke ich nur, was mir am lebhaftesten in der Erinnerung geblieben, daß in den obern Räumen 900 Menschen beiderlei Geschlechts von früh bis spät mit der Anfertigung von Banknoten (Greenbacks nach ihrer grünen Rückseite genannt) beschäftigt sind, deren hier täglich ich weiß nicht mehr wie viele Millionen aus der Presse kommen, um bald darauf durch alle Lande zu wandern. Eine Schilderung der Manipulationen in der Herstellung dieser Greenbacks, wobei alles ineinandergreift mit der Regelmäßigkeit einer Maschine, würde mich hier zu weit führen. Obgleich es in den Räumen so heiß war wie in römisch-irischen Badestuben, verweilte ich doch lange darin, um mir alle Einzelheiten in der Thätigkeit des mit fabelhafter Geschwindigkeit einander in die Hände arbeitenden Menschengewimmels genau anzusehen — die Armuth bei der Fabrikation des Reichthums.

Diese obern Räume mit den daranstoßenden Speise- und Erfrischungshallen bilden eine kleine Stadt für sich, wo für alle Bedürfnisse gesorgt ist, denn von den Arbeitern darf niemand hinaus, solange die Arbeitszeit währt.

Nachdem wir auch noch das Patentmuseum besichtigt hatten, wo die Originalmodelle aller Erfindungen der Amerikaner aufgestellt sind, deren Zahl einige 50000 betragen soll, fuhren wir nach der Privatwohnung von Schurz, wo seine liebenswürdigen Töchter, die ich schon von Wiesbaden her gut kannte, uns zum Frühstück erwarteten. Der vielbeschäftigte Hausvater kam etwas später, aber doch früh genug, um noch ein halbes Stündchen gemüthlich mit uns verplaudern zu können. Er hatte wieder alle Taschen vollgepfropft mit Depeschen und Briefen, bestimmt, auf der Her- und Rückfahrt durchgesehen zu werden, allein als er die Papiere beiseitegelegt hatte, merkte man ihm nichts mehr an von der Arbeitsfülle, die auf ihm lastete.

Es war mir aufgefallen, in dem sehr elegant eingerichteten Hause unter einer Menge von Bildern, sowol auf dem Flur wie in den Wohngemächern, auch eine Reihe großer Oelgemälde aus der Zeit und zur Verherrlichung des ersten Napoleon zu finden. Schurz erklärte mir lächelnd, daß diese Gemäldegalerie weder seine Wahl sei, noch ihm gehöre, da er das Haus mit vollständiger Einrichtung und Ausschmückung nur auf eine Reihe von Jahren gemiethet habe. Der Eigenthümer sei ein Mr. Peabody, ein Verwandter des durch seine großen Stiftungen berühmten Millionärs. Gleich nach dem Frühstück eilte er wieder in sein Ministerium, während wir mit den jungen Damen nach dem Capitol fuhren, wo wir so lange blieben, als es das Himmelslicht des wunderbar hellen Wintertags gestatten wollte. Bei dieser Beleuchtung schienen mir alle in antikem Stil erbauten Paläste in Washington ganz an ihrer Stelle zu sein, wenn sie hier auch ganz andern Zwecken dienen müssen, als bei ihren Vorbildern im alten Hellas der Fall war.

Besonders das hochgelegene Capitol gewinnt bei näherer

Betrachtung von innen wie von außen. Was auch seine Kenner der Baukunst an Einzelheiten zu tadeln finden mögen, das Ganze macht einen überaus großartigen Eindruck, als ein harmonisch gegliederter Prachtbau, der in allen Theilen zeigt, was er sein will, nämlich der monumentale Ausdruck eines jugendrüstig aufstrebenden Volksstaats, der dadurch groß geworden, daß er schnell alles Beste sich angeeignet, was ältere Culturstaaten der Nachwelt hinterlassen haben.

Der von der Kuppel gekrönte Mittelbau, das Hauptgebäude des Capitols, ist aus behauenen Sandsteinen aufgeführt und ältern Ursprungs als die beiden aus schimmerndweißem Marmor angefügten Flügel, in deren Hallen der Senat und die Volksvertreter tagen. Die Kuppel, die das von Crawford geformte Erzbild der Freiheit trägt, ragt etwa 300 Fuß über den Boden empor, und dem entsprechend sind die Größenverhältnisse des Ganzen, die ich mich scheue in Zahlen wiederzugeben, ohne meine Quelle zu nennen, da ich selbst keine Messungen vorgenommen habe und mich deshalb an den mir persönlich als zuverlässig bekannten Ernst von Hesse-Wartegg halte, der die Länge des Ganzen angibt als 751, und die Breite der Flügel an ihren Ost- und Westfronten als 354 Fuß betragend. Im schönsten Verhältniß zu dieser Größe stehen die drei gewaltigen Freitreppen, welche über breite Stufen zu den mächtigen Pforten des Mittelbaues und der beiden Flügel emporführen. Die Fronte des Mittelbaues schmückt ein Porticus von ein paar Dutzend Korinthischen Säulen, und weiterer Schmuck von Säulen und Pilastern zieht sich um das ganze Gebäude hin, dessen Inneres freilich nicht ganz im Einklang steht mit der stilvollen Hülle, weil es — besonders in dem Senatsflügel — von einem Luxus starrt, in welchem sich mehr blendender Prunk als guter Geschmack offenbart. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß wir im neuen Amerika sind und nicht im alten Griechenland. Es ist schon ein Großes, wenn ein Volk, das seinen Wohlstand kühnem Unternehmungsgeist und harter Arbeit verdankt, im Streben nach Höherm den besten Mustern nacheifert. Alle Nachahmung hält

sich zunächst nur an die Form, an die Außenseite der Dinge, deren Kern zu erfassen, aus welchem sie sich entfaltet haben, ihr nicht gegeben ist. Bis nun die Amerikaner so weit kommen, aus sich selbst heraus eine Kunst zu entfalten, welche ihre Eigenart ganz offenbart, können sie diese nur in fremder Hülle zeigen, und so finden wir in allen Erscheinungen des amerikanischen Lebens ähnliche Contraste wie zwischen dem Aeußern und Innern des Capitols zu Washington. Der Baumeister hat redlich das Seinige gethan, das Innere des Palastes dem Aeußern entsprechend zu gestalten, durch marmorne Treppenhäuser, wie man sie schwerlich sonst schöner findet, sowie durch wohlproportionirte Hallen und Gemächer, zum Theil mit Marmorwänden von ganz besonderer Pracht. Aber farbenbunte Malerei, geschmacklose Vergolderei und überladener Zierath aller Art drängen sich störend vor. Für die Senatoren hat der Decorateur des Guten entschieden zu viel gethan. Weit einfacher ist die Einrichtung des Flügels, wo die Volksvertreter tagen, obwol es auch hier an Bequemlichkeiten nicht fehlt. Alles in allem genommen wird wol in keinem andern Parlamentsgebäude der Welt den Vätern und Vertretern des Volks mehr Spielraum und Comfort geboten als im Capitol zu Washington, und nirgends wird auf die Berichterstatter so viel Rücksicht genommen wie hier, um ihnen ihre schwierige Aufgabe zu erleichtern. Sie haben die besten Plätze auf der Galerie und gleich dahinter einen so behaglich wie zweckmäßig eingerichteten Saal zu ihrer Verfügung, um in Ruhe ihre Notizen ausarbeiten oder sich von ihren Anstrengungen erholen zu können.

Das Capitol ist auch der Sitz des obersten Gerichtshofs, der einzigen hohen Körperschaft in der Union, deren Mitglieder auf Lebensdauer ernannt werden.

Die Volksvertreter werden nur auf zwei Jahre, die Senatoren auf sechs Jahre gewählt.

Die große Rotunde im Mittelgebäude des Capitols ist mit sieben Wandbildern ausgeschmückt, welche denkwürdige Momente aus der Geschichte des Landes veranschaulichen, wie die Ankunft

Columbus' in Amerika, die Entdeckung des Mississippi, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten u. s. w. Darüber spannt sich ein riesiges allegorisches Deckengemälde aus, welches den ganzen höchsten Raum der Rotunde einnimmt. Von größerm Kunstwerth als diese Gemälde ist die von Rudolf Rogers geschaffene mächtige Bronzethür, welche den Haupteingang zur Rotunde schließt und in neun Hauptfeldern hervorragende Ereignisse der amerikanischen Geschichte darstellt. Diese Thür ist in Italien entstanden, nach dem Vorbilde der Thüren des florentiner Battisterio von Ghiberti, und der Künstler hat sich ein würdiges Denkmal dadurch gesetzt.

Westlich von der Rotunde, im hintern Theile des Mittelflügels, befinden sich die großen Säle der Congreßbibliothek, welche über 300000 Bände zählt.

Auffallend für den Fremden, wenn auch keineswegs unangenehm, ist die vollkommene Freiheit der Bewegung, mit welcher jedermann das Capitol betreten und durchwandern kann. Vor den Thüren stehen keine Posten, und auch im Innern macht sich keinerlei Ueberwachung bemerkbar. Natürlich fehlt es nicht an Angestellten, welche eine gewisse Aufsicht zu führen haben, allein man bemerkt sie nur, wenn man sie sucht, um Auskunft über dieses oder jenes zu erbitten, die dann immer freundlich gegeben wird. Von Trinkgeldern ist keine Rede und ebenso wenig vom Ablegen der Ueberzieher, Stöcke und Schirme. Auch wird man nicht aus einem Zimmer ins andere getrieben, sondern kann wandern, rasten und sogar schlafen wo man will. Ich sah im Vorübergehen ein paar ältere Männer, die auf ihren Sitzen sanft entschlummert waren, der eine mit vor-, der andere mit zurückgebeugtem Kopfe, und ich konnte nicht bemerken, daß dies irgendwem sonderlich auffiel. Wer beim Eintritt durch die Pforte keine Lust hat, die hohen Treppen zu übersteigen, setzt sich in den Aufzug, welcher nach oben führt, und in demselben Aufzuge kann man auch wieder nach unten kommen. Kurz, es kann den Besuchern des gewaltigen Staatspalastes nicht bequemer gemacht werden, als es ihnen geboten wird.

Als der Tag sich zu neigen begann, fuhren wir nach Wormley Heute zurück, welches ganz nahe bei dem deutschen Gesandtschafts-hotel liegt, wo wir dann mit Schurz bei bester Unterhaltung dinirten. Der Thee wurde später im Hause von Schurz getrun-ken, der mich mit einigen Hausfreunden bekannt machte, unter welchen mich besonders Dr. Bessels, der berühmte Nordpolreisende, lebhaft interessirte. Da mein Besuch in Washington nur auf wenige Tage berechnet war, in denen ich alles nur im Fluge sehen konnte, so mußte ich versprechen, im Februar, wo das Leben sich dort am glänzendsten entfaltet, auf ein paar Wochen wiederzu-kommen und bei Schurz zu wohnen. Leider konnte ich es nicht möglich machen, mein Versprechen zu halten, und so ist meine Kenntniß der vielen Merkwürdigkeiten, welche Washington in seinen zahlreichen wissenschaftlichen Instituten bietet, eine sehr lückenhafte geblieben. Ich thue hier nur eines dieser Institute Erwähnung, welches als die höchste wissenschaftliche Anstalt in Amerika gilt und durch einen Privatmann gegründet wurde, der seinen Namen dadurch verewigt hat. Es ist dies die berühmte Smithsonian-Institution, welche, den Centralpunkt des ganzen wissenschaftlichen Lebens in Amerika bildend, den Verkehr mit den gelehrten Vereinen in Europa vermittelt und zugleich durch seine antiquarischen und literarischen Sammlungen der gelehrten Forschung ein reiches Material bietet. James Smithson hat der Gründung dieses Instituts über eine halbe Million Dollars geopfert; gewiß eine würdige Art, sich die Unsterblichkeit zu erkaufen.

Mein letzter Besuch in Washington galt dem Präsidenten Hayes. Als Schurz mich abholte im Hotel, fragte er meinen Reisegefährten, ob er nicht auch mitfahren wolle. „Sehr gern", erwiderte dieser; „aber meine beiden Söhne . . ."

„Wollen wir auch mitnehmen!" fiel ihm Schurz ins Wort, und so fuhren wir alle vier nach dem „Weißen Hause", welches auf einer mäßigen Erhebung an einem Ende der prächtigen Penn-sylvania-Avenue liegt, deren anderes Ende das Capitol bildet.

Die Residenz des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist ein

sehr bescheidenes Gebäude im Vergleich mit den schon früher geschilderten Palästen der Ministerien, welche es zu beiden Seiten einschließen. Sein einziger äußerer Schmuck besteht in dem von Jonischen Säulen getragenen Porticus, vor welchem wir ausstiegen. Schildwachen stehen nicht davor, und im Innern geht es ebenso ungezwungen her wie im Capitol.

Ein sauber gekleideter Diener empfing uns beim Eintritt und führte uns bis zum geräumigen, mit solider Eleganz eingerichteten, aber nicht sehr hohen Empfangssaal hinauf, dessen Thür er öffnete, worauf er uns verließ, um uns anzumelden. Ein anderer Diener war nicht zu entdecken, als ich mich umsah, um meinen Ueberzieher abzulegen. „Behalten Sie Ihren Ueberzieher ruhig an", sagte Schurz, „ich mache es auch so. Auf dergleichen wird hier nicht gesehen."

So schritten wir denn über die Schwelle, Schurz wieder alle Taschen vollgepfropft mit daraus emporragenden Schriftstücken, und ich hatte kaum Zeit gefunden, einen Blick auf die lebensgroßen Bilder der frühern Präsidenten zu werfen, welche die Wände des Empfangsaales schmücken, als Präsident Hayes eintrat und nach freundlicher Begrüßung mit Händedruck uns einlud Platz zu nehmen. Er setzte sich mir gegenüber, und die Unterhaltung begann auf das ungezwungenste mit Fragen über die Eindrücke, welche das amerikanische Leben mir geboten. Ich antwortete unbefangen ganz in demselben Sinne, wie ich meine ersten Eindrücke in diesem Buche geschildert habe, und Schurz ergänzte meine Worte durch Anführung von Bemerkungen, die ich ihm tags zuvor gemacht und selbst schon wieder vergessen hatte. Aufgeschrieben habe ich von der Unterhaltung nichts, an welcher auch Stiastny theilnahm, und so kann ich nur bemerken, daß sie sehr befriedigend verlief und ich vom Präsidenten den besten Eindruck mit nach Haus nahm. Eine zu mäßiger Leibesfülle neigende Gestalt von mittler Größe; ein offenes, intelligentes Gesicht mit freier Stirn, und eine ungezwungen maßvolle Haltung bilden die äußern Züge seiner wohlthuenden Erscheinung. Von den ver-

ſchiedenen, aber doch weitaus vorwiegend günſtigen Urtheilen, die ich über ſeine Adminiſtration gehört habe, werde ich ſpäter an geeigneter Stelle Gelegenheit nehmen zu reden.

* * *

Unſere Rückfahrt von Waſhington war nicht ſo erfreulich wie die Herfahrt, da das plötzlich umſchlagende Wetter wieder ſeine ſchlimmſten Launen zeigte.

Bei Sturm und Regen kamen wir abends elf Uhr in Philadelphia an, wo wir, trotz vorhergegangener telegraphiſcher Anzeige, in dem großen Hotel „The Continental" nur mit Mühe noch ein Unterkommen fanden, da von auswärts eine ungeheuere Menſchenmenge in die Stadt geſtrömt war, um den erwarteten Einzug des Generals Ulyſſes Grant mit anzuſehen.

Die Hotelordnung brachte es mit ſich, daß man nach neun Uhr abends nichts mehr zu eſſen bekommen konnte, und ſo mußten wir hungerig zu Bett gehen. Stiaſtny reiſte ſchon mit dem Frühzuge wieder ab, während ich noch ein paar Tage bleiben wollte, um mir die große Quäkerſtadt etwas näher anzuſehen. Dazu hätte ich mir freilich keinen unglücklichern Zeitpunkt wählen können. Zunächſt fühlte ich mich ſehr unwohl und fand bald, daß mein Zimmer alles zu wünſchen übrigließ, was dazu hätte dienen können, um es mir ein bischen behaglich zu machen. Mir verging faſt der Athem beim Eintritt in das öde Gemach, in welchem eine übelriechende, feuchtkalte Luft herrſchte, die zu verbeſſern unmöglich war, da der Regen gegen das einzige Fenſter klatſchte, welches ſich vorfand, aber nicht geöffnet werden konnte ohne Waſſersgefahr. Ich bat den Neger, welcher das Gas anzündete, Feuer im Kamin anzumachen, aber er mußte erſt Kohlen dazu herbeiſchaffen und ließ ſich nicht wieder ſehen. Ich verbrachte in dem unheimlichen Zimmer eine ſchreckliche Nacht, die gar kein Ende nehmen wollte, denn der Tag ließ ſich bei dem trüben Himmel faſt ebenſo dunkel an, wie die Nacht geweſen war, und der Regen fuhr munter

fort, gegen das Fenster zu klatschen, welches so klein war, daß es selbst bei klarem Himmel kaum ausgereicht hätte, das große, kahle Zimmer ganz zu erhellen. Ein brennender Durst, den ich nur mit übel schmeckendem Wasser löschen konnte, trieb mich ein paar mal aus dem Bette, wobei es seltsame Schwierigkeiten zu überwinden gab, denn um das Wasser zu finden, brauchte ich Licht. Tragbare Lichter, die man neben das Bett stellen kann, sind in keinem amerikanischen Hotel zu finden; es wird nur Gas gebrannt; ist dies ausgethan, so kann man sich nur durch Zündhölzchen helfen. Diese waren aber so schlecht, daß ich meine liebe Noth hatte, eins in Brand zu bringen. Das letzte, bei welchem mir dies gelang, zeigte, daß es sieben Uhr morgens sei. Nun war aber meine Geduld zu Ende und ich schellte so lange, bis wieder ein Neger erschien, den ich bat, schnell Feuer anzuzünden und Thee zu besorgen, da ich stark erkältet sei. Das Feuer kam diesmal richtig in Brand, allein der heißersehnte Thee erschien erst eine Stunde später, da vor Beginn der officiellen Frühstückszeit keiner zu haben war. Zugleich erschien dann eine ganze Schüssel voll gebratener und gebackener Speisen, die mir am Abend vorher höchst willkommen gewesen sein würden, von denen ich aber jetzt, nachdem die schlechte Luft mir den Magen verdorben hatte, nichts hätte genießen können.

Nachdem ich mich ein wenig erwärmt hatte, kleidete ich mich an, um frische Luft im Freien zu athmen; man kommt aber bei schmuzigem Wetter in einer Riesenstadt wie Philadelphia nicht weit zu Fuß; die Cars oder Straßenwagen auf Schienen sind eine vortreffliche Einrichtung für den Massenverkehr, allein da sie meist überfüllt sind, so ist es, wenigstens für einen Neuling im Lande, gerade keine Annehmlichkeit, darin zu fahren, und er vermißt oft schmerzlich die bei uns den Einzelverkehr so bequem und verhältnißmäßig auch billig vermittelnden Droschken. Diese sind in Amerika noch nicht eingeführt. Man findet zwar hier und da vor den großen Hotels elegante zweispännige Wagen, geräumig genug, um eine ganze Familie zu umfassen; allein diese sind nur

zu Staatsvisiten geeignet und für den gewöhnlichen Verkehr viel zu kostspielig, da die Kutscher ihre Preise selbst machen.

Ich ging und fuhr in Philadelphia einige Stunden umher, um zu sehen, daß in dieser regelmäßigsten aller Städte eine Straße so ziemlich aussieht wie die andere. Die meisten Häuser sind aus rothem Backstein erbaut und machen einen sehr saubern Eindruck. In den elegantern Quartieren sah ich lange Reihen von Häusern ganz aus weißem Marmor aufgeführt, oder wenigstens in der Front damit bekleidet. Alles was mir in die Augen fiel, trug das Gepräge des Reichthums oder der Wohlhabenheit. Daß der Regel nach jede Familie ein besonderes Haus bewohnt und hiervon nicht viele Ausnahmen stattfinden können, ergibt sich schon aus dem Zahlenverhältniß, wonach 817000 Bewohner auf 151000 Häuser kommen. So erklärt sich auch die Paris an Umfang übertreffende, gewaltige Ausdehnung der Stadt.

Die lange Bewegung in frischer Luft hatte mir insofern wohlgethan, als ich nach vierundzwanzigstündigem Fasten wieder Lust zum Essen verspürte. Ich suchte mir in dem großen, mit feierlicher Eleganz eingerichteten Speisesaale des Continental einen noch unbesetzten Tisch aus, an welchem sich jedoch, während ich die Suppe aß, noch ein halb Dutzend anderer Gäste niederließen. Als der schwarze Kellner dann die verschiedenartigsten Gerichte zugleich vor mir auf den Tisch stellte, wie das in Amerika üblich ist, fühlte ich die Unmöglichkeit, auch nur einen Theil davon zu bewältigen, ohne durch ein gutes Glas Wein nachzuhelfen. Ich bat also um die Weinkarte. Der Neger sah mich mit einem Ausdruck grinsender Verlegenheit an, als ob er mich nicht recht verstanden hätte. Und als ich mein Begehren mit langsamer Deutlichkeit wiederholte, wechselte er, kopfschüttelnd, bedeutungsvolle Blicke mit den andern Gästen, deren Erstaunen nicht minder groß zu sein schien als das seine. Er schien ein Neuling zu sein, da er nicht eher über die Sache ins Reine kam, als bis er sich an den Oberkellner (head-waiter) gewandt hatte, der ihm eine goldberänderte Karte mitgab, welche die Aufschrift „Wine List"

trug und besonders eine reiche Auswahl von Champagner enthielt, während die übrigen Weine nur stiefmütterlich darauf bedacht waren. Wenn nämlich ein Amerikaner überhaupt den Muth hat in einem Hotel Wein zu bestellen, so versteht er darunter gewöhnlich Champagner. Ich aber wollte Rothwein trinken und bestellte mir eine halbe Flasche Pontet-Canet und, da diese nicht zu haben war, eine ganze. Es war die einzige Flasche Wein, die ich im ganzen Saale bemerkte. Meine Tischgenossen, mit Ausnahme eines einzigen, der ein Glas Milch trank zu einer Austernsuppe, deren Hauptbestandtheil ebenfalls Milch bildete, tranken blos Eiswasser, mit einer Geberde, als ob sie dächten: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!“

Es wurde kein Wort zwischen uns gewechselt, sonst würde ich ihnen erklärt haben, daß und warum es bei uns ebenso auffiele, wenn ein Hotelgast bei Tisch keinen Wein bestellte, als es in Amerika auffällt, wenn er Wein bestellt.

Der Wein, den ich bestellt hatte, wollte mir nicht recht munden; ich trank nur wenig davon und überließ den Rest dem Neger, was mich sehr in seiner Achtung hob.

Die Aussicht, eine andere ähnliche Nacht im Continental zuzubringen, wie die erste gewesen, hatte für mich wenig Verlockendes. Ich betrat deshalb mein Zimmer nur wieder, um meinen Koffer zu packen und mit dem nächsten Zuge abzureisen.

Siebentes Kapitel.

Ausflüge im Staate New-Jersey.

(Amerikaniſche Feiertage.)

In Hoboken fand ich ganze Stöße von Briefen vor, deren Beantwortung mehrere Tage in Anſpruch nahm. Die Abende waren gewöhnlich dem Theaterbeſuch oder der Geſelligkeit gewidmet, wozu es an Einladungen nie fehlte. Mit dem nahen New-York blieb ich in regem Verkehr, und auch aus andern Nachbarſtädten kamen Beſuche, die zu Gegenbeſuchen veranlaßten. So verlebte ich einmal einen ſehr amuſanten Tag in dem ſchon öfter genannten Jerſey-City, einer Stadt, die in einer ſo wüſten, ſumpfigen Gegend liegt, daß man befürchten könnte, die Häuſer müßten darin verſinken, wenn ſie nicht meiſt ſehr leicht gebaut wären. Ich gerieth hier in eine amerikaniſche Damengeſellſchaft, wo es ſehr feierlich herging, bis eine junge Reiterin vor dem Hauſe abſtieg, um der Herrin einen kurzen Beſuch zu machen, ohne zu ahnen, daß Gäſte zum Lunch bei ihr ſeien. Als ſie dies vom Diener erfuhr, wollte ſie wieder umkehren. Aber ſie war ſchon bemerkt worden, und man ließ ſie nicht wieder fort, und mit ihrem Eintritt kam ein Leben in die Geſellſchaft, als ob alles umgewandelt wäre. Sie war aus Ungarn gebürtig, hatte in Deutſchland eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und dort einen hervorragenden amerikaniſchen Naturforſcher, Dr. Moore, kennen gelernt, mit dem ſie nun in

Betrachtung von innen wie von außen. Was auch seine Kenner der Baukunst an Einzelheiten zu tadeln finden mögen, das Ganze macht einen überaus großartigen Eindruck, als ein harmonisch gegliederter Prachtbau, der in allen Theilen zeigt, was er sein will, nämlich der monumentale Ausdruck eines jugendrüstig aufstrebenden Volksstaats, der dadurch groß geworden, daß er schnell alles Beste sich angeeignet, was ältere Culturstaaten der Nachwelt hinterlassen haben.

Der von der Kuppel gekrönte Mittelbau, das Hauptgebäude des Capitols, ist aus behauenen Sandsteinen aufgeführt und ältern Ursprungs als die beiden aus schimmerndweißem Marmor angefügten Flügel, in deren Hallen der Senat und die Volksvertreter tagen. Die Kuppel, die das von Crawford geformte Erzbild der Freiheit trägt, ragt etwa 300 Fuß über den Boden empor, und dem entsprechend sind die Größenverhältnisse des Ganzen, die ich mich scheue in Zahlen wiederzugeben, ohne meine Quelle zu nennen, da ich selbst keine Messungen vorgenommen habe und mich deshalb an den mir persönlich als zuverlässig bekannten Ernst von Hesse-Wartegg halte, der die Länge des Ganzen angibt als 751, und die Breite der Flügel an ihren Ost- und Westfronten als 354 Fuß betragend. Im schönsten Verhältniß zu dieser Größe stehen die drei gewaltigen Freitreppen, welche über breite Stufen zu den mächtigen Pforten des Mittelbaues und der beiden Flügel emporführen. Die Fronte des Mittelbaues schmückt ein Porticus von ein paar Dutzend Korinthischen Säulen, und weiterer Schmuck von Säulen und Pilastern zieht sich um das ganze Gebäude hin, dessen Inneres freilich nicht ganz im Einklang steht mit der stilvollen Hülle, weil es — besonders in dem Senatsflügel — von einem Luxus starrt, in welchem sich mehr blendender Prunk als guter Geschmack offenbart. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß wir im neuen Amerika sind und nicht im alten Griechenland. Es ist schon ein Großes, wenn ein Volk, das seinen Wohlstand kühnem Unternehmungsgeist und harter Arbeit verdankt, im Streben nach Höherm den besten Mustern nacheifert. Alle Nachahmung hält

ſich zunächſt nur an die Form, an die Außenſeite der Dinge, deren Kern zu erfaſſen, aus welchem ſie ſich entfaltet haben, ihr nicht gegeben iſt. Bis nun die Amerikaner ſo weit kommen, aus ſich ſelbſt heraus eine Kunſt zu entfalten, welche ihre Eigenart ganz offenbart, können ſie dieſe nur in fremder Hülle zeigen, und ſo finden wir in allen Erſcheinungen des amerikaniſchen Lebens ähnliche Contraſte wie zwiſchen dem Aeußern und Innern des Capitols zu Waſhington. Der Baumeiſter hat redlich das Seinige gethan, das Innere des Palaſtes dem Aeußern entſprechend zu geſtalten, durch marmorne Treppenhäuſer, wie man ſie ſchwerlich ſonſt ſchöner findet, ſowie durch wohlproportionirte Hallen und Gemächer, zum Theil mit Marmorwänden von ganz beſonderer Pracht. Aber farbenbunte Malerei, geſchmackloſe Vergolderei und überladener Zierath aller Art drängen ſich ſtörend vor. Für die Senatoren hat der Decorateur des Guten entſchieden zu viel gethan. Weit einfacher iſt die Einrichtung des Flügels, wo die Volksvertreter tagen, obwol es auch hier an Bequemlichkeiten nicht fehlt. Alles in allem genommen wird wol in keinem andern Parlamentsgebäude der Welt den Vätern und Vertretern des Volks mehr Spielraum und Comfort geboten als im Capitol zu Waſhington, und nirgends wird auf die Berichterſtatter ſo viel Rückſicht genommen wie hier, um ihnen ihre ſchwierige Aufgabe zu erleichtern. Sie haben die beſten Plätze auf der Galerie und gleich dahinter einen ſo behaglich wie zweckmäßig eingerichteten Saal zu ihrer Verfügung, um in Ruhe ihre Notizen ausarbeiten oder ſich von ihren Anſtrengungen erholen zu können.

Das Capitol iſt auch der Sitz des oberſten Gerichtshofs, der einzigen hohen Körperſchaft in der Union, deren Mitglieder auf Lebensdauer ernannt werden.

Die Volksvertreter werden nur auf zwei Jahre, die Senatoren auf ſechs Jahre gewählt.

Die große Rotunde im Mittelgebäude des Capitols iſt mit ſieben Wandbildern ausgeſchmückt, welche denkwürdige Momente aus der Geſchichte des Landes veranſchaulichen, wie die Ankunft

Columbus' in Amerika, die Entdeckung des Mississippi, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten u. s. w. Darüber spannt sich ein riesiges allegorisches Deckengemälde aus, welches den ganzen höchsten Raum der Rotunde einnimmt. Von größerm Kunstwerth als diese Gemälde ist die von Rudolf Rogers geschaffene mächtige Bronzethür, welche den Haupteingang zur Rotunde schließt und in neun Hauptfeldern hervorragende Ereignisse der amerikanischen Geschichte darstellt. Diese Thür ist in Italien entstanden, nach dem Vorbilde der Thüren des florentiner Battisterio von Ghiberti, und der Künstler hat sich ein würdiges Denkmal dadurch gesetzt.

Westlich von der Rotunde, im hintern Theile des Mittelflügels, befinden sich die großen Säle der Congreßbibliothek, welche über 300000 Bände zählt.

Auffallend für den Fremden, wenn auch keineswegs unangenehm, ist die vollkommene Freiheit der Bewegung, mit welcher jedermann das Capitol betreten und durchwandern kann. Vor den Thüren stehen keine Posten, und auch im Innern macht sich keinerlei Ueberwachung bemerkbar. Natürlich fehlt es nicht an Angestellten, welche eine gewisse Aufsicht zu führen haben, allein man bemerkt sie nur, wenn man sie sucht, um Auskunft über dieses oder jenes zu erbitten, die dann immer freundlich gegeben wird. Von Trinkgeldern ist keine Rede und ebenso wenig vom Ablegen der Ueberzieher, Stöcke und Schirme. Auch wird man nicht aus einem Zimmer ins andere getrieben, sondern kann wandern, rasten und sogar schlafen wo man will. Ich sah im Vorübergehen ein paar ältere Männer, die auf ihren Sitzen sanft entschlummert waren, der eine mit vor-, der andere mit zurückgebeugtem Kopfe, und ich konnte nicht bemerken, daß dies irgendwem sonderlich auffiel. Wer beim Eintritt durch die Pforte keine Lust hat, die hohen Treppen zu übersteigen, setzt sich in den Aufzug, welcher nach oben führt, und in demselben Aufzuge kann man auch wieder nach unten kommen. Kurz, es kann den Besuchern des gewaltigen Staatspalastes nicht bequemer gemacht werden, als es ihnen geboten wird.

Als der Tag ſich zu neigen begann, fuhren wir nach Wormley Houſe zurück, welches ganz nahe bei dem deutſchen Geſandtſchafts-hotel liegt, wo wir dann mit Schurz bei beſter Unterhaltung dinirten. Der Thee wurde ſpäter im Hauſe von Schurz getrunken, der mich mit einigen Hausfreunden bekannt machte, unter welchen mich beſonders Dr. Beſſels, der berühmte Nordpolreiſende, lebhaft intereſſirte. Da mein Beſuch in Waſhington nur auf wenige Tage berechnet war, in denen ich alles nur im Fluge ſehen konnte, ſo mußte ich verſprechen, im Februar, wo das Leben ſich dort am glänzendſten entfaltet, auf ein paar Wochen wiederzukommen und bei Schurz zu wohnen. Leider konnte ich es nicht möglich machen, mein Verſprechen zu halten, und ſo iſt meine Kenntniß der vielen Merkwürdigkeiten, welche Waſhington in ſeinen zahlreichen wiſſenſchaftlichen Inſtituten bietet, eine ſehr lückenhafte geblieben. Ich thue hier nur eines dieſer Inſtitute Erwähnung, welches als die höchſte wiſſenſchaftliche Anſtalt in Amerika gilt und durch einen Privatmann gegründet wurde, der ſeinen Namen dadurch verewigt hat. Es iſt dies die berühmte Smithſonian-Inſtitution, welche, den Centralpunkt des ganzen wiſſenſchaftlichen Lebens in Amerika bildend, den Verkehr mit den gelehrten Vereinen in Europa vermittelt und zugleich durch ſeine antiquariſchen und literariſchen Sammlungen der gelehrten Forſchung ein reiches Material bietet. James Smithſon hat der Gründung dieſes Inſtituts über eine halbe Million Dollars geopfert; gewiß eine würdige Art, ſich die Unſterblichkeit zu erkaufen.

Mein letzter Beſuch in Waſhington galt dem Präſidenten Hayes. Als Schurz mich abholte im Hotel, fragte er meinen Reiſegefährten, ob er nicht auch mitfahren wolle. „Sehr gern", erwiderte dieſer; „aber meine beiden Söhne . . ."

„Wollen wir auch mitnehmen!" fiel ihm Schurz ins Wort, und ſo fuhren wir alle vier nach dem „Weißen Hauſe", welches auf einer mäßigen Erhebung an einem Ende der prächtigen Pennſylvania-Avenue liegt, deren anderes Ende das Capitol bildet.

Die Reſidenz des Präſidenten der Vereinigten Staaten iſt ein

sehr bescheidenes Gebäude im Vergleich mit den schon früher geschilderten Palästen der Ministerien, welche es zu beiden Seiten einschließen. Sein einziger äußerer Schmuck besteht in dem von Ionischen Säulen getragenen Porticus, vor welchem wir ausstiegen. Schildwachen stehen nicht davor, und im Innern geht es ebenso ungezwungen her wie im Capitol.

Ein sauber gekleideter Diener empfing uns beim Eintritt und führte uns bis zum geräumigen, mit solider Eleganz eingerichteten, aber nicht sehr hohen Empfangssaal hinauf, dessen Thür er öffnete, worauf er uns verließ, um uns anzumelden. Ein anderer Diener war nicht zu entdecken, als ich mich umsah, um meinen Ueberzieher abzulegen. „Behalten Sie Ihren Ueberzieher ruhig an", sagte Schurz, „ich mache es auch so. Auf dergleichen wird hier nicht gesehen."

So schritten wir denn über die Schwelle, Schurz wieder alle Taschen vollgepfropft mit daraus emporragenden Schriftstücken, und ich hatte kaum Zeit gefunden, einen Blick auf die lebensgroßen Bilder der frühern Präsidenten zu werfen, welche die Wände des Empfangsaales schmücken, als Präsident Hayes eintrat und nach freundlicher Begrüßung mit Händedruck uns einlud Platz zu nehmen. Er setzte sich mir gegenüber, und die Unterhaltung begann auf das ungezwungenste mit Fragen über die Eindrücke, welche das amerikanische Leben mir geboten. Ich antwortete unbefangen ganz in demselben Sinne, wie ich meine ersten Eindrücke in diesem Buche geschildert habe, und Schurz ergänzte meine Worte durch Anführung von Bemerkungen, die ich ihm tags zuvor gemacht und selbst schon wieder vergessen hatte. Aufgeschrieben habe ich von der Unterhaltung nichts, an welcher auch Stiafsny theilnahm, und so kann ich nur bemerken, daß sie sehr befriedigend verlief und ich vom Präsidenten den besten Eindruck mit nach Haus nahm. Eine zu mäßiger Leibesfülle neigende Gestalt von mittler Größe; ein offenes, intelligentes Gesicht mit freier Stirn, und eine ungezwungen maßvolle Haltung bilden die äußern Züge seiner wohlthuenden Erscheinung. Von den ver-

ſchiedenen, aber doch weitaus vorwiegend günſtigen Urtheilen, die ich über ſeine Adminiſtration gehört habe, werde ich ſpäter an geeigneter Stelle Gelegenheit nehmen zu reden.

* * *

Unſere Rückfahrt von Waſhington war nicht ſo erfreulich wie die Herfahrt, da das plötzlich umſchlagende Wetter wieder ſeine ſchlimmſten Launen zeigte.

Bei Sturm und Regen kamen wir abends elf Uhr in Philadelphia an, wo wir, trotz vorhergegangener telegraphiſcher Anzeige, in dem großen Hotel „The Continental" nur mit Mühe noch ein Unterkommen fanden, da von auswärts eine ungeheuere Menſchenmenge in die Stadt geſtrömt war, um den erwarteten Einzug des Generals Ulyſſes Grant mit anzuſehen.

Die Hotelordnung brachte es mit ſich, daß man nach neun Uhr abends nichts mehr zu eſſen bekommen konnte, und ſo mußten wir hungerig zu Bett gehen. Stiaſtny reiſte ſchon mit dem Frühzuge wieder ab, während ich noch ein paar Tage bleiben wollte, um mir die große Quäkerſtadt etwas näher anzuſehen. Dazu hätte ich mir freilich keinen unglücklichern Zeitpunkt wählen können. Zunächſt fühlte ich mich ſehr unwohl und fand bald, daß mein Zimmer alles zu wünſchen übrigließ, was dazu hätte dienen können, um es mir ein bischen behaglich zu machen. Mir verging faſt der Athem beim Eintritt in das öde Gemach, in welchem eine übelriechende, feuchtkalte Luft herrſchte, die zu verbeſſern unmöglich war, da der Regen gegen das einzige Fenſter klatſchte, welches ſich vorfand, aber nicht geöffnet werden konnte ohne Waſſersgefahr. Ich bat den Neger, welcher das Gas anzündete, Feuer im Kamin anzumachen, aber er mußte erſt Kohlen dazu herbeiſchaffen und ließ ſich nicht wieder ſehen. Ich verbrachte in dem unheimlichen Zimmer eine ſchreckliche Nacht, die gar kein Ende nehmen wollte, denn der Tag ließ ſich bei dem trüben Himmel faſt ebenſo dunkel an, wie die Nacht geweſen war, und der Regen fuhr munter

fort, gegen das Fenster zu klatschen, welches so klein war, daß es selbst bei klarem Himmel kaum ausgereicht hätte, das große, kahle Zimmer ganz zu erhellen. Ein brennender Durst, den ich nur mit übel schmeckendem Wasser löschen konnte, trieb mich ein paar mal aus dem Bette, wobei es seltsame Schwierigkeiten zu überwinden gab, denn um das Wasser zu finden, brauchte ich Licht. Tragbare Lichter, die man neben das Bett stellen kann, sind in keinem amerikanischen Hotel zu finden; es wird nur Gas gebrannt; ist dies ausgethan, so kann man sich nur durch Zündhölzchen helfen. Diese waren aber so schlecht, daß ich meine liebe Noth hatte, eins in Brand zu bringen. Das letzte, bei welchem mir dies gelang, zeigte, daß es sieben Uhr morgens sei. Nun war aber meine Geduld zu Ende und ich schellte so lange, bis wieder ein Neger erschien, den ich bat, schnell Feuer anzuzünden und Thee zu besorgen, da ich stark erkältet sei. Das Feuer kam diesmal richtig in Brand, allein der heißersehnte Thee erschien erst eine Stunde später, da vor Beginn der officiellen Frühstückszeit keiner zu haben war. Zugleich erschien dann eine ganze Schüssel voll gebratener und gebackener Speisen, die mir am Abend vorher höchst willkommen gewesen sein würden, von denen ich aber jetzt, nachdem die schlechte Luft mir den Magen verdorben hatte, nichts hätte genießen können.

Nachdem ich mich ein wenig erwärmt hatte, kleidete ich mich an, um frische Luft im Freien zu athmen; man kommt aber bei schmuzigem Wetter in einer Riesenstadt wie Philadelphia nicht weit zu Fuß; die Cars oder Straßenwagen auf Schienen sind eine vortreffliche Einrichtung für den Massenverkehr, allein da sie meist überfüllt sind, so ist es, wenigstens für einen Neuling im Lande, gerade keine Annehmlichkeit, darin zu fahren, und er vermißt oft schmerzlich die bei uns den Einzelverkehr so bequem und verhältnißmäßig auch billig vermittelnden Droschken. Diese sind in Amerika noch nicht eingeführt. Man findet zwar hier und da vor den großen Hotels elegante zweispännige Wagen, geräumig genug, um eine ganze Familie zu umfassen; allein diese sind nur

zu Staatsvisiten geeignet und für den gewöhnlichen Verkehr viel zu kostspielig, da die Kutscher ihre Preise selbst machen.

Ich ging und fuhr in Philadelphia einige Stunden umher, um zu sehen, daß in dieser regelmäßigsten aller Städte eine Straße so ziemlich aussieht wie die andere. Die meisten Häuser sind aus rothem Backstein erbaut und machen einen sehr saubern Eindruck. In den elegantern Quartieren sah ich lange Reihen von Häusern ganz aus weißem Marmor aufgeführt, oder wenigstens in der Front damit bekleidet. Alles was mir in die Augen fiel, trug das Gepräge des Reichthums oder der Wohlhabenheit. Daß der Regel nach jede Familie ein besonderes Haus bewohnt und hiervon nicht viele Ausnahmen stattfinden können, ergibt sich schon aus dem Zahlenverhältniß, wonach 817000 Bewohner auf 151000 Häuser kommen. So erklärt sich auch die Paris an Umfang übertreffende, gewaltige Ausdehnung der Stadt.

Die lange Bewegung in frischer Luft hatte mir insofern wohlgethan, als ich nach vierundzwanzigstündigem Fasten wieder Lust zum Essen verspürte. Ich suchte mir in dem großen, mit feierlicher Eleganz eingerichteten Speisesaale des Continental einen noch unbesetzten Tisch aus, an welchem sich jedoch, während ich die Suppe aß, noch ein halb Dutzend anderer Gäste niederließen. Als der schwarze Kellner dann die verschiedenartigsten Gerichte zugleich vor mir auf den Tisch stellte, wie das in Amerika üblich ist, fühlte ich die Unmöglichkeit, auch nur einen Theil davon zu bewältigen, ohne durch ein gutes Glas Wein nachzuhelfen. Ich bat also um die Weinkarte. Der Neger sah mich mit einem Ausdruck grinsender Verlegenheit an, als ob er mich nicht recht verstanden hätte. Und als ich mein Begehren mit langsamer Deutlichkeit wiederholte, wechselte er, kopfschüttelnd, bedeutungsvolle Blicke mit den andern Gästen, deren Erstaunen nicht minder groß zu sein schien als das seine. Er schien ein Neuling zu sein, da er nicht eher über die Sache ins Reine kam, als bis er sich an den Oberkellner (head-waiter) gewandt hatte, der ihm eine goldberänderte Karte mitgab, welche die Aufschrift „Wine List“

trug und besonders eine reiche Auswahl von Champagner enthielt, während die übrigen Weine nur stiefmütterlich darauf bedacht waren. Wenn nämlich ein Amerikaner überhaupt den Muth hat in einem Hotel Wein zu bestellen, so versteht er darunter gewöhnlich Champagner. Ich aber wollte Rothwein trinken und bestellte mir eine halbe Flasche Pontet-Canet und, da diese nicht zu haben war, eine ganze. Es war die einzige Flasche Wein, die ich im ganzen Saale bemerkte. Meine Tischgenossen, mit Ausnahme eines einzigen, der ein Glas Milch trank zu einer Austernsuppe, deren Hauptbestandtheil ebenfalls Milch bildete, tranken blos Eiswasser, mit einer Geberde, als ob sie dächten: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

Es wurde kein Wort zwischen uns gewechselt, sonst würde ich ihnen erklärt haben, daß und warum es bei uns ebenso auffiele, wenn ein Hotelgast bei Tisch keinen Wein bestellte, als es in Amerika auffällt, wenn er Wein bestellt.

Der Wein, den ich bestellt hatte, wollte mir nicht recht munden; ich trank nur wenig davon und überließ den Rest dem Neger, was mich sehr in seiner Achtung hob.

Die Aussicht, eine andere ähnliche Nacht im Continental zuzubringeu, wie die erste gewesen, hatte für mich wenig Verlockendes. Ich betrat deshalb mein Zimmer nur wieder, um meinen Koffer zu packen und mit dem nächsten Zuge abzureisen.

Siebentes Kapitel.

Ausflüge im Staate New-Jersey.

(Amerikaniſche Feiertage.)

In Hoboken fand ich ganze Stöße von Briefen vor, deren Beantwortung mehrere Tage in Anſpruch nahm. Die Abende waren gewöhnlich dem Theaterbeſuch oder der Geſelligkeit gewidmet, wozu es an Einladungen nie fehlte. Mit dem nahen New-York blieb ich in regem Verkehr, und auch aus andern Nachbarſtädten kamen Beſuche, die zu Gegenbeſuchen veranlaßten. So verlebte ich einmal einen ſehr amuſanten Tag in dem ſchon öfter genannten Jerſey-City, einer Stadt, die in einer ſo wüſten, ſumpfigen Gegend liegt, daß man befürchten könnte, die Häuſer müßten darin verſinken, wenn ſie nicht meiſt ſehr leicht gebaut wären. Ich gerieth hier in eine amerikaniſche Damengeſellſchaft, wo es ſehr feierlich herging, bis eine junge Reiterin vor dem Hauſe abſtieg, um der Herrin einen kurzen Beſuch zu machen, ohne zu ahnen, daß Gäſte zum Lunch bei ihr ſeien. Als ſie dies vom Diener erfuhr, wollte ſie wieder umkehren. Aber ſie war ſchon bemerkt worden, und man ließ ſie nicht wieder fort, und mit ihrem Eintritt kam ein Leben in die Geſellſchaft, als ob alles umgewandelt wäre. Sie war aus Ungarn gebürtig, hatte in Deutſchland eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und dort einen hervorragenden amerikaniſchen Naturforſcher, Dr. Moore, kennen gelernt, mit dem ſie nun in

glücklicher Ehe lebte, ohne von ihrer magyarischen Lebhaftigkeit das Geringste eingebüßt zu haben. Sie stand bei ihren Bekannten in großem Ansehen, wegen ihrer vielseitigen Bildung, die sie befähigte, die Schriften ihres Gemahls in das Deutsche und Französische zu übersetzen, ohne daß sie deshalb irgendwie den Eindruck eines Blaustrumpfs machte. In ihrer Bewegung und Rede offenbarte sich die natürlichste Unbefangenheit; ihre Augen sprühten Feuer und der Geist munterer Unterhaltung schien ihr gleichsam aus den Fingerspitzen zu fahren. Mit dem amerikanischen Leben war sie in vielen Stücken nicht zufrieden und sprach das mit einer zierlichen Offenheit aus, die frappirte, aber nicht verletzte.

Allein das, wodurch Mrs. Moore die Gesellschaft am meisten in Erstaunen setzte, läßt sich hier nur andeuten, nicht erzählen; es war nämlich der Ausdruck ihrer Freude, als ich ihr vorgestellt wurde und sie ihren Ohren nicht recht zu trauen schien beim Hören meines von der Hausherrin etwas undeutlich ausgesprochenen Namens, sodaß sie blitzschnell fragte: „Mirza Schaffy?“ Auf mein zustimmendes Nicken rief sie deutsch: „Dann kenn' ich Sie in- und auswendig!“ und die Menge Anführungen, welche ihr nun von der Zunge sprangen, bewiesen mir, daß sie meine Jugendlieder und Sprüche besser im Kopfe hatte als ich selbst.

Ich drückte ihr meine Freude darüber aus, aber zugleich meine Befürchtung, daß die andern Damen wol kaum im Stande sein würden ihr zu folgen.

„Da haben Sie recht!“ rief sie, und nun wieder englisch redend sich zu den andern wendend, sagte sie etwa Folgendes: „Sie haben gewiß wenig oder nichts von meinen Worten verstanden, aber das ist Ihre eigene Schuld! Warum kümmern Sie sich so wenig um fremde Literaturen? Sie, Miß Grace, und Sie, Miß Mary, und Sie, Miß Harriet, haben mit Ihren Aeltern Deutschland, Frankreich und Italien durchreist und allerlei Bäume und Bilder und Häuser darin gesehen, aber was haben Sie sonst mit heimgebracht außer schönen Kleidern und Schmucksachen? Haben Sie auch die Sprachen der fremden Länder hinlänglich er-

lernt, um sich mit dem Volke unterhalten und seine Dichter verstehen zu können? Wir wollen es einmal versuchen!"

Und nun führte sie französische und italienische Verse an, von welchen die eine der jungen Damen doch etwas verstand, die andern allerdings nichts. Nur die Hausherrin hatte bei längerem Aufenthalt in Deutschland einigermaßen Deutsch gelernt.

Mrs. Moore mochte sagen, was sie wollte, es wurde ihr nichts übel genommen und alles sprang ihr immer munter von den Lippen.

So saßen wir in bester Laune lange beim Lunch und würden noch länger gesessen haben, wenn Mrs. Moore nicht bei einem Blick auf die Kaminuhr bemerkt hätte, daß die Stunde gleich schlagen werde, welche ihren Gemahl regelmäßig zu Tisch nach Hause führte. Nun ließ sie sich durch nichts mehr halten, und als sie sich in den Sattel geschwungen hatte, brachen auch wir auf, und ich fuhr am Abend noch von Hoboken mit Frau Käthe Brachvogel nach New-York ins deutsche Theater, um „Griseldis" zu sehen, mit Martha Irschick als Gast.

Ich hatte das Stück seit meinen jungen Jahren nicht mehr gesehen, und nun tauchte es plötzlich in der Neuen Welt wieder vor mir auf, ohne mir denselben Eindruck zu machen wie früher. Aehnlich ist es mir auch mit manchem Menschen ergangen, den ich jung in der Alten Welt gekannt und alt in der Neuen wieder gefunden.

Mrs. Moore machte mich bald nach unserer ersten Begegnung mit ihrem trefflichen Gemahl bekannt, und ich lernte bei der Gelegenheit auch dessen Bruder kennen, einen talentvollen, aber taubstummen Maler, der lange Zeit in Afrika gelebt hat und nun nach seinen dort aufgenommenen charakteristischen Farbenskizzen in New-York große Bilder malt, unter welchen mir besonders eine Almeh durch poetische Auffassung und Schönheit der Form und Farbe gefiel.

Vor den Festtagen machte ich noch einen Ausflug nach Newark, der bedeutendsten Stadt im Staate New-Jersey. Die nächste

Veranlassung dazu gab der wiederholte Besuch eines jungen Landsmanns, Herrn Volheye, aus meiner engern Heimat, den ich selbst zwar früher nie gesehen, dessen Vater und Großvater ich aber gut gekannt hatte. Dann erhielt ich aus Newark ein großes Journal zugeschickt, „New-Jersey Freie Zeitung", 18. December 1879, in welchem ein dort wohnender deutscher Arzt, Dr. Küchler, eine allerliebst geschriebene Geschichte erzählte, deren Fäden sich von Darmstadt nach Paris, von Paris nach der Schweiz, und von der Schweiz nach Amerika spannen, um in sehr humoristischer Weise zu enthüllen, wie er durch mich, d. h. durch die Lieder des Mirza Schaffy, vor vielen Jahren zu seiner Frau gekommen und ein glücklicher Ehemann geworden sei, in welchem Zustande er immer noch verharre.

Schon früher hatte der Mayor von Newark, Frederick W. Ricord, mich durch die Uebersendung eines prächtig ausgestatteten Buches erfreut, welches unter dem Titel „English songs from foreign tongues" (New-York, Charles Scribner's Sons) vortreffliche poetische Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen, Italienischen und Spanischen enthält und darunter auch eine Auswahl meiner Lieder des Mirza Schaffy in so gelungener Nachbildung bringt, wie ich dergleichen früher nie gefunden. Nun konnte ich ihm durch einen Besuch in dem leicht zu erreichenden Newark meinen Dank für seine freundliche Aufmerksamkeit persönlich ausdrücken und verlebte mit ihm und den vorhin genannten Herren, wozu noch viele andere kamen, sehr vergnügte Stunden.

Dr. Küchler entsprach in seiner Erscheinung ganz der Vorstellung, die ich mir nach seiner Liebesgeschichte von ihm gemacht hatte. Der lange Aufenthalt in Amerika hatte von seinem urdeutschen Wesen, gefestigt und geklärt durch gründliche Bildung, nicht das Geringste verwischt. Ihm war Amerika insofern von vornherein kein fremdes Land gewesen, als er einer Familie angehört, welcher das deutsche Element in Amerika seit einem halben Jahrhundert mehrere seiner hervorragendsten Vertreter verdankt. Unter diesen ist vor allen zu nennen Dr. Karl Follen (Follenius),

deſſen bewegtes Leben den dankbarſten Stoff zu einem Roman liefern würde. Im Jahre 1796 geboren, bezog er ſchon 1813 die Univerſität zu Gießen, wo ſein Vater Landrichter und Hofrath war, unterbrach aber bald ſeine Studien, um in einem heſſiſchen Freiwilligenbataillon unter Prinz Emil den Feldzug nach Frankreich mitzumachen. Nach der Einnahme von Paris nahm er ſeine Studien in Gießen wieder auf und ward bald durch ſeine Kenntniſſe, ſeine hinreißende Beredſamkeit und ſeinen ganz auf das Ideale gerichteten ſchwungvollen Geiſt der Liebling und Leitſtern des größern Theils der akademiſchen Jugend; allein eben der unwiderſtehliche Einfluß, den er auf alle höher ſtrebenden Geiſter übte, verſchaffte ihm andererſeits auch erbitterte Gegner in den landsmannſchaftlichen Kreiſen, wie auch in den Univerſitäts- und Regierungsbehörden, die noch ganz in den Traditionen des Rheinbundes lebten. Als Revolutionär verdächtigt und verfolgt, verließ er Gießen 1818, habilitirte ſich in Jena als Privatdocent und begann mit Vorleſungen über die Pandekten. Auch hier kam ihm die Begeiſterung der Jugend entgegen, und dazu wurden Männer wie Fries und Oken ſeine Freunde. Allein bei der hereinbrechenden Reaction bot ihm Jena ebenfalls auf die Dauer keinen ſichern Aufenthalt, und ſo von Ort zu Ort getrieben verließ er Deutſchland, um es nie wiederzuſehen. Ueber Straßburg ging er nach Paris, wo er mit Lafayette und Benjamin Conſtant in freundlichen Verkehr trat; folgte dann einem Rufe an die Schule von Chur, als Profeſſor der Geſchichte; wurde von dort an die neu organiſirte Univerſität nach Baſel gezogen, blieb aber immer das Merkziel preußiſcher Verfolgung, und konnte ſich, als Preußen und Oeſterreich zugleich ſeine Auslieferung verlangten, dieſer nur durch die Flucht entziehen. So kam er nach Amerika, wo damals (1826) der vielleicht wiſſenſchaftlich gebildetſte Präſident, der vor Garfield im Weißen Hauſe reſidirt hat: John Quincy Adams, an der Spitze der Regierung ſtand, welcher ſelbſt mit deutſcher Literatur innig vertraut, deren Kenntniß er in den Vereinigten Staaten eifrig zu fördern ſuchte, die Bedeutung Karl

Follen's bald erkannte, mit dem deutschen Flüchtling in freundlichen Verkehr trat und alles aufbot, ihm die Bahn in der Neuen Welt zu ebnen.

Der deutsche Idealist verleugnete sich auch in Amerika nicht, war immer eifriger bedacht, das allgemeine Wohl zu fördern, als sein eigenes, wurde der beredteste Wortführer der Anti-Sklaverei-Gesellschaft und zog sich dadurch ebenso erbitterte Feinde zu wie früher in der Heimat durch seine patriotischen Bestrebungen. Als Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Harvard-Universität mußte er ähnliche Erfahrungen machen wie einst in Gießen und Jena. Solange er sich nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mischte, hingen alle seine Zuhörer mit Begeisterung an seinen Lippen, aber als er anfing gegen die Sklaverei zu predigen, wurden diejenigen seiner Studenten, welche Söhne von Sklavenbesitzern waren, kopfscheu, und seine Collegen an der Universität wurden noch kopfscheuer, da der Zufluß von Studenten aus dem Süden merklich abnahm, die gewöhnlich das meiste Geld mitbrachten.

Nun hing er seine Professur an den Nagel und suchte von der Kanzel herab zu wirken. Die Rechtswissenschaft war ihm von jeher als ein dürres Gebiet vorgekommen, wenn nicht befruchtet durch andere Wissenschaften. Schon als Docent in Jena hatte er sich, im Verkehr mit Fries, mit Vorliebe philosophischer und theologischer Speculation zugeneigt. So wurde ihm in Amerika der Sprung vom Katheder auf die Kanzel nicht schwer. In Boston als Unitarier-Prediger ordinirt, folgte er erst einem Rufe nach New-York und erhielt später eine bleibende Anstellung als Geistlicher in einer Gemeinde zu East-Lexington in der Nähe von Boston, wo er nach dem Grundsatze predigte: daß der christliche Glaube nur so weit Werth habe, als er das Ergebniß einer völlig freien Vernunftforschung sei. Er wirkte als Prediger ebenso zündend wie als Professor; hielt nebenher mit großem Beifall aufgenommene Vorlesungen über Schiller; schrieb für die besten periodischen Journale Abhandlungen über Religion, Kirche und

Politik; wirkte anregend nach allen Seiten hin, selbst auf Männer wie Prescott, Motley und Emerson, und starb im rüstigsten Mannesalter eines jähen Todes auf der Heimkehr von einer Reise nach New-York, im Januar 1840. Das mit Baumwollballen beladene Schiff, auf welchem er fuhr, ging in Flammen auf, und Follen kam in den Flammen um.

Ein Bruder von ihm, Paul Follenius, dessen Leben kein weniger bewegtes war, ist ebenfalls eines frühen Todes in Amerika gestorben, wohin er mit der bekannten gießener Auswanderung in den dreißiger Jahren kam, bei welcher Friedrich Münch eine leitende Rolle spielte, ein Mann, der, nach dem Zeugnisse aller, die ihn gekannt haben, während seines fast halbhundertjährigen Wirkens in Amerika ein wahres Musterbild für seine dort lebenden Landsleute war. Als junger Student in Gießen stand er ganz unter dem Einflusse des drei Jahre älteren Karl Follen, hat aber nicht blos diesen, sondern alle, die mit ihm fortgezogen in die Neue Welt, lange überlebt und auch mehr als sie alle bleibende Denkmale geistiger Thätigkeit hinterlassen. Dazu gehört eine sehr lehrreiche Schrift, betitelt: „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit, dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch.“ Er ist erst kürzlich im dreiundachtzigsten Lebensjahre gestorben.

Nach dieser, vielleicht für manchen Leser schon zu langen Abschweifung will ich mich in meinen Bemerkungen über Newark um so kürzer fassen. Die Stadt liegt am Passaic-River unfern seiner Mündung in die Newark-Bay, ist für den Handelsverkehr sehr günstig gelegen, da die Schiffe vom nahen Meere über den Passaic leicht herzukönnen, macht durch viele stattliche Bauten einen sehr wohlhäbigen Eindruck, hat 93 Kirchen, darunter 14 deutsche, und 105000 Einwohner.

Was mir zuerst und zuletzt in der Stadt am meisten auffiel und am längsten im Gedächtniß blieb, war der Anblick, den mir die große Hauptstraße bot, welche ganz von Drahtwerk übersponnen erschien, sodaß, wenn ich die Augen nach oben richtete,

der Himmel mir nur durch ein dichtes, dunkles Drahtnetz sichtbar wurde, dessen Dichtigkeit fast dem eines Spinnengewebes gleichkam, wenn ich die Augen vor- oder rückwärts schweifen ließ. Meine Begleiter konnten lange nicht begreifen, warum ich so oft stehen blieb und meine Blicke bald nach oben, bald vor- und bald rückwärts richtete, statt nach beiden Seiten zu schauen, die so stattliche Häuserreihen aufzuweisen hatten. Allein diese Häuser mit ihrem Leben darin und davor boten mir nichts Neues, ein solches Drahtnetz hingegen, wie es sich hier über und zwischen den Häuserreihen hinzog, als ob es die Grundlage einer noch zu bauenden, frei in der Luft schwebenden Eisenbahn bilden sollte, hatte ich noch nicht gesehen, und mein Erstaunen wuchs, als ich erfuhr, daß es nichts weiter sei als ein Netz von Telephonleitungen, welches theils diene, den Verkehr innerhalb des Weichbildes der Stadt zu vermitteln, zum großen Theil aber auch bis New-York laufe, wo viele Eigenthümer oder Theilhaber der zahlreichen Fabriken, Seidenwebereien, Brauereien und sonstiger industrieller Unternehmungen wohnen, denen Newark seine Blüte verdankt. Was ich nun Erstaunliches darin fand, daß die Bewohner von Newark und New-York bei ihren tausendfältigen nahen Geschäftsbeziehungen eines so bequemen Verkehrsmittels wie des Telephons sich bedienten, begriffen meine Begleiter erst, als ich ihnen erzählte, daß kurze Zeit vor meiner Abreise von Wiesbaden dort im Curhause ein Telephon als Merkwürdigkeit, gegen ein bescheidenes Eintrittsgeld, gezeigt und erklärt wurde, wobei noch viele Bedenken sich geltend machten gegen die praktische Anwendbarkeit des scheinbaren Spielzeuges.

Diese schnelle Nutzbarmachung jeder neuen Erfindung oder Verbesserung älterer Erfindungen ist es hauptsächlich, was den Amerikanern in ihrem Arbeits- und Verkehrsleben einen so bedeutenden Vorsprung vor den Völkern der Alten Welt gegeben hat. Und das gute Beispiel — überall der beste Lehrmeister — wirkt so einleuchtend, daß der eingewanderte Deutsche in jede Neuerung zum Besseren sich ebenso schnell findet wie der eingeborene Ameri-

kaner, und ſich wundert, früher in ſolchen Dingen ſo bedenklich und ſchwerfällig geweſen zu ſein.

Ich brachte die Nacht — die einzige, welche ich in Newark verlebte — in einem verhältnißmäßig kleinen, aber ſehr behäbig eingerichteten deutſchen Hotel zu, wo es mir weit beſſer gefiel als in den prunkvollen amerikaniſchen Rieſenhotels mit ihren blendenden Sälen und Empfangsräumen in den untern, und ihren kahlen, nüchternen Wohn- und Schlafgemächern in den obern Geſchoſſen.

Mein Wirth hatte, als ein intelligenter Mann, ſein Haus ſo eingerichtet, daß es deutſche Gemüthlichkeit mit amerikaniſcher Bequemlichkeit vereinte. Das Beſte, was die amerikaniſchen Hotels überall bieten, ſind ihre vortrefflichen Betten, in welchen ſich keine Falte zeigt, auch wenn man darin geſchlafen hat. Ein ſolches iſt in den mittlern und kleinern Städten Deutſchlands ſo ſelten zu finden wie ein ordentlicher Waſchapparat. Bei meinem deutſchen Wirth in Newark aber fand ich beides in einem hübſchen Alkoven, aus welchem man in ein ſchmuckes, teppichbelegtes Zimmer trat, geſchmückt mit Familienbildern und andern heimiſchen Erinnerungen. Dazwiſchen gab es auch Bilder aus der neuen Heimat und einen großen amerikaniſchen Kamin, vor welchem ich am andern Morgen frühſtückte und dabei auch die freundliche Wirthin kennen lernte, deren ſorgliches Walten man überall wohlthuend im Hauſe ſpürte. Und das iſt es eben, was den amerikaniſchen Hotels, ſelbſt in kleinern Orten, fehlt.

Nach dem Frühſtück holte mich Herr Volheye, ſein Zweigeſpann ſelbſt lenkend, nach dem weitgelegenen, ſchönen Schützenpark ab, zeigte mir die Umgegend der Stadt, machte mich mit ſeiner Familie bekannt und mit allerlei Landsleuten, denen es in ihrer neuen Heimat ſehr gut zu gehen ſchien, und fuhr mich dann nach der Stadt zurück, welche ich mit den beſten Eindrücken verließ.

Beim Abſchiede mußte ich Dr. Küchler verſprechen, ſeine in Darmſtadt lebenden Aeltern zu beſuchen, desgleichen ſeinen Schwager, Geheimrath Walter, den ich ſchon kannte, da er Chef der reichen und muſterhaft verwalteten Landesbibliothek in

Darmstadt ist, aus welcher er mir öfter seltene, sonst schwer zu beschaffende Werke zu meinen Studien anvertraut hat.

Nach meiner Rückkehr in die Heimat habe ich dann auch mein Versprechen gehalten und die Aeltern des wackern Dr. Küchler in Darmstadt noch ebenso munter und rüstig gefunden wie ihn selbst in Newark. Sie haben sogar die Freude gehabt, ihn in Person wiederzusehen, da er im vorigen Sommer auf kurze Zeit nach Deutschland kam und auch mir bei der Gelegenheit einen Gegenbesuch machte.

So fanden sich überall, wohin ich in der Neuen Welt meine Schritte lenkte, oder lenken ließ, bald freundliche Beziehungen, welche mich über das Gefühl des Fremdseins hinaushoben und mir Heimisches nur in neuer Beleuchtung und Umrahmung zeigten.

Bei meiner Rückkehr von Newark fand ich sowol in Hoboken wie in New-York alles mit den Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste beschäftigt, welches — soweit meine persönliche Erfahrung reicht — in keinem andern Lande in so echt deutscher Weise gefeiert wird wie in Amerika.

Die Deutschen haben den Weihnachtsbaum — wie Musik und Gesang — nach Amerika gebracht, und er hat sich dort so schnell eingebürgert, daß man ihn in allen amerikanischen Familien findet. In Hoboken, wo ich den Weihnachtsabend und ersten Feiertag in der Familie Stiastny verlebte, fühlte ich mich ganz wie nach Deutschland zurückversetzt. Der zweite Tag sollte mich dann in einige Ferne, unter einen anglo-amerikanischen Weihnachtsbaum führen, wo es mich nicht weniger anheimelte, als unter dem deutschen der Fall gewesen war. Ich reiste nämlich nach Burlington, einer im Staate New-Jersey gelegenen freundlichen Landstadt, welche dem nahen, in einer halben Stunde zu erreichenden Philadelphia gegenüber eine ähnliche, wenn auch bescheidenere Rolle spielt wie Hoboken gegenüber New-York. Grund und Boden, sowie die Häuser darauf, sind dort weit billiger als in der volkreichen Großstadt, und so haben sich eine Menge Geschäftsleute in Burlington angesiedelt, um ihren Familien eine angenehme Häus-

lichkeit in ländlicher Umgebung zu sichern, während sie selbst tagsüber ihren Geschäften in Philadelphia nachgehen.

Mein Besuch in Burlington galt einem noch jungen Familienvater, Mr. Hewitt, dem ich mich sehr zu Dank verpflichtet fühlte, da er einem mir theuern Angehörigen, den ich in seinem Hause treffen sollte, in Zeiten schwerer Prüfung sich als treuer Freund bewährt hatte. Die Stunden, die ich in seinem mit bescheidener Behaglichkeit eingerichteten gastlichen Hause verlebte, werden mir unvergeßlich bleiben. Ich lernte in ihm und seiner vortrefflichen Frau ein Paar Menschen kennen, in denen sich alles Beste vereinte, was man dem amerikanischen Volkscharakter in seiner Unverdorbenheit nachrühmen kann, wie man ihn auf dem Lande häufiger als in den Städten findet: ein klares Auge, ein festes und warmes Herz, und eine Tüchtigkeit der Gesinnung, welche sich mehr durch Handeln als durch Reden offenbart.

Die kleine Villa, welche das junge Ehepaar bewohnte, lag in einem kleinen Garten und war ebenso schlicht und anspruchslos, aber auch ebenso behaglich anmuthend wie die Bewohner selbst, und es herrschte — nicht blos, während die Kinder um den Weihnachtsbaum spielten — eine Festtagsstimmung darin, die aus dem Herzen kam.

Mr. Hewitt hatte als Architekt, dem es an bedeutenden Aufgaben nie fehlte, die ganze Woche hindurch in Philadelphia viel Arbeit, konnte sich nur früh morgens und spät abends in Burlington seiner Familie widmen, und wußte deshalb den Segen der erquicklichen Ruhe ganz freier Tage auch ganz zu würdigen. Er lebte nach dem Goethe'schen Spruche: „Saure Wochen, frohe Feste", aber ich glaube nicht, daß er Goethe gelesen hatte, wenigstens nicht deutsch, was er, soviel ich weiß, so wenig verstand wie seine Frau, trotzdem war ein junger Deutscher sein liebster Freund, und eine junge Deutsche, welche ich ebenfalls im Hause fand, die liebste Freundin seiner Frau.

Diese junge Deutsche, eine Dame von gediegener Bildung, stammte aus einer heidelberger Gelehrtenfamilie, hatte aber das

Unglück gehabt, ihren Vater früh zu verlieren, und später eine ihr gebotene Gelegenheit benutzt, als Lehrerin der deutschen und französischen Sprache in Saint-Marys-Hall — einer berühmten Stiftung zur Erziehung und höherer Ausbildung junger Damen — in Burlington eine gesicherte Stellung zu finden. Dort lernte sie nun im Laufe der Zeit Mrs. Hewitt kennen, in deren Hause sie ihre glücklichsten Stunden verlebte und während solcher Feiertage, wo sie ganz frei war, wie zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, auch ganz wohnen blieb.

Zu dieser kleinen Gesellschaft kam nun am Abend noch ein würdiger Nachbar, der in die Unterhaltung etwas Politik brachte, wovon bis dahin nicht die Rede gewesen war. Das Gespräch drehte sich bald um den General Grant, welcher, nachdem er vier Jahre hindurch alle Länder der Alten Welt durchzogen, nun mit seinem großen Gefolge auch die Staaten der Neuen Welt durchzog, um zur bevorstehenden Präsidentenwahl sich dem Volke in eindringliche Erinnerung zu bringen. Alle Zeitungen waren täglich angefüllt mit Berichten über die Triumphpforten, durch welche er in die Städte, die er mit seinem Besuche beglückte, ein- und ausging, über die Ständchen und Fackelzüge, welche ihm gebracht, über die Bankete, welche ihm zu Ehren veranstaltet, und die Reden, die dabei gehalten wurden.

Die Amerikaner gefallen sich in großen, glänzenden Aufzügen und verstehen es meisterlich, sie zu veranstalten; allein eine so rasche, imposante und andauernde Reihenfolge ihrer Entfaltungen hatte man doch seit langem nicht im Lande gesehen. Ein ganzes Heer von Reportern war fortwährend auf der Reise, um über den Wechsel der Scene zu berichten, denn über die Vorgänge selbst war wenig Neues zu melden, da sich so ziemlich alles überall wiederholte, und in den Reden zwar viel gesprochen, aber wenig gesagt wurde.

Trotz der vielen und heftigen Angriffe, welche sowol englische wie deutsche Blätter — diese weitaus vorwiegend — zwischen ihren langen Festzugsschilderungen gegen Grant richteten, verbreitete

ſich doch nach Maßgabe der Dauer ſeines Triumphzuges immer mehr auf der einen Seite die Hoffnung, auf der andern die Befürchtung, daß er zum dritten male das Weiße Haus in Waſhington beziehen werde. Auch ich glaubte daran, weil ich überall hörte, daß er gerade durch die beiſpiele Corruption, die er lange in der Beamtenwelt begünſtigt, einen ungeheuern Anhang gewonnen habe, der eben jetzt die Hauptrolle bei den ihm bereiteten Ovationen ſpielte, welche das Volk zu ſeinen Gunſten in Athem erhalten ſollten.

Allein Mr. Smith ſchüttelte den Kopf dazu und ſagte: „Glauben Sie mir, General Grant wird nicht wieder Präſident! Wenn er nach Burlington käme, ſo würde ich ihn auch mitfeiern als einen Feldherrn, dem wir Großes zu verdanken haben, der ſich aber als Präſident ſchlecht bewährt hat. Darum werden wir fortfahren, ihn als Feldherrn zu ehren, aber zu unſerm Präſidenten werden wir ihn niemals wieder wählen.“

Mr. Smith hat recht behalten.

Im Sommer muß Burlington mit ſeinen ſchönen Gärten und Anlagen, ſeiner geſunden Luft und herrlichen Umgebung ein bezaubernder Ort ſein, und ſelbſt im Winter macht es einen ſehr freundlichen Eindruck, ſodaß man wol kaum einen günſtigern Platz für Saint-Marys-Hall, ein in großem Stil angelegtes Gebäude, welches einen Auszug der blühenden Zukunft Amerikas aus allen Staaten der Union birgt, hätte finden können.

Ich brachte die Nacht in einem amerikaniſchen Hotel zu, das hauptſächlich für Damen eingerichtet zu ſein ſchien, zunächſt wol mit Rückſicht auf die, welche ihre Töchter nach Saint-Marys-Hall bringen oder dort beſuchen. Denn alle, beſonders im Winter, wünſchenswerthen Bequemlichkeiten waren nur für Damen vorhanden. Only for Ladies! ſtand mit großer Schrift an den Eingängen zu den betreffenden Corridoren geſchrieben, und vor dieſen Worten bebt jede männliche Weißhaut in heiliger Scheu zurück. Doch ſchlief ich vortrefflich, und als ich mit dem dritten Frühtage das friedliche Burlington verließ, war es mir zu

Muthe, als ob ich ein Kapitel aus dem „Vicar of Wakefield" durchlebt hätte.

Nun galt es, die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise nach dem Westen zu treffen und eine Menge Abschiedsbesuche in Hoboken und New-York zu machen, wo bei den großen Entfernungen zuweilen ein ganzer Tag mit drei oder vier Besuchen ausgefüllt wurde. Bei einem Diner in der Familie Wesendonk traf ich auch Friedrich Kapp, der kürzlich von seinem Ausfluge nach Californien zurückgekehrt, und Freiherrn von Oertzen, der seit einiger Zeit dem deutschen Generalconsulat in New-York attachirt war.

Das neue Jahr wurde in einer gewissen geselligen Betäubung angetreten in dem allzeit belebten Deutschen Club in Hoboken, wo es zum Sylvesterabend alles in glänzender Fülle gab, was eine Festfeier in großer Gesellschaft zu bieten vermag. Auf dem hübschen Liebhabertheater wurde in sehr gelungener Weise Komödie gespielt; dann folgte im großen, reich mit Blumen geschmückten Saale ein Ball, bei welchem es an hübschen und eleganten Tänzerinnen nicht fehlte, und den Schluß bildete ein üppiges Souper mit guten Weinen und muntern Reden, welche die Gesellschaft bis in die fünfte Morgenstunde beisammenhielten.

Ich hielt mich aufrecht so gut ich konnte, schlief ein wenig und miethete mir dann für den ganzen Tag einen Wagen, um in New-York in denjenigen deutschen und englischen Familien, wo ich am meisten verkehrt hatte, Neujahrsbesuche zu machen, worauf in Amerika sehr streng gehalten wird. Es würde mir jedoch unmöglich gewesen sein, dieser Höflichkeitspflicht nachzukommen, wenn nicht Udo Brachvogel die Freundlichkeit gehabt hätte, mich zu begleiten und mir durch seine genaue Ortskenntniß die Wege zu kürzen. Das Wetter war abscheulich und der Schmuz in den Straßen von New-York grundlos, infolge des schmelzenden Schnees, sodaß ich sicher bald darin stecken geblieben wäre schon bei dem Versuche, aus einem überfüllten Car in den andern zu kommen, wenn ich die gewöhnlichen Verkehrsmittel benutzt hätte. So aber

ging alles glücklich von statten und ich brachte in einem Tage fertig, was sonst sicher drei Tage gedauert haben würde. Als wir aber am Abend in das Haus des Dr. Jacobi kamen, war es mir so wirr im Kopfe vor Uebermüdung und Abgespanntheit von den bunten Eindrücken des Tages, daß ich mich gern ein wenig in die Cur nehmen und bewegen ließ, ein Stündchen auszuruhen.

Einen Neujahrstag in New-York in der ganzen Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen zu schildern, könnte Stoff zu einem ganzen Buche geben; hier müssen ein paar flüchtige Andeutungen von dem genügen, was mir aus persönlicher Erfahrung noch in der Erinnerung hängen geblieben, wobei ich überdies von dem wogenden Leben in den Straßen ganz absehe.

Ich fand das Innere eines jeden Hauses, das ich betrat, festlich geschmückt und neben dem Empfangszimmer ein Büffet, mit einer reichen Auswahl von Leckerbissen und Getränken, zu deren Genuß die Herrin des Hauses jeden Gast einlud, und nach der Sitte des Landes wäre es unziemlich gewesen, nicht wenigstens etwas von dem Angebotenen zu kosten. Die Damen sind zu Neujahr schon am Morgen in großer Toilette, die mir in den meisten Fällen als eine glänzende erschien, und ich war so glücklich, in solcher Toilette auch ein paar Schönheiten zu finden, die einen wahrhaft blendenden Eindruck machten. Da der ganze Tag zum Empfang bestimmt ist, so fehlt es nie ganz an Gästen, und das Gehen macht sich so leicht wie das Kommen, wenn die Herrin des Hauses nicht besonders zu längerm Verweilen einladet, was bei Fremden natürlich leichter geschieht als bei Näherstehenden, die man täglich sehen kann. Bloße Höflichkeitsphrasen sind nicht landesüblich, und das hat mir in Amerika besonders gut gefallen. Wem ein freundliches Wort gesagt wird, der darf darauf bauen, daß es auch so gemeint ist, wodurch sich für den Eingeweihten der gesellige Verkehr sicherer und angenehmer gestaltet als in Ländern, wo die gleißende Phrase zum guten Ton gehört.

Als ein hübſcher Zug im amerikaniſchen Leben mag noch erwähnt werden, daß am Neujahrstage auch viele Hotels jedem anſtändig gekleidet Eintretenden Speiſe und Trank umſonſt bieten. Ich hatte das in den Zeitungen geleſen, wollte aber nicht recht daran glauben, bis es mir von meinen Bekannten ausdrücklich beſtätigt wurde.

Achtes Kapitel.

Die Rauchſtadt Pittsburg.

Meine Abreiſe in das Innere des Landes zog ſich bis zum 6. Januar hinaus. Eine Menge Briefe waren eingetroffen, die vorher beantwortet werden mußten; dann folgte ich noch einer Einladung zu einem Abſchiedsdiner bei Chief Juſtice Daly, aus deſſen Hauſe ich immer ſchöne Erinnerungen heimbrachte; machte am 3. Januar einen Ausflug nach Hudſon-City, um Profeſſor Shem zu beſuchen, und fuhr von dort nach Union Hills, wo die Gebrüder Simon, die ich in Hoboken kennen gelernt, eine groß-artige Seidenfabrik beſitzen, welche mir näher anzuſehen ich freund-lich eingeladen war. Ich hatte nie zuvor eine Seidenfabrik ge-ſehen, weil ſich mir früher nie dazu Gelegenheit geboten; um ſo intereſſanter war es mir, das Verſäumte jetzt nachzuholen. Doch ein Poet kann nur dabei gewinnen, erſprießliche menſchliche Thätig-keit nach allen Richtungen kennen zu lernen, und ich habe ſpäter nie wieder eine Gelegenheit verſäumt, dies zu thun, ſoweit meine Zeit es erlaubte. Allein es iſt nicht meine Aufgabe, über die Bereitung von Seidenzeugen zu ſchreiben; ich kann nur berichten, daß unter der zahlreichen Schar erwachſener Mädchen, welche ich in der Simon'ſchen Fabrik bei der Arbeit fand, kein einziges zu entdecken war, welches nicht von geſundem Ausſehen und durchaus ſauber gekleidet geweſen wäre. Sie ſchienen Freude an ihrer rein-

lichen Arbeit zu haben, die ihnen so viel einbrachte, daß sie sich gut davon nähren und kleiden und noch etwas erübrigen konnten.

Der folgende Tag war einem längern Besuch des berühmten Steevens-College in Hoboken gewidmet, wo mir alle bis dahin bekannten Wunder der Elektricität vor Augen geführt wurden. Dann gab es noch ein großes, sehr gelungenes Abschiedsdiner im Hause Stiastny, wozu vierzig Gäste aus New-York und Hoboken kamen, und am 6. Januar reiste ich nachmittags nach Pittsburg ab, wohin der Weg mich wieder über Philadelphia führte um später die höchsten Kämme des Alleghany zu übersteigen. Davon, wie von den sonstigen vielgerühmten Naturschönheiten des Landes, bekam ich nun auf meiner Nachtfahrt bei trübem Winterhimmel nichts zu sehen.

Nach einer schlaflosen Nacht in einem überfüllten Schlafwagen, worin es sehr unruhvoll herging, kam ich morgens halb neun Uhr in Pittsburg an, ganz voll von den Eindrücken des letzten Theils der Reise, welche Bilder vor mir entrollten, die ich nie vergessen werde.

Es erschien meinen Augen, als ob ein von allerlei Geflimmer durchbrochener Urnebel die Welt verhüllte, der sich allmählich löste, um hohe Abhänge hinaufkletternde Häuser zu entschleiern und dann unten einen mächtigen Strom, zu dessen beiden Seiten Hunderte von Flammen aus schwarzen Schlöten zum Himmel aufloderten, die im Wasserspiegel ebenso viele Feuersäulen bildeten. Je weiter ich kam, desto mehr schienen die Flammen an Zahl und Größe zu wachsen, und ich glaubte sie zuletzt auf der Erde und im Wasser nach Tausenden zählen zu können. Schwarze Rauchwolken stiegen von ihnen auf, die bald hier, bald da die Aussicht verhüllten und in beständigem Wechsel immer neue Bilderfluten erzeugten. In der Nähe sah ich alles ziemlich klar, in der Ferne aber alles verschwommen, mit nur gelegentlich klaren Durchblicken.

Solchergestalt waren meine ersten Eindrücke von Pittsburg, wie sie mir in der Erinnerung geblieben sind.

Auf dem Bahnhofe wurde ich von verschiedenen Herren em-

pfangen und hatte in ihrer Begleitung noch eine ansehnliche Strecke zu fahren, bis ich in die freundlich für mich hergerichtete Wohnung gelangte. Diese befand sich in keinem eigentlichen Hotel, sondern in einer Art Pension, im Hause einer feingebildeten deutschen Dame, Frau Kaufmann, welche mir alles so bequem wie möglich zu machen suchte. Durch Udo Brachvogel waren meine Erlebnisse im Continental-Hotel in Philadelphia bekannt geworden, und überall, wohin ich später kam, trug man Sorge, mich vor einer ähnlichen Nacht zu bewahren.

Meiner freundlichen Wohnung in Pittsburg fehlte nichts, als was auch draußen nicht zu finden war, nämlich Tageslicht. Der Sonnenaufgang hatte mir, ehe ich in die rauchige Atmosphäre der großen Fabrikstadt gekommen war, einen reinen Himmel gezeigt und einen schönen Tag verkündet, aber dieser wollte sich nicht zeigen.

Als ich mich umgekleidet, gefrühstückt und einige Besuche empfangen hatte, war es Mittag geworden, aber immer noch nicht Tag, und so blieb es vom ersten Tage an bis zum letzten; ich sollte während meines ganzen Aufenthalts in Pittsburg die Sonne nicht scheinen sehen, oder nur wie durch ein geschwärztes Glas. Es herrschte eine beständige, mehr oder minder trübe Dämmerung, welche die Gegenstände nur in der Nähe mit einiger Deutlichkeit erkennen ließ und sich dem Neuling beängstigend auf Auge und Brust legte, sodaß es mir immer eine Wohlthat war, wenn mich ortskundige Bekannte zu einem Ausflug ins Freie abholten, wo ich reine, frische Luft athmen konnte und wo sich meinen Augen die herrlichsten Ausblicke erschlossen. Denn die Stadt liegt in überaus reizvoller Umgebung zwischen steilen, hohen Felswänden, die gegen Norden und Süden ein weites Thal begrenzen, wo zwei große Ströme, der Alleghany und der Monongahela sich vereinigen, um einen noch größern Strom, den Ohio, zu erzeugen. Auf der durch jene Vereinigung gebildeten Landzuge liegt Pittsburg, die größte Stadt in Westpennsylvanien und erste große Stadt des Mississippi-Beckens. Der Alleghany trennt sie von ihrer am andern Ufer

sich ausbreitenden Schwesterstadt, welche nach dem Strome Alleghany-City benannt wird. Prächtige Kettenbrücken erleichtern den Verkehr zwischen den beiden Städten, welche in ähnlichem Verhältniß zueinander stehen wie Pest und Ofen.

Auffallend ist die Verschiedenartigkeit in der Färbung der beiden Ströme, zwischen welchen Pittsburg sich ausbreitet. Der aus dem Staate New-York kommende Alleghany hat ein klares, blaues Wasser, wonach er auch seinen indianischen Namen führen soll; der Monongahela dagegen, aus den Bergen Westvirginiens kommend, ist gelblich trübe gefärbt. Sein indianischer Name soll bedeuten: „Fluß der sinkenden Ufer." Der gewaltige Strom aber, in dem sie sich beide vereinen, der Ohio, bedeutet indianisch: „Der schön Anzuschauende." Er ist der größte östliche Nebenstrom des Mississippi, dem er die ungeheuern Wassermassen der Alleghanyketten zuführt.

An beiden Ufern dieser Ströme ziehen sich nun in ununterbrochener Reihenfolge, weiter als die Augen reichen, Gießereien, Stahl- und Eisenwerke mit hohen schwarzen Schloten hin, aus welchen die Flammen Tag und Nacht emporlodern und sich im Wasser widerspiegeln, genährt von zahllosen Kohlenwerften, denen das Material nie ausgeht, da Pittsburg im Mittelpunkte der größten Kohlenregion Amerikas liegt.

Für die fortwährend anwachsenden Schwesterstädte reichte das weite Thal der Landzunge schon seit langem nicht mehr aus, und so sind ihre Straßen allmählich bis zu den höchsten Gipfeln des Bergrahmens emporgestiegen, durch eine steil aufsteigende Drahtseilbahn mit der untern Stadt verbunden.

Daher die wundersame, phantastisch bewegte Bilderflut, die sich bei der Einfahrt am Morgen zwischen Rauch, Feuer und Wasser vor meinen staunenden Blicken enthüllte. Da Tag und Nacht gearbeitet wird, so kann man zu jeder Stunde das großartige Schauspiel sehen, welches sich bei Nacht noch imposanter ausnimmt als bei Tage, da dann auch die Anhöhen ringsum von Lichtern flimmern bis zu Mount Washington hinauf, ihrer höchsten

Spitze, während unten die Feuersäulen an den Stromrändern im Dunkel an Mächtigkeit gewinnen.

Diese Stadt der ewigen Feuer hat auch in der amerikanischen Kriegsgeschichte sich einen Namen gewonnen und eigentlich dem Kriege ihr Dasein zu verdanken.

Nachdem die Franzosen im Frühling 1754 einen Theil des Ohiothals erobert hatten und von Canada aus neue Truppen südwestlich schickten, gelang es ihnen, bis an den Ursprung des Ohio vorzudringen. Da dieser zwischen dem Alleghany und Monongahela so günstig gelegene Punkt wegen der strategischen Vortheile, die er bot, dem General Contrecoeur höchst wichtig erschien, so legte er auf der Spitze der Landzunge das damals sehr bedeutende Fort Duquesne an, so genannt nach dem Generalgouverneur von Canada. Unter fortwährenden Kämpfen mit den Engländern hielten die Franzosen diesen Platz eine Reihe von Jahren hindurch. Etwa sechs engliche Meilen davon entfernt in südöstlicher Richtung liegt jetzt das Städtchen Braddocksfield, auf dessen damals noch wüstem Grunde im Juli 1755 der englische General Braddock von den vereinigten Franzosen und Indianern eine große Niederlage erlitt. In diesen Kämpfen tritt George Washington zuerst als Lieutenant auf. Das Kriegsglück schwankte zwischen Engländern und Franzosen hin und her. Im Herbst 1758 mußte Oberst Bouquet das Fort Duquesne räumen, zog aber erst ab, als er es in Brand gesteckt hatte. Am 25. November nahmen die Engländer von dem Platze Besitz und legten kleine Befestigungen darauf an; das große Fort wurde erst im folgenden Jahre neu aufgebaut und nach dem englischen Minister Fort Pitt genannt. George Washington besuchte 1770 diesen Platz, den er in seinem Tagebuche vom 17. October ausführlich schildert. Er enthielt damals außer dem Fort zwanzig Häuser. Erst 1784 wurde der Plan zu der Stadt Pittsburg entworfen und theilweise ausgeführt. Der Name Duquesne hat sich darin mit denen vieler damals berühmten englischen Generale in den Benennungen der Straßen erhalten. Duquesne Way gehört zu den schönsten Straßen der Stadt. Auf

der Spitze der Landzunge ſteht noch ein altes Blockhaus, welches George Waſhington mit dem commandirenden General bewohnte.

Das Thal, in welchem Pittsburg liegt, gilt für eins der ſchönſten des amerikaniſchen Continents. Der überaus fruchtbare Boden wird ſorgfältig bebaut, und die Hügel ſind mit herrlichen Waldungen bedeckt. Aber der Hauptreichthum des Landes liegt unter der Oberfläche. Mächtige Kohlenlager umgeben die Stadt von allen Seiten. In Weſtpennſylvanien iſt die bituminöſe Kohle vorherrſchend, während auf der andern Seite der Alleghanyberge die Anthracit- oder Hartkohle gewonnen wird, welche reinlicher brennt als jene, woher es kommt, daß in Philadelphia, trotz ſeiner vielen Fabriken, alle Häuſer blank und ſauber ausſehen, während in Pittsburg der fette Qualm weder Häuſer noch Menſchen verſchont, und unbarmherzig alles ſchwärzt, was in ſeinen Bereich kommt.

Wenn Juſtus von Liebig recht hat mit ſeiner Behauptung, daß die Cultur der Menſchen zu bemeſſen ſei nach der Menge von Seife, die ſie gebrauchen, ſo ſtehen die Pittsburger unzweifelhaft auf der höchſten Culturſtufe, denn nirgends braucht der Menſch ſo viel Seife wie hier, um ſich immer ſauber zu erhalten.

Hellere und freundlichere Bilder entfalten ſich, wenn man aus der Altſtadt nach Oſten zu fährt, wo inmitten herrlicher Gartenanlagen die ſchmucken Villen und zum Theil palaſtartigen Wohnungen der pittsburger Fabrikanten und Handelsherren aufragen. Allein die ſchwarze Kohle iſt die eigentliche Erzeugerin und Nährerin des Wohlſtandes und Glanzes, der ſich hier offenbart.

Viele Hohöfen ſind ſo günſtig gelegen, daß die Kohlen direct aus der nahen Mine auf einer Schiefebenebahn in den Schmelzofen befördert werden. Auch die Wagen, welche auf Schienenbahnen das Eiſenerz aus dem Weſten herbeiſchaffen, laufen direct in die Höfe der Fabriken ein.

Außer der Eiſeninduſtrie, welche hier etwa 60000 Arbeiter beſchäftigt, iſt die Glasfabrikation ſehr bedeutend; dieſelbe ſoll ein Drittheil alles deſſen betragen, was an Glaswaaren in den

Vereinigten Staaten erzeugt wird. Noch bedeutender, vielleicht am bedeutendsten in der ganzen Union, ist der Kohlenhandel, da die günstige Lage der Stadt an drei schiffbaren Strömen die Ausfuhr sehr erleichtert.

Pittsburg zählt über 150000 Einwohner, worunter nur etwa 12000 eingewanderte Deutsche und Schweizer; dagegen sehr viele Irländer, die in den Fabriken arbeiten; 6000 Neger aller Schattirungen und 150 Chinesen, welche sich ausschließlich mit Wäscherei beschäftigen.

Zu den hervorragendsten öffentlichen Gebäuden gehören der Gerichtshof (Court House), das Stadthaus (City Hall), die Post und die römisch-katholische Kathedrale. — Pittsburg hat auch eine von Privatleuten gestiftete Universität und die vielleicht größte Menge von Kirchen, die man in einer amerikanischen Stadt — im Verhältniß zur Einwohnerzahl — findet; es sind ihrer 205, darunter 16 deutsche.

Die Tagespresse ist durch sieben englische und zwei deutsche Zeitungen vertreten. Außerdem erscheinen noch Sonntagsblätter: drei englische und ein deutsches.

Einer meiner ausdauerndsten Führer durch die Stadt war der treffliche Rabbiner Meyer, der mir schon bei meiner Ankunft auf dem Bahnhofe freundlich entgegenkam und auf unsern Wanderungen nicht müde wurde, mich auf alles Merkwürdige aufmerksam zu machen. Dazu gehörte auch die ganz neue Hängebrücke, welche (außer drei ältern Brücken) über den Monongahela führt, und bei einer Spannung von 600 Fuß, ohne Pfeiler in der Mitte, zu den größten dieser Art im Lande zählt und durch ihren harmonischen Bau einen prächtigen Anblick bietet.

Der Verkehr in den Straßen wird, wie überall, durch Pferdeeisenbahnen vermittelt, aber um die Stadttheile zu erreichen, welche auf der Südseite die Höhen hinansteigen, bedient man sich der Drahtseil- und Schiefebenebahnen, deren es vier gibt, um Passagiere mit fabelhafter Geschwindigkeit zu befördern. In etwa drei Minuten kann man in solchem Bahnwagen die luftige Höhe der

Duquesne Heights, des Mount Washington und des Mount Oliver erreichen, deren höchste Spitzen den Meeresspiegel etwa 1100 Fuß überragen. Bei klarem Wetter hat man von dort wundervolle Ausblicke auf die großen Städte unten, die drei Stromthäler und die reizende hügelige Landschaft meilenweit in die Ferne hinaus.

Die vielen Kirchen, welche erst von den Berghöhen aus gesehen recht in die Augen fallen, ja in einigen Stadttheilen förmlich gruppenweise zusammengedrängt erscheinen, geben Zeugniß, daß Pittsburg eine sehr fromme Stadt ist. Verbunden mit diesen Kirchen sind eine Menge Wohlthätigkeitsanstalten, wie Waisenhäuser, Hospitäler, Armenhäuser, Besserungshäuser u. s. w., deren segenvolles Wirken mir auch von Ungläubigen sehr gerühmt wurde.

Großartige Wasserwerke, ausgezeichnete Löschanstalten und prächtige Friedhöfe findet man in jeder amerikanischen Stadt, aber die eine zeichnet sich mehr durch dieses, die andere durch jenes aus. So gelten, nach der Ansicht der Pittsburger selbst, ihre Löschanstalten für die besten der Welt. Auf die Ausbildung der Feuerwehr wird großes Gewicht gelegt, und als ihre größte That rühmte man mir das rasche Eingreifen, den Heldenmuth und die Ausdauer, womit sie während des Eisenbahnkrieges 1877 am 22. Juli die Geschäftsstadt von der drohenden Gefahr rettete, durch die Flammen zerstört zu werden.

In der Nähe meiner Wohnung, unfern der City Hall, befand sich eine Feuerstation, und ich wurde von der Behörde freundlich eingeladen, die Einrichtung näher in Augenschein zu nehmen, um mit der Uhr in der Hand zu beobachten, wie schnell auf ein gegebenes Signal Hülfe zu schaffen sei, wobei ich dann wirklich mein blaues Wunder zu sehen bekam.

Ich hatte schon oft von der fabelhaften Geschwindigkeit in der Bespannung und Führung der Löschapparate, Dampf- und andern Spritzen erzählen hören, mir aber doch keine rechte Vorstellung davon machen können, bis ich alles mit eigenen Augen gesehen.

Das ganze untere Geschoß der Station bestand aus einer

langen, weiten und hohen Halle, welche in zwei Abtheilungen zerfiel. In der vordern standen die Spritzenwagen, in der hintern die Pferde. Zwischen zwei wie Schmuckkästchen zierlich gearbeiteten und schimmernden Spritzenwagen stieg aus dem Boden ein Mastbaum empor, dessen Spitze nicht zu sehen war, weil sie in das obere Geschoß hinaufragte, welches der Bedienungsmannschaft zur Wohn- und Schlafstätte diente und um den Mastbaum herum eine Oeffnung enthielt, zu dem Zwecke, das schnelle Herabgleiten am Mastbaume zu ermöglichen. Also oben die Menschen, unten die Wagen, hinten die Pferde.

Bei meinem Eintritt in die Halle sah ich nichts als die Wagen. Erst sollte das Wunder kommen, diese durch bis dahin unsichtbare Menschen und Pferde mit Blitzesschnelle in Bewegung gesetzt zu sehen, und nachher die natürliche Erklärung des Wunders.

Plötzlich wird das wie der Schlag eines Hammers erdröhnende Feuersignal gegeben, und im Nu eilen von hinten die Pferde herbei und gleiten von oben Menschen in hohen Wasserstiefeln herunter, und in weniger als einer Minute, schneller als es mit fliegender Feder geschildert werden kann, rasseln die Wagen schon über das Straßenpflaster.

Wenn man bei uns ein solches Schauspiel in einem Circus Renz oder Corty sähe, so würde man staunen über die wunderbare Dressur der Pferde, welche auf ein gegebenes Signal, das durch eine sinnreiche Vorrichtung die klugen Thiere zugleich anschirrt, ihren Plätzen an den Wagen zueilen, wo das Einspannen sich ebenfalls wie von selbst macht, während der Kutscher sich auf den Sitz schwingt und die Zügel ergreift, um davonzujagen.

Das Schauspiel wurde vor meinen Augen binnen wenigen Minuten viermal wiederholt, und immer mit derselben Präcision. Die muntern Pferde schienen förmlich ihre Freude daran zu haben, ihre Kunst zu zeigen. Aber diese amerikanischen Pferde sind auch prächtige Thiere, so feurig und ausdauernd, wie gutmüthig und folgsam.

Pittsburg gerade gegenüber, am rechten Ufer des Alleghany,

liegt Alleghany-City mit etwa 80000 Einwohnern. Es ist eine noch junge Stadt von freundlichem, elegantem Aussehen und mit reizenden Vorstädten, welche sich über die schöne Hügelkette gegen Norden ausdehnen. Sie hat eine 1100 Fuß über dem Meere liegende Sternwarte, welche mit den Stadthäusern von Pittsburg und Alleghany-City durch Telegraphenleitungen in Verbindung steht und die Zeitbestimmungen regelt, wonach die Uhren aller Eisenbahnen bis auf 4—600 englische Meilen weit sich zu richten haben.

In dem schönen Stadtpark erhebt sich auch ein in Berlin entstandenes Humboldt-Denkmal von Bronze.

* * *

In geselliger Beziehung fand ich in Pittsburg mehr, als in Anbetracht der verhältnißmäßig kleinen deutschen Colonie zu erwarten stand. Akademisch gebildete Leute kommen natürlich nur sehr vereinzelt vor als Journalisten, Aerzte, Prediger und Lehrer; aber unter den Kaufherren und Fabrikanten gibt es doch viele, die eine tüchtige deutsche Schulbildung mit aus der alten Heimat gebracht und in Amerika viel dazu gelernt haben. Abgesehen von unsern Universitätsstädten wüßte ich in Deutschland keine Stadt von 8—10000 Einwohner zu nennen, wo ich eine gebildetere Gesellschaft gefunden hätte als in Pittsburg. Ich fand hier überall, wohin ich kam, eine belebte, für mich meist belehrende Unterhaltung und ein reges Interesse für das, was ich selbst zu bieten hatte.

Die erste große Gesellschaft, in welche ich kam, bestand aus lauter Herren, worunter einige — besonders der gelehrte und hochbegabte Dr. Bauer — gewöhnlich ein sehr zurückgezogenes Leben führten, allein an diesem Abend waren alle so munter und gesprächig, daß das Symposion in seinem harmonischen Verlauf bis vier Uhr morgens währte. Das war ein echt deutsches Gelage,

welches viele Erinnerungen an die alte liebe Heimat auf die Zunge zauberte.

In den Familienkreisen, in welche ich kam, fand ich die Einrichtung der Häuser und auch manches andere mehr oder minder nach englischem Zuschnitt, und die Damen durchweg sehr gebildet und liebenswürdig. Einen sehr angenehmen Abend verbrachte ich in großer Gesellschaft im Hause des Herrn Brüning in Alleghany-City, von wo er jeden Morgen die Fahrt nach dem rauchigen Pittsburg zu machen hat.

Eine andere sehr gelungene Gesellschaft machte ich in Alleghany-City in der Villa des Herrn Heeren mit, wo es ein großes Diner gab, bei ungemein anregender Unterhaltung, wozu auch Fräulein Marie Evert, eine feingebildete Dame, die sehr eingehende Studien über Land und Leute gemacht, viel beitrug. Sie hat später die Freundlichkeit gehabt, mir ihre Aufzeichnungen nachzuschicken, die manches in meiner Erinnerung aufgefrischt und ergänzt haben, woher es denn auch gekommen, daß die vorstehenden Bemerkungen aus und über Pittsburg sich etwas mehr in die Länge gezogen haben, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Der Schluß der Aufzeichnungen von Marie Evert enthält eine eingehende Schilderung einer etwa achtzehn englische Meilen westlich von Pittsburg in Beaver-County gelegenen, höchst merkwürdigen schwäbischen Colonie, von welcher auch Franz Löher in seiner schon vor einem Menschenalter erschienenen „Geschichte der Deutschen in Amerika", und neuerdings Gustav Körner in seinem Buche „Das deutsche Element in Amerika" berichtet hat.

Daß seit den frühesten Zeiten der Einwanderung die deutschen Landbebauer am meisten zum Emporblühen des Landes beigetragen haben, wird allseitig anerkannt. Aber sowol auf dem Felde der Landwirthschaft wie auf dem der einfachen Industrie hat wol keine andere deutsche Niederlassung mehr geleistet und ein besseres Beispiel gegeben, als die von Johann Georg Rapp in Beaver-County gegründete. Deshalb, und ferner, weil sich auch der Name des Dichters Nikolaus Lenau an diese Niederlassung knüpft, mögen

hier, zum Schluß des Kapitels, einige Bemerkungen darüber folgen, die von allgemeinem Interesse sein dürften.

Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts verließen ganze Scharen schwäbischer Landleute ihre schöne Heimat, vorwiegend aus religiösen Gründen, weil sie sich von den starren Formen des Christenthums, wie es ihnen gepredigt wurde, bedrückt fühlten. Sie wollten in freier Gemeinschaft und Nächstenliebe, aber ohne jeden Zwang von oben, ein Christenthum üben, wie sie es nach den Worten der Bibel verstanden, und so zogen sie unter begeisterten Führern aus dem Volke, kernhaften Schwabennaturen, zu Tausenden in die Ferne, die einen gen Osten bis nach Persien, die andern gen Westen, nach Amerika.

In Transkaukasien habe ich in meinen jüngern Jahren die Schwabencolonien besucht und mich ihres Gedeihens gefreut; sie glichen Oasen in der Wüste, konnten es aber doch, bei harter Arbeit nur zu mäßigem Wohlstand bringen, da ihnen in einem despotisch regierten Lande die Hauptbedingungen zu höherm Aufschwung, Freiheit der Bewegung und bequeme Verkehrsmittel fehlten. Besser erging es ihren Brüdern in Amerika, wo im Jahre 1805 eine ansehnliche Schar unter der Führung von Georg Rapp, eines begeisterten Bauern und Leinwebers (aus einem Dorfe bei Maulbronn gebürtig), sich im Staate Pennsylvanien niederließ und in Butler-County das Städtchen „Harmony" gründete.

Zur Gründung einer Stadt haben es die schwäbischen Colonisten im Kaukasus nie gebracht; ihr Haupttrost war immer, daß sie an den Ufern des Kyros bei der sehnlich erwarteten Wiederkunft Jesu dem heiligen Lande, wo er zuerst erscheinen werde, doch näher wären als in der alten Heimat am Neckar.

Georg Rapp, der Weber, Führer und Apostel der frommen Schwaben in Amerika, verbrachte ebenfalls sein ganzes Leben in Erwartung der Wiederkehr des Heilandes, wurde aber zu zeiten ungeduldig und zog dann mit seinen Gläubigen aus einem Staate in den andern, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß überall,

wohin er wanderte, Musterwirthschaften entstanden und greifbarer Segen seinen Schritten folgte, ähnlich wie wir das bei den Führern der Mormonen finden. Im Jahre 1815 gründete er die Niederlassung New-Harmony im Staate Indiana, wo es ihm indeß auf die Dauer auch nicht gefiel, sodaß er seine Besitzungen an einen andern Schwärmer, den berühmten Robert Dale Owen, verkaufte und nach Pennsylvanien zurückkehrte, um dort sein Leben zu beschließen, das in der Erwartung des Heilands noch lange währen sollte. Die oben erwähnte, von ihm in Beaver-County gegründete Niederlassung erhielt den Namen Economy (Oekonomie) und seine Getreuen werden danach Economites genannt.

Rapp's Bestreben war darauf gerichtet, eine Gemeinde nach Art der ältesten christlichen, wie er sich diese dachte, zu gründen. Eine unmittelbare Verbindung mit Gott, und Versenkung in den göttlichen Willen durch Christus, war ihm das einzige Mittel zur Erlangung des zeitlichen und ewigen Heils. Dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, der ihn in Indiana besuchte, sagte er: „Nach der Lehre Christus müssen wir uns als eine einzige Familie betrachten, wo jeder nach seinen Kräften und Fähigkeiten ohne allen Eigennutz, blos zum Wohle des Ganzen und seiner Mitbrüder arbeitet."

Das ist denn auch geschehen; sein kleiner Staat war ganz nach communistischen Grundsätzen eingerichtet, nach welchen jedes Mitglied die ihm von „Vater Rapp" (wie er immer genannt wurde) angewiesenen Arbeiten, die seinen Fähigkeiten angemessen waren, verrichten mußte. Träge, Untaugliche und Ungehorsame wurden ausgestoßen, erhielten aber ihre eingezahlten Beiträge bei Heller und Pfennig zurück und zugleich eine Entschädigung für die geleistete Arbeit.

In den ersten Jahren der Blüte dieses schnell zu großem Reichthum gekommenen kleinen Communistenstaats, der damals etwa 1000 Mitglieder zählte, herrschte darin ein gesegnetes Familienleben.

Allein mit dem wachsenden Wohlstand wuchs auch der Glaube,

daß, nachdem nun alle irdischen Güter erreicht waren, auch die himmlischen nicht mehr fern sein könnten; eine „Erweckung" folgte der andern, und „Vater Rapp" that redlich das Seinige, den Wahn zu nähren, daß die Wiederkunft Jesu Christi allernächstens erfolgen müsse. Wozu nun noch heirathen? Die frommen Junggesellen blieben ledig, und die Ehemänner wandten sich von ihren Frauen ab, dem in den Wolken kommenden Heiland zu. Da dieser aber von Jahr zu Jahr auf sich warten ließ, so begab sich das Wunder, daß die in strenger Abstinenz lebenden Economites allmählich zu einem kleinen Häuflein zusammenschmolzen. „Vater Rapp" erreichte ein Alter von 90 Jahren. Als er (1847) in den letzten Zügen lag, waren seine letzten Worte: „Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich bestimmt bin, meine Gemeinde dem Heilande in Kanaan zuzuführen, so würde ich glauben, daß ich jetzt sterbe."

Ihm folgte in der Regierung R. L. Becker, und nach diesem Jakob Henrici, ein kluger alter Herr, der heute noch der kleinen Schar ein Führer in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten ist. Zuweilen werden neue Mitglieder aufgenommen; wer aber schließlich den wirklichen Genuß ihrer großen Reichthümer haben wird, das überlassen sie ruhig dem Schicksal. Sie sind ihrem altgewohnten einfachen Leben und ihrer schwäbischen Tracht treu geblieben. In frühern Zeiten trieben sie außer dem Ackerbau auch Seiden-, Woll- und Baumwollweberei, sowie auch bedeutende Schaf- und Seidenzucht. Jetzt stehen ihre Fabriken still; sie haben genug gearbeitet, und die alten Leute wandeln als Besitzer großer Schätze, mit welchen sie nichts anzufangen wissen, freud- und leidlos zwischen Himmel und Erde dahin, wie vom Leben und vom Tode vergessen, ohne andern Wunsch, als daß der verheißene Heiland bald kommen möge in den Wolken.

In frühern Jahren hat es auch in dem jetzt so stillen Economy an Rebellion und Secession nicht gefehlt. Ein sogenannter Graf Leo aus Frankfurt a. M., dem die Rappisten Gastfreundschaft erwiesen, hat ihnen mit Untreue gedankt und viel Unheil unter

ihnen angerichtet. Auch räudige Schafe aus ihrer eigenen Mitte strengten, nachdem sie ausgestoßen waren, langjährige Processe bei den amerikanischen Gerichten gegen die Economites an, wegen Rückforderung von angeblichem Eigenthum.

Durch die mit diesen Processen verbundenen eingehenden Untersuchungen wurde von den höchsten Richtern des Landes festgestellt, daß die Verwaltung in allen Stücken musterhaft gewesen bis ins Kleinste hinein.

In den Jahren 1832—33 hielt sich Nikolaus Lenau längere Zeit in Economy auf. Er hatte im Staate Ohio in einer ungesunden Niederung Ländereien angekauft, mit denen er nichts anzufangen wußte, als sie bald wieder zu verlassen, da sie weit und breit von allem Verkehr abgeschnitten waren und ihm in allen Stücken nur Enttäuschungen boten. Auch in dem schönen, friedlichen Economy fand der unglückliche Dichter die ersehnte Ruhe und Begeisterung nicht, und kehrte 1833 nach Deutschland zurück, sein tragisches Geschick zu erfüllen.

Amerika hat ihm keine so herzerfreuenden Töne entlockt wie seine alte Heimat. Er singt davon in der Erinnerung:

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Lüfte schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben! —

Und doch gibt er in dem Gedichte „Das Blockhaus" von dem echten Amerikaner, der immer noch den Kern der Bevölkerung bildet, ein Lebensbild, welches in seiner Treue zeigt, daß er die Menschen mit klarem Dichterauge gesehen:

Müdgeritten auf langer Tagereiſe
Durch die hohen Wälder der Republik,
Führte zu einem Gaſtwirth mein Geſchick;
Der empfing mich kalt, auf freundliche Weiſe,
Sprach gelaſſen, mit ungekrümmtem Rücken:
„Guten Abend!“ und bot mir ſeine Hand,
Gleichſam guten Empfangs ein leblos Pfand,
Denn er rührte ſie nicht, die meine zu drücken.
Leſen konnt' ich in ſeinen feſten Zügen
Seinen lang und treu bewahrten Entſchluß:
Auch mit keinem Fingerdruck zu lügen;
Sicher und wohl ward mir bei ſeinem Gruß.
Wenig eilte der Mann, mich zu bedienen,
Doch nicht fand ich die Koſt ſo dürr und mager
Wie ſein Wort, ich ſollte bei ihm ein Lager
Finden, weicher als ſeine Mienen.

* * *

Einen gemüthlichen Abend verbrachte ich in Pittsburg — wo Lenau, auf der Hinreiſe nach dem Staate Ohio, ſich ebenfalls eine Zeit lang aufgehalten, noch bei H. Link, dem Herausgeber einer vielgeleſenen Wochenſchrift, der mir auf das freundlichſte, wie die Herren Bauer, Demmler u. a., manche Stunde geopfert, um mir den Aufenthalt auf der an drei Strömen leckenden Landzunge angenehm zu machen. Desgleichen zeigten ſich die amerikaniſchen Behörden bei meinem Beſuch der unter ihrer Obhut ſtehenden Sehenswürdigkeiten überaus entgegenkommend.

Einen letzten Rundblick warf ich auf die Rauchſtadt von der Höhe des Stadthausthurmes — unter welchem ſich das Centralbureau aller Telegraphenlinien der Löſchanſtalten befindet — am Sonntag, 11. Januar, der auch ein wirklich ſonniger war, und fuhr am nächſten Morgen weiter nach Cleveland.

Neuntes Kapitel.

Cleveland und Toledo.

Bei sonnigem Wetter und strenger Kälte führte mich mein Weg in mäßiger Tagesfahrt durch eine schöne Winterlandschaft nach Cleveland, einer noch den Eindruck der Neuheit machenden, sehr ansehnlichen Stadt im Staate Ohio, wo ihr nur das stolze Cincinnati an Bedeutung voransteht.

Auf dem Bahnhofe empfing mich ein liebenswürdiger, noch junger Landsmann aus Hannover, Herr W. Kaufmann, um mich nach seiner zierlichen Villa zu fahren, die, wie alle Häuser der breiten, noch ungepflasterten Landstraße, wo sie fern vom Geräusche der innern Stadt lag, mit ihrer Gartenumgebung einen ganz ländlichen Eindruck machte. Die wohlthuende Ruhe, welche in diesem äußern Stadttheile herrschte, erinnerte mich an das idyllische Burlington.

Mein Landsmann war erst seit kurzer Zeit verheirathet, und in seiner anmuthigen jungen Frau fand ich alles Beste deutscher und amerikanischer Frauenart vereinigt. Von deutscher Herkunft, aber in Amerika geboren und erzogen, lebte sie immer noch im innigsten Verkehr mit ihrer in der Nachbarschaft wohnenden Familie, welche altheimische Sitte treu aufrecht erhielt, ohne sich gegen das Gute zu verschließen, das die neue Heimat bot. Die junge, blühende Frau war, wie ich aus ihrer sehr gewählten Bücherſammlung und unserer Unterhaltung sah, ebenso bemüht,

ihren Geist mit den edelsten Früchten der deutschen wie der englischen Literatur zu nähren. Wir dinirten in kleinem Kreise, aber am Abend kam Gesellschaft, und bei belebtem Gespräch saßen wir bis ziemlich spät in die Nacht hinein.

Ein paar Vormittagsstunden des folgenden Tages waren der Beantwortung von Briefen gewidmet, die ich schon in Pittsburg nachgeschickt erhalten, aber dort zu beantworten keine Zeit gefunden hatte, und dann ging es bis zum Abend an die Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt.

Cleveland liegt, terrassenförmig zu einer Höhe von etwa 25 Meter aufsteigend, an der Mündung des Cuyahago-River in den Eriesee und am Ende des Ohiokanals, welcher eine Verbindungsader des Sees mit dem Mississippi bildet. Die Bauart ist die regelrechte amerikanische, mit breiten, in rechten Winkeln sich schneidenden Straßen, deren viele von prächtigen Baumreihen durchzogen sind, woher die Stadt den Beinamen Forest City erhalten hat.

Die schönste Straße der Stadt und wol überhaupt eine der schönsten, die man in der Welt finden kann, ist die breite, meilenweit sich hinziehende Euclid Avenue, welche aus lauter Parks und Palästen, Gärten und Villen besteht, sodaß die meisten Gebäude weit voneinander getrennt erscheinen und auch zum größten Theil nicht unmittelbar an der Straßenflucht liegen, die durch Rasenplätze und Gartenanlagen mit Springbrunnen und plastischen Kunstwerken begrenzt wird.

Hier findet man keine Wohnungen für die Armen; die bescheidensten Häuser gehören Leuten, welche mindestens in behaglichem Wohlstande leben; eine beträchtliche Anzahl der Villen und Paläste birgt einen Reichthum, der nach Millionen zählt und bei manchem nach vielen.

Da wohnen die Settlers, die alten Ansiedler, die vom Glück begünstigt ihr Schäfchen in das Trockene gebracht haben, und die Oelkönige, denen der Reichthum noch immer aus dem fetten Boden springt. Wie werden ihre Nachkommen die ererbten Schätze einst

verwenden? Werden sie Kunst und Wissenschaft damit befruchten, nicht in dem Sinne wie es gewöhnlich geschieht, um wieder Geschäfte damit zu machen, sondern in dem höhern Sinne, um Kunst und Wissenschaft ihrer selber willen zu pflegen? Es ist dies das Einzige, was in Amerika noch fehlt, obgleich schon Anzeichen vorhanden sind, daß es kommen wird.

Wir fahren weiter, aus Euclid Avenue ganz in das Freie hinaus, wo sich herrliche, scheinbar endlose Parkanlagen hinziehen, welche zugleich als Grabstätten dienen, wo bald auf sanft geschwungenen Hügeln, bald im schattigen Grunde, aber immer in beträchtlicher Entfernung voneinander, Denkmäler sich erheben, denen man es ansieht, daß kein Armer darunter begraben liegt, gleich als wollten sie mit steinernen Zungen predigen, daß Armuth und Elend auf Erden unsterblich sei.

Aehnliche Parkanlagen mit Begräbnißstätten fand ich bei allen größern Städten in Amerika, in einer Ausdehnung, wovon es schwer ist, eine richtige Vorstellung zu geben. Sie gewähren einen freien Umblick, und doch sieht man ihre Grenzen nicht. Es ist, als ob sie symbolisch die Unermeßlichkeit des Landes und den immer weiter strebenden Unternehmungsgeist seiner Bewohner ausdrücken wollten, der auch keine Grenzen kennt, bis der Tod sie ihm steckt.

Hier treibt in rasender Geschwindheit
Das Leben seinem Ende zu,
Hier hat die Jugend keine Kindheit,
Das Alter erst im Grabe Ruh'. . . .

Wir blieben im Freien bis der Abend hereinbrach und kamen, da es immer kälter wurde, halb erfroren nach Hause zurück von der weiten Fahrt. Ich war ganz voll von den empfangenen Eindrücken und malte mir lebhaft aus, wie alles, was ich in der Nacktheit des Winters gesehen, an Reiz gewinnen müsse, wenn der Wintergedanke zum Frühlingsgedicht geworden.

Am Abend gab es wieder Besuch, und ich lernte eine sehr liebenswürdige Familie kennen, deren Geist und Bildung sich un-

gewöhnlicher erwies als ihr Name Müller. Vater Müller war als junger Rechtsgelehrter aus Baden nach Amerika gekommen; wenn ich mich recht erinnere, aus ähnlichen Gründen wie Friedrich Hecker und andere patriotische Feuerköpfe. Durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten gelang es ihm bald, sich in der neuen Heimat, hervorzuthun, und nachdem er in verschiedenen andern wichtigen Stellungen Vertrauen und Ansehen gewonnen, verwaltete er eine Reihe von Jahren hindurch den Staat Ohio als Vicegouverneur. Jetzt war er wieder thätig als Advocat, denn in Amerika arbeitet jeder in seinem Berufe solange die Kraft ausreicht, und die stand bei unserm Ex-Vicegouverneur noch in schönster Blüte. Er war, trotz seiner grauen Haare, immer noch der junge Feuerkopf von ehedem, und ich hatte meine Freude daran, mich mit ihm zu unterhalten, denn das Feuer steckt an und weckt anderes Feuer. Er hing, obwol schon so lange in Amerika eingewurzelt, noch mit großer Liebe an Deutschland und hielt auch in seiner Familie deutschen Geist und deutsche Sitte im besten Sinne des Wortes aufrecht, sodaß ich mich bei seiner Gemahlin nebst Töchtern ebenso angeheimelt fühlte wie bei ihm selbst. Ich versprach, diese am folgenden Tage zu besuchen, und die jüngste Tochter, Fräulein Emma, welche kaum zwölf Jahre zählen mochte, erbot sich, mich in ihrem Buggy abzuholen, damit ich das Haus nicht verfehle, welches ziemlich weit entfernt liege. Sie lenkte ihren Braunen mit einer Sicherheit, die mich staunen machte. Abends gab es große Gesellschaft in ihrem Hause, wobei es an anmuthigen Damen und gebildeten Herren nicht fehlte, sodaß die stattlichen, behaglichen Räume bis in die Nacht hinein durch die regste Unterhaltung belebt wurden.

Es war mein letzter Abend in Cleveland, dessen Geschäftsgetriebe ich bei meinem kurzen Aufenthalt nur von der Straße aus kennen lernte. Wohl gab es der großartigen Anlagen, denen die Stadt ihre Blüte verdankt, viele zu sehen, denn sie hat auch ihre Eisengießereien, Maschinenbauanstalten und Fabriken aller Art, aber ich hatte dergleichen in Pittsburg vorläufig zur Genüge

gesehen; zu viel nacheinander würde nur verwirrend auf mich gewirkt haben. So suchte ich blos den freundlichen Gesammteindruck, den die Stadt bei klarem Winterhimmel auf mich gemacht, festzuhalten und zu vervollständigen. Besondere Erwähnung verdient noch der schöne Hafen mit dem Leuchtthurm und der parkartige Square in der Mitte der Stadt, mit dem Denkmal des Commodore Perry, der auf dem Eriesee, unfern von Cleveland, 1814 die Engländer schlug.

Die Stadt hat etwa 100000 Einwohner, worunter 17000 Deutsche; 136 Kirchen, nebst 2 Synagogen, verschiedene Hochschulen und Seminare — darunter auch ein katholisches — und besitzt gegen 500 eigene Schiffe.

* * *

Donnerstag, 15. Januar, verließ ich Cleveland um zwei Uhr nachmittags, um meine Reise nach Toledo zu richten, dessen früherer Mayor, Hon. Guido Marx, mich eingeladen hatte, bei ihm abzusteigen. Die kurze Fahrt durch die wohlbebauten Gefilde am Eriesee bot bei sonnig kaltem Wetter der landschaftlichen Reize viele, die immer zunahmen, je mehr wir uns Toledo näherten, wohin dann eine lange Furt oder Brücke über eine Bucht des Eriesees führt.

Herr Guido Marx, ein Mann von stattlicher Erscheinung und, obwol schon über das erste halbe Jahrhundert hinaus, noch voll jugendlicher Frische und Rüstigkeit, empfing mich auf dem Bahnhofe mit einem Ausdruck so heiterer Freundlichkeit in seinem ungewöhnlich intelligenten Gesicht, wie man dergleichen in Amerika selten findet, wo den meisten Menschen der Ernst des Lebens stark auf die Stirn geprägt ist.

Derselbe Geist der Heiterkeit schien auch im Marx'schen Hause zu walten, wo neun urgesunde Kinder den Vater umjubelten, als er mit dem Fremdlinge eintrat, mit welchem sie bald alle auf dem besten Fuße standen. Selbst die Dienstboten hatten

ein vergnügtes Aussehen, was mir bis dahin in der Neuen Welt noch nicht vorgekommen war, aber gewiß ein gutes Zeugniß von dem freundlichen Walten der würdigen Hausfrau gab, wozu noch, und zwar nicht als letzter Grund, kam, daß der Geist der Heiterkeit ansteckend wirkt, wo er aus dem Herzen kommt.

In dem stattlichen Hause wohnte auch der Schwiegersohn des lebensfrohen Ehepaares mit seiner jungen Frau, ein Amerikaner, dessen Name mir entfallen ist. Er hatte als Oberst eines Reiterregiments den Secessionskrieg mitgemacht und sich nach beendetem Kriege in Toledo niedergelassen, wo er nun einem blühenden Geschäft vorstand.

Das junge Ehepaar speiste mit an dem großen Familientische, allein die Kopfzahl schien dem glücklichen Hausherrn immer noch nicht groß genug zu sein, denn je mehr Gäste hinzukamen, desto mehr Freude schien es ihm zu machen. Man sah es seinem bedeutenden Gesicht wohl an, daß auch er von den schweren Kämpfen des Lebens nicht verschont geblieben war, allein er hatte sich als Sieger bewährt, dabei die Ueberlegenheit seiner Kraft erprobt und so eine heitere Zuversicht gewonnen, es auch fernerhin mit den Stößen des Schicksals aufnehmen zu können. Er war ein praktischer Philosoph, der das Glück da suchte, wo es allein zu finden ist: in der eigenen Brust und im eigenen Hause. Der Inhalt seiner Lebenskunst bestand darin, tagsüber tüchtig zu arbeiten und abends im Kreise seiner Familie es sich so behaglich zu machen wie möglich. Am Tage nach meiner Ankunft machte er mit mir einen Gang durch die Stadt, wo ihn alle Welt zu kennen schien, denn es gab so viele Begrüßungen und in so freundlicher Art, wie mir in keiner Stadt auf der Herreise vorgekommen. Uebrigens bot die Stadt selbst, die noch nicht zu den größern zählt, einen ungewöhnlich freundlichen Eindruck, wozu der sonnige Himmel, der die vielen neuen, blanken Häuser, worunter stattliche Bauten von röthlichem Backstein, im reinsten Glanze schimmern ließ, ein gutes Theil beitrug. In der schönen, luftigen Hauptstraße, wo das Geschäftsleben — und ein anderes gibt es hier

nicht — ſich concentrirt, gab es eine Menge Vorſtellungen von Landsleuten, die ihm den Wunſch ausgedrückt hatten, mich kennen zu lernen. Wir traten auch in ein Haus ein, um eine amerikaniſche Schriftſtellerin, Mrs. Sherwood, die Gattin des bekannten Generals, zu begrüßen, welche Herrn Marx gebeten hatte, meine Bekanntſchaft mit ihr zu vermitteln. Sie zeigte ſich ſehr vertraut mit einigen meiner Bücher, war von einnehmendem Aeußern und anmuthiger Unterhaltungsgabe. Ein paar mal wurde das Geſpräch unterbrochen durch einen Druckerjungen, welcher Aushängefahnen brachte, die Mrs. Sherwood mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit durchflog und corrigirte. Sie war nämlich Herausgeberin einer vielgeleſenen Wochenſchrift in Rieſenformat, genannt „Toledo Sunday Journal", und da wir ſchon Freitag hatten, ſo blieb nicht viel Zeit mehr übrig, um das Blatt noch vor Sonntag fertig zu ſtellen. Ich hatte keine Ahnung, daß ich ſelbſt ſchon in der nächſten Nummer eine ausgezeichnete Rolle ſpielen ſollte, und konnte ſpäter bei dem Bilde, das Mrs. Sherwood von mir entworfen, nur wünſchen, ich möchte ihm ähnlich ſehen.

Unter den Bekanntſchaften, die ich im Hauſe von Guido Marx machte, gab es auch ſolche, die auf frühere zurückführten. So fand ich gleich in Herrn Brand, dem Compagnon von Guido Marx, einen nahen Verwandten der Familie des ſeligen Friedrich Harkort und Schwager des Reichstagsmitgliedes Berger. Ich beſuchte ihn am folgenden Tage auf ſeiner ſchönen Villa, und er begleitete mich nach der unfern von Toledo gelegenen großen Wine Manufacture am Erieſee (ich habe den Namen leider vergeſſen), wo unter kundiger Leitung die heimiſchen Trauben nach der am Rhein üblichen Verfahrungsweiſe in Wein verwandelt werden, der viele gute Eigenſchaften hat, nur nicht die, das Herz zu erfreuen und den Kopf zu klären. Es iſt ein reines, ſolides Getränk, aber es wirkt nicht begeiſternd. Ich fand ein ſehr reichhaltiges Lager in den großen Kellerräumen und koſtete von manchem Faſſe, aber ſelbſt die edelſten Sorten hatten einen gewiſſen Nachgeſchmack, der

an das neue Erdreich erinnerte. Allein gewiß wird die Zeit kommen, wo die aus der Alten in die Neue Welt verpflanzten Reben ſich ihres Urſprungs würdig erweiſen werden, denn der Wein iſt darin dem Menſchen ähnlich, daß er eines langen Culturganges bedarf, um ganz menſchenwürdig zu werden.

Das Herz ging uns erſt auf, als uns der liebenswürdige Chef der Anſtalt zu einer Nachfeier des Kellerganges in ſeine Wohnung einlud, wo er, ſelbſt ein Würzburger, einige Flaſchen des Würzburgers entkorkte, die ihm aus der alten Heimat gefolgt waren und mir verſchiedene Verſe meines alten Omar Chajjâm in das Gedächtniß riefen, wie:

Füll' mir das Glas! Mein Herz ſteht in Flammen,
Und wie Queckſilber nur hält dies Leben zuſammen;
Das Feuer der Jugend zerſtiebt wie Schaum
Und des Glückes Erwachen iſt nur ein Traum.

* * *

Seit der Mond und Venus am Himmel ſtehn,
Hat die Welt nichts Beſſeres als Wein geſehn;
Der Weinhändler iſt ein erſtaunlicher Mann,
Da er Beſſeres verkauft, als er kaufen kann.

* * *

O Wein, voll Reinheit und Perlenglanz!
Dein Geiſt ſoll mich Thoren erfüllen, bis ganz
Ich werde wie du und man ruft mir zu:
Guten Morgen, Herr Wein! Woher ſo rein?

* * *

In einer größeren Geſellſchaft im Hauſe Marx, wozu auch verſchiedene ſehr gebildete Amerikaner geladen waren, kam die Rede auf Bob Ingerſoll, den redegewandten Oberſten und Advocaten, der wieder einmal, wie er alljährlich zu thun pflegt, das Land durchzog, um ſeinen Aufklärichtt unter die Leute zu bringen und mit gewaltiger Stimme den lieben Gott aus der Welt hinauszupredigen, wobei es ihm denn an großem Zulauf und reichem Beifall nie fehlt.

In den Zeitungen stand, ich sei zu gleicher Zeit mit ihm in Cleveland gewesen, und man setzte voraus, daß ich auch seinen Vortrag gehört habe, und war erstaunt, daß dies nicht der Fall war.

Ich sagte, ich wäre an dem Abend, da Colonel Ingersoll seinen Vortrag gehalten, in einer Gesellschaft gewesen, aus welcher ich angenehmere Erinnerungen heimgebracht, als der Vortrag des berühmten Redners mir hätte bieten können, zumal ich ihn schon gedruckt gelesen hatte.

Man begriff nicht, daß ich irgendwelche Gesellschaft einem Vortrage des Colonel Ingersoll habe vorziehen können, gleichviel ob mir der Inhalt schon bekannt gewesen oder nicht, da es bei dem merkwürdigen Manne besonders die seltene Redegabe sei, welche reize, und dazu komme, daß er auch das Alte durch witzige Intermezzi immer neu zu beleben wisse.

Mir war es interessant, überall, wohin ich kam, den belebenden Eindruck seiner Redeweise bestätigt zu finden; welcher Art aber diese Redeweise ist, will ich durch ein paar getreu übersetzte Stellen aus einer seiner berühmtesten Reden anführen, die sich übrigens alle gleichen wie Kohl in verschiedener Zubereitung. Ich wähle die Rede „Ghosts", welche beginnt:

„Meine Damen und Herren! Vor allem gestatten Sie mir, der Geistlichkeit dieser Stadt meinen aufrichtigsten Dank auszudrücken. Ich fühle, daß ich ihr hoch für diese glänzende Zuhörerschaft verpflichtet bin. Es ist gesagt worden, und ich glaube es selbst, daß große Intoleranz in der heutigen Kirche herrsche, allein wenn vierundzwanzig Geistliche, darunter drei Bischöfe, mir als Agenten vorarbeiten, ohne Entschädigung oder Belohnung in dieser Welt zu erwarten, so muß ich zugeben, daß ich mich in Betreff der Intoleranz vielleicht geirrt habe. Und ich will ferner sagen, daß ich gegen diese Männer nicht das geringste Gefühl in der Welt habe; jedermann ist das Product seiner Umgebung; er ist das Product jedes Umstandes, der ihn je berührt hat; er ist bis zu einem gewissen Grade das Product der Religion und des

Glaubens seiner Zeit, und wenn Menschen die geringste Intoleranz zeigen, so tadle ich den Glauben, ich tadle die Religion, ich tadle den Aberglauben, der sie dazu getrieben hat. Ich tadle diese Menschen nicht. . . ."

Nun kommen allgemeine Betrachtungen über die Verderbtheit der Welt, die er bessern will durch Beseitigung der Religion, die alle Völker sich selbst zu ihrem Unheil geschaffen haben. „Waren sie Wilde und Barbaren, so machten sie sich einen Gott, wie den Jehovah der Juden."

„Man sagt uns, daß unsere Religion, unsere Bibel unsere Größe, unser Gedeihen bewirkt habe. Ich leugne das! Wir sind trotz der Bibel civilisirt worden, und ich will Ihnen heute Abend zeigen, daß die Hemmnisse, welche jede Wissenschaft erfahren hat, ihr von dem gekommen ist, was wir unsere Religion zu nennen beliebten — oder unsern Aberglauben. Ich hatte einst eine Unterhaltung mit einem Herrn, und er sagte mir, daß seine besondere Religion die Ursache alles Fortschrittes sei. Ich erwiderte: «Nein, mein Herr; die Ursachen alles Fortschrittes sind, nach meinem Urtheil, schwarze Herrenhüte und Hosenträger.» Und ich sagte zu ihm: «Sie gehen nach der Türkei, wo das Volk noch halb barbarisch ist, und Sie werden im ganzen Lande keinen schwarzen Hut und kein Paar Hosenträger finden. Sie gehen nach Rußland, und Sie werden hier und da ein Paar Hosenträger in Moskau oder Sanct-Petersburg finden. Sie gehen weiter, nach Oesterreich, und die schwarzen Hüte fangen an; dann gehen Sie nach Paris, Berlin und New-York, und Sie werden finden, daß jedermann mit einem schwarzen Hut und Hosenträgern versehen ist. Wo immer Sie Erziehung und Musik finden, da werden Sie auch schwarze Hüte und Hosenträger finden.» — Er sagte, er möchte mit keinem Menschen reden, der ihm sagte, Hosenträger und schwarze Hüte hätten mehr für die Menschheit gethan als die Bibel und Religion."

Nach diesem Excurs über die Philosophie der Hosenträger, wovon die Griechen auf der Höhe ihrer Cultur noch keine Ahnung

hatten, kommt Colonel Ingersoll auf sein eigentliches Thema „Ghosts“ (Geister, Gespenster) zu sprechen. Er sagt: „Es ist eine Thatsache, daß wir im Bann von Menschen stehen, welche gar nicht existiren. Wir werden im Zaume gehalten durch Phänomena, welche nie existirt haben. Wir werden im Zaume gehalten durch Geister und todte Menschen, und der Tod hält in der Hand ein Scepter, welches die Lebenden vergewaltigt. Ich schlage vor, daß wir uns selbst beherrschen! Ich schlage vor, daß wir das Vergangene sein und die Todten ihre Todten begraben lassen! Ich glaube, daß das amerikanische Volk Hirn genug hat, und Nerven genug, und Muth genug, um sich selbst im Zaume zu halten und sich selbst zu beherrschen, ohne irgendwelche Hülfe von Staub oder Geistern. Das ist meine Lehre. . . . Der Aberglaube hat schon Unheil genug angerichtet; jede Religion verdächtigt nahezu alles was ergötzt, alles was erfreut, und nährt immer den Wahn, daß Gott sich am wohlsten fühlt, wenn es uns am übelsten zu Muthe ist. Man hat die Andromeda der Freude in den kalten Fels der Unwissenheit und Furcht verwandelt, um dort verschlungen zu werden vom Drachen des Aberglaubens! Kirche und Staat sind zwei Geier, welche vom Herzen des gefesselten Prometheus gezehrt haben. Ich sage, gebt dem Menschengeschlecht eine Aussicht (a chance), laßt jedermann für sich selbst denken und seine Gedanken ausdrücken.“

Doch genug und vielleicht schon zu viel des Guten, obgleich wir erst auf der zweiten Seite der langen Rede angelangt sind, deren Vortrag zwei volle Stunden in Anspruch nimmt, immerhin eine kurze Zeit, um so gründlich, wie der tapfere Oberst Ingersoll es thut, aufzuräumen mit allem, was die Menschheit bisher am wahren Fortschritt gehindert hat. Seine berühmteste Leistung heißt „Mistakes of Moses“, worin er dem Gesetzgeber der Juden das Heft corrigirt und sich zu der Behauptung versteigt, er, Bob Ingersoll, könne bessere Bücher schreiben als die fünf Bücher Mosis und überhaupt alle Bücher des Alten und Neuen Testaments zusammengenommen. Er hat eine Wuth auf

die Bibel, die sich in einer ganzen Blütenlese von possenhaftem Unsinn Luft macht und zeigt, daß ihm alles Verständniß für höhere Dinge abgeht. Trotzdem hat der Vortrag in Amerika ein beispielloses Aufsehen gemacht und eine ganze Reihe von notablen Theologen veranlaßt, ein Buch dagegen zu schreiben, welches zwar die Unwissenheit Bob Ingersoll's zur Genüge nachweist, aber nur für Leser, welche solches Nachweises gar nicht bedürfen. Die Unwissenheit eines gefeierten Redners kommt nicht in Betracht bei einem Publikum, welches kein Urtheil darüber hat und ganz unter dem Bann seiner ausdauernden Bruststimme steht, gleichviel ob diese von Hohlheit tönt, wie ein leeres Faß, oder von Gelehrsamkeit wie ein berliner Akademiker.

So hat denn auch die Widerlegung des Ingersoll'schen Vortrags diesem nur als Reclame gedient, weil sie nicht den solcher Marktschreierei gegenüber angemessenen Ton zu treffen wußte. Und doch ist gerade in Amerika nichts leichter, als zu beweisen, daß Colonel Ingersoll sich gar nicht zu ereifern braucht, um für sich und seine Gläubigen alles zu erreichen, was ihm als Heil der Menschheit vorschwebt, denn bei allen Rothhäuten seines Landes ist es seit Jahrtausenden zu finden gewesen. Diese haben früher nie von den Zehn Geboten gehört, weder Moses noch die Propheten, weder den Gott der Juden noch den der Christen, weder Staat noch Kirche gekannt und müßten folglich ganz Menschen nach dem Herzen des Colonel Ingersoll sein. Warum geht er nicht zu ihnen, da sie ihm doch so nahe wohnen? Viele von ihnen haben, wie ich mich auf meinen Reisen im fernen Westen selbst überzeugt habe, wirklich schon das aufzuweisen, was er für die höchsten Merkmale der Cultur hält, nämlich Hosenträger. Also warum geht er nicht zu ihnen? Hat er etwa bei Schoolcraft gelesen, daß selbst die wilden Rothhäute nicht ohne Glauben an etwas Höheres sind, was sie „den großen Geist" nennen? Man behauptet, daß heute von diesem Glauben wenig mehr zu finden sei.

Was den Menschen über das Thier erhoben,
War der erste Blick seines Auges nach oben,
Und wo er den Aufblick nach oben verliert,
Da sehn wir den Menschen bald wieder verthiert.

* * *

Im Geist sich über sich selbst zu erheben,
Im Forschen Jahrtausende zu durchleben,
Vergangenes und Künftiges in Eins zu verweben,
Sind Gaben, die nur dem Menschen gegeben.

* * *

Ingersoll predigt sein Evangelium nicht den Armen, Unterdrückten und Hülflosen; er spricht zuweilen von ihnen, aber nie zu ihnen, denn sie können den Eintrittspreis zu seinen Vorträgen nicht erschwingen. Er wendet sich nur an die wohlhabende Menge, deren Vorurtheilen und Neigungen er schmeichelt, und bei welcher er sicher ist, ein dankbares Publikum zu finden. Die den ganzen Tag in angestrengter Arbeit verlebenden Geschäftsleute haben keine Zeit, über die gewichtigen Fragen, die er leicht aufwirft und spielend löst, tiefer nachzudenken, und die Damen lassen sich das Spiel seiner redegewandten Zunge, welche ihnen immer viel Schönes zu sagen weiß, auch gern gefallen. Er erzählt ihnen, um ihr Herz zu rühren, von den Folterkammern, die er in Deutschland besucht, und die er mit ihren Marterwerkzeugen in haarsträubender Weise so zu schildern weiß, als ob alle dadurch verübten Greuel auf das Christenthum zurückzuführen seien. Dann kommt er auf andere Religionen zu sprechen und beweist, daß sie alle sich ähnlicher Greuel schuldig gemacht haben. Daraus wird nun der Beweis gezogen, daß jede Art von Religion ein Uebel sei, das man ausrotten oder sich vom Leibe halten müsse. Hingegen verschweigt er weislich die Thatsache, daß alle Cultur aus religiösem Boden erwachsen ist, der wol viel Unkraut, aber auch viel Großes und Schönes hervorgebracht hat; er macht sich lustig über den Götterglauben der Griechen, aber er scheint keine Ahnung davon zu haben,

was die Welt der künſtleriſchen Ausgeſtaltung dieſes Glaubens verdankt: ihm ſtehen die Hoſenträger als Träger der Cultur höher als alle Kunſt und Religion, und vermuthlich auch als alle Wiſſenſchaft, von welcher in ſeinen Wortgaukeleien ſo wenig zu verſpüren iſt als von Kunſt und Religion.

Zehntes Kapitel.

Detroit.

Sonntag, 18. Januar, verließ ich Toledo, um einer Einladung nach dem nahen Detroit zu folgen. Ich fand ein paar angenehme Reisebegleiter in Herrn Bender aus Toledo und Herrn Weiß aus Monroe, den ich schon von Deutschland her kannte. Der sonnige Himmel zeigte die herrliche Uferlandschaft am Eriesee im freundlichsten Lichte, und schon nach wenigen Stunden trafen wir in Detroit ein, wo ich mich von meinen Reisegefährten trennen mußte, um drei andern Herren zu folgen, die mich auf dem Bahnhofe in Empfang nahmen. Der eine war Herr Dr. Hermann Kiefer, in dessen Hause ich wohnen sollte; der andere Herr August Marxhausen, Herausgeber der „Detroiter Abendpost", und der dritte Herr Heinrich Binder, Redacteur desselben Journals.

Als wir in das Kiefer'sche Haus kamen, wartete die freundliche Herrin schon mit dem Essen auf uns und wußte es mir bald so heimisch zu machen, als ob ich bei lieben Verwandten in Deutschland zu Besuch wäre. Es ging sehr lebhaft bei Tische zu, da es von allen Seiten viel zu erzählen gab, und wir blieben in gemüthlicher Unterhaltung beisammen, bis Dr. Kiefer zu einem Patienten abberufen wurde. Ich zog mich dann auf mein Zimmer zurück, um ein paar Briefe zu schreiben und ein wenig zu ruhen, da ich die letzte Nacht wenig geschlafen hatte und am Abend noch eine große Gesellschaft in Aussicht stand.

Das Haus war nicht nach der amerikaniſchen Schablone, ſondern ganz nach deutſcher Weiſe eingerichtet, genau den Bedürfniſſen und Neigungen des Beſitzers entſprechend, der es ſich ſchon vor vielen Jahren erbaut und ſpäter mit der wachſenden Familie durch einen Anbau vergrößert hatte. Im untern Geſchoß befanden ſich die Wohn- und Empfangszimmer; im Anbau die verſchiedenen Gemächer, welche der Hausherr zur Ausübung ſeines ärztlichen Berufes brauchte: ein Studirzimmer mit allen in ſein Fach ſchlagenden Werken und Journalen, ein Sprechzimmer, ein Operationszimmer und ein Laboratorium.

Der obere Stock zerfiel in zwei getrennte Theile, wovon der eine das Badezimmer und die Schlafgemächer für die Familie enthielt, der andere einen Saal nebſt geräumigem Vorzimmer. Dieſe beiden ſtattlichſten Räume des Hauſes nahmen faſt die ganze Frontſeite ein und gewährten durch das winterlich kahle Gezweige der davorſtehenden Bäume einen freundlichen Ausblick in Nähe und Ferne.

Der Saal war als Bibliothek eingerichtet mit hohen, büchergefüllten Glasſchränken und allerlei Gelaß für Globen, Atlanten, Mappen mit ſeltenen Stichen u. ſ. w. Wo noch Raum an der einen Wandſeite blieb, hingen werthvolle Bilder; an der Fenſterſeite ſtand ein mächtiger Schreibtiſch mit viel Platz, um Bücher und Karten darauf auszubreiten, und alles zuſammen machte einen überaus anheimelnden Eindruck. Dieſer Saal wurde mir zur Wohnung angewieſen, und das Zimmer daneben war als Schlafgemach hergerichtet. So gut hätte ich es im beſten Hotel Amerikas nicht finden können. Ich hatte mir beim Eintritt in das von Anſehen ſchlichte Haus nicht träumen laſſen, daß es ſolche Räume in ſich berge, zumal die Gemächer des Erdgeſchoſſes ſo beſcheiden im Umfang wie einfach in der Ausſtattung waren, offenbar mit abſichtlicher Vermeidung alles Flitterwerks. Dieſes fand ſich auch in den obern Räumen nicht; denn kunſtvolles Schnitzwerk an Bücherſchränken, welche die edelſten Geiſteswerke der Welt enthalten, kann man nicht Flitterſtaat nennen, aber der

Büchersaal machte, so wie er war, einen so würdevoll harmonischen Eindruck, daß er jedem Fürstenpalaste zur Zierde gereicht haben würde. In der Auswahl der Bücher, wie in ihrer Fülle und Ordnung, prägte sich ein vornehmer Geist aus, und ein solcher war Dr. Kiefer, wie ich ihn kennen lernte, ein Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und lebhaftem, vielseitigem Interesse für alles, was einen Mann von ernster Grundstimmung erheben und erfreuen kann.

Als Sohn eines höhern Beamten in Baden war er in den Studentenjahren von den politischen Bewegungen des Landes nicht ganz unberührt geblieben. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Assistent des berühmten Professors Stromeyer und lebte unter dessen Leitung mit ganzer Seele seinem Berufe, was jedoch nicht verhinderte, daß er im Jahre 1849 durch alte Universitätsfreunde in politische Verwickelungen gerieth, die ihn bewogen nach Amerika auszuwandern. Er schied mit schwerem Herzen von seiner Heimat und ließ sich, nach mancherlei Fährnissen, am Michigansee in dem durch seine Bahnverbindung mit dem Innern des Landes rasch aufblühenden Detroit nieder, das damals kaum ein Drittheil seiner heutigen Einwohnerzahl enthielt, welche sich auf 80000 beläuft. So lebte er nun seit 30 Jahren an demselben Orte, glücklich verheirathet und mit blühenden Kindern gesegnet und doch immer noch mit starker Liebe an seiner alten Heimat hängend. Drei seiner Söhne sind schon erwachsen; der eine studirte, als ich in Detroit war, auf dem Polytechnikum in Karlsruhe. Auch seinem alten Lehrer Stromeyer hatte er eine treue Verehrung bewahrt, und diese trug dazu bei, uns näher zusammenzuführen, denn ich hatte erst vor wenigen Jahren Stromeyer's funfzigjähriges Doctorjubiläum in Hannover mitgefeiert (das er nicht lange überleben sollte) und konnte ihm viel von dem alten würdigen Herrn, der bei jener Feier durch Deputationen von einer Menge Universitäten begrüßt und mit hohen Orden und Ehren aus aller Herren Ländern überhäuft wurde, erzählen. Stromeyer hatte sich nach Beendigung des französischen Krieges, den er als Generalarzt mit-

gemacht, in Hannover zur Ruhe geſetzt, wo ich, um die Mitte der ſiebziger Jahre, auch ein paar Winter verlebte und viel mit ihm verkehrte.

Nun kam es mir vor, als wären einige ſcharf ausgeprägte Züge ſeines entſchiedenen Weſens auf Dr. Kiefer übergegangen, der auch aus ſeinem Herzen nie eine Mördergrube machte und auf ſeinen mächtigen Schultern einen wohlgeformten, wetterfeſten Charakterkopf von ſo energiſchem Ausdruck trug, daß er Freunden Vertrauen und Feinden Furcht einflößen mußte. Ich hatte in meiner Mappe noch das Concept des Gedichts, welches ich zu Stromeyer's Jubiläum geſchrieben, und es war rührend zu ſehen, welche Freude er darüber empfand. Es wurde zu den übrigen Andenken gelegt, welche ſeine Bibliothek umſchloß, von deren Exiſtenz wol nur wenig Menſchen in Detroit eine Ahnung hatten. Ich mußte dies ſchließen aus dem Erſtaunen, welches ich immer auf den Geſichtern derer las, die kamen, um mich zu beſuchen; ſelbſt alte Bekannte des Hauſes ſahen ſich verwundert um, als ob ſie fragen wollten: wie kommt der prächtige Bücherſaal plötzlich in dies ſchlichte Haus?

Ich theilte meine Bemerkungen dem Doctor mit, der dazu lächelnd ſagte, er habe allerdings bei der Herſtellung dieſes Saales keine andere Abſicht gehabt, als ſich eine Rückzugsſtätte zu ſchaffen, welche durch nichts an das verwirrende Getriebe der Außenwelt erinnere. Hier bringe er die wenigen Stunden der Sammlung und Ruhe zu, welche ſeine anſtrengende Berufsthätigkeit ihm übrig=laſſe. Hier vertiefe er ſich in ſeine Lieblingsautoren und prüfe zuweilen, ob ihm noch in der Reife des Mannesalters gefalle, was ihn einſt als Jüngling begeiſtert habe.

Die Bibliothek war das Heiligthum des Hauſes, zu welchem, der Regel nach, nur die Familienmitglieder Zutritt hatten. Sie würde ihren Zweck verfehlt haben, wenn ſie jedem Bekannten zu=gänglich geweſen wäre.

Auf meinen Wanderungen durch die Stadt konnte ich anfangs nur die Außenſeite der Dinge kennen lernen, wo ſich dann die

ſtattlichen öffentlichen Gebäude, die breiten, luftigen Straßen mit ihren Alleen wenig von denen der ſchon geſchilderten Städte unterſchieden. Durch Dr. Kiefer ward mir Gelegenheit, manchen tiefern Einblick zu thun. Wenn er bei ſeinen Krankenbeſuchen weitere Fahrten zu machen hatte, lud er mich ein ihn zu begleiten, um mir unterwegs alles Bemerkenswerthe zu zeigen und zu erklären. Er kannte die Geſchichte eines jeden Hauſes und wies auf manches Prunkgebäude hin, deſſen Eigenthümer vor Jahrzehnten als ein armer Arbeiter oder Handwerksgeſell ins Land gekommen. Am meiſten intereſſirten mich die eigenthümlichen Arbeiterquartiere in den fernen Stadttheilen, wo lange Reihen von kleinen Holzhäuſern ſtehen, die nur hin und wieder von größern unterbrochen werden. Wer viele Arbeiter beſchäftigt, hält bei denen, die ſich als tüchtig bewähren, darauf, ſie auf längere Zeit an ſich zu feſſeln, indem er ihnen behülflich iſt, ſich ein eigenes Heim zu gründen. Ein paar hundert Dollars reichen aus und werden gern vorgeſtreckt zum Ankauf eines Grundſtücks und Bau eines Holzhäuschens, neben welchem noch Platz zur Anlegung eines Gemüſe- und Obſtgärtchens übrigbleibt. Die Rückzahlung erfolgt dann in kleinen, auf eine Reihe von Jahren vertheilten Raten und würde oft gern ganz erlaſſen werden, wenn es dadurch gelänge den Arbeiter länger zu feſſeln. Ein ſolches Häuschen reicht zunächſt nur für ein Ehepaar aus. Vergrößert ſich die Familie, ſo wird ein kleiner Anbau gemacht, je nach Bedürfniß. Wir hielten vor einem Hauſe, in welchem der Doctor einen Patienten hatte, der auch während der Krankheit ſeinen gewöhnlichen Arbeitslohn, 40 Dollars monatlich, ausbezahlt erhielt. Davon betrugen ſeine Ausgaben für Haushalt, Kleidung u. ſ. w. 33 Dollars. Der Reſt wurde als Erſparniß zurückgelegt, das nur in außerordentlichen Fällen angegriffen werden durfte. Das Häuschen war durch einen Anbau vergrößert worden, da ſchon drei Kinder vorhanden waren, und hatte einen wohlgepflegten Garten zur Seite, mit Gemüſebeeten und einem halben Dutzend Obſtbäumen.

Dr. Kiefer hielt große Stücke auf die amerikaniſchen Arbeiter

und auch auf die deutſchen, bei denen er nur beklagte, daß ihnen der angeſtammte Geiſt der Uneinigkeit nicht auszutreiben ſei. In Bezug auf mich waren ſie wenigſtens darin einig, daß ſämmtliche Gewerks- und Arbeitervereine mich durch Deputationen begrüßen ließen, deren Sprecher in wohlgeſetzter Rede ihrer Freude Ausdruck gaben mich zu ſehen und mir ſagen zu können, daß in Detroit mir viele warme Herzen entgegenſchlagen. Auch der ſchweizer „Grütliverein" ſchickte eine Deputation mit ſchwungvoller Anrede, desgleichen der Arbeiterunterſtützungsverein. Selbſt aus den Nachbarſtädten und vom Lande kamen deutſche Männer, um mir die Hand zu drücken. Ich war wirklich ſehr gerührt, ſo freundliche Geſinnungen für mich bei meinen Landsleuten in der Fremde zu finden, allein der Andrang war ſo groß, daß Dr. Kiefer aus Rückſicht auf meine ſchwankende Geſundheit mir verordnete, die Beſuchszeit auf drei beſtimmte Stunden zu beſchränken, und dies in den Zeitungen bekannt machte.

Diejenigen Beſucher, welche eigene Pferde hatten, luden mich zu Ausfahrten ein, wobei ſie ſelbſt kutſchirten. So verbrachte ich einen ganzen Nachmittag mit Dr. Brumme, einem Landsmann aus Göttingen, der mich in ſeinem behäbigen Zweiſpänner zu einer langen Fahrt an den See abholte, um mir die impoſanten Waſſerwerke zu zeigen, welche durch Dampfkraft das Waſſer aus dem See ziehen, es bis zur Spitze eines hohen Thurmes heben und von dort aus über die viele Meilen weit ſich ausdehnende Stadt verbreiten.

Ein anderes Mal fuhr mich der liebenswürdige und noch ſehr jung ausſehende Mayor von Detroit, Mr. Thompſon, zugleich mit ſeinem Bruder ſpazieren, der eben von einer Orientreiſe heimgekehrt war, wobei er auch den Kaukaſus beſucht hatte, ſodaß wir eine Menge Berührungspunkte zu intereſſanter Unterhaltung fanden. Und ſo hatte ich mehr Gelegenheit als Zeit, die Stadt und Umgegend nach allen Richtungen kennen zu lernen. Sie hat ihren Namen von der Straße (le détroit), welche den Erieſee mit dem Huronſee verbindet, und iſt erſt ſeit dem Auf-

kommen der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen, welche sie mit dem Osten, Norden und Westen der Vereinigten Staaten verbinden, zu einem wichtigen Handelsplatz und dadurch zu einer wirklichen Stadt geworden, die dann so rasch emporblühte, daß sie bald die bedeutendste des Staates Michigan wurde. Früher befand sich hier nur ein wichtiger Militärposten: das von den Franzosen schon im Jahre 1701 erbaute Fort Pontchartrain.

Die Häuser der Hauptstraßen bestehen meist aus rothen Backsteinen und haben flache Dächer. Je weiter man fährt, desto weiter rücken die Häuser auseinander und hübsche Villen wechseln ab mit kleinen Holzhäusern, doch meilenweit immer derselben Richtung folgend.

Unter den großen öffentlichen Gebäuden im Mittelpunkte der Stadt erschien mir das ganz neue Court House als das prächtigste und am bequemsten eingerichtete. Ich wollte dort einem höhern Beamten einen Gegenbesuch machen und konnte gleich unten im Flur durch das Telephon erfahren, daß er in seinem Bureau sei. So brauchte ich die hohen Treppen nicht umsonst hinaufzusteigen.

Ich brachte eine Stunde im Postamte zu, und war erstaunt über die fabelhafte Schnelligkeit, mit welcher dort gearbeitet wird. Dr. Kiefer führte mich in einen Bankpalast, dessen Allerheiligstes aussah wie das Ikonostas einer griechischen oder russischen Kirche. Solchen seltsamen Bilderschmuck hatte ich noch in keiner Bank gefunden. Das Ganze machte überhaupt einen tempelartigen, geheimnißvollen Eindruck. Doch ich habe, über so vielem andern, die Einzelheiten wieder vergessen und erinnere mich nur noch, daß unter den vielen Sicherheitsvorrichtungen auch die war, daß beim Oeffnen einer dicken Eisenthür der dunkle Raum, zu welchem sie führte, plötzlich sonnenhell erleuchtet wurde durch elektrisches Licht, das von selbst wieder erlosch, sobald die Thür sich schloß.

Interessanter als alle diese Dinge war für mich, was mir Dr. Kiefer von der Urbarmachung des Landes in der Umgegend von Detroit erzählte, wo noch prächtige Waldungen sind, die ich im Sommer, als ich aus dem fernen Westen zurückkehrte, im

vollen Laubschmucke sah. Er hatte vor vielen Jahren, als die Preise noch billiger waren, selbst ein bedeutendes Stück Waldwildniß angekauft, aber lange nichts damit anzufangen gewußt, als darin zu jagen, wozu er selten Zeit fand. Die Riesenbäume fällen zu lassen, hätte mit dem Transport mehr Geld gekostet, als sie werth waren, solange noch keine Schienenverbindung zwischen der Stadt und seinem Besitzthum bestand. Aber es kamen arme Einwanderer aus Deutschland, die sich gern auf dem Lande ansiedeln wollten und kein Geld hatten, Grund und Boden zu erwerben. In ihrer Noth wandten sie sich an ihn, und er half ihnen, sich auf seinem Besitzthum einzurichten und es allmählich urbar zu machen. Aus den ersten gefällten Bäumen wurden Häuser gebaut; für das nöthigste Hausvieh sorgte der Doctor. Die Waldung bot nicht blos Wild, sondern auch sonst allerlei, was die fleißigen Ansiedler nutzbar machen und verwerthen konnten. Sie hatten lange und schwere Arbeit, ehe der Pflug den Boden durchfurchen konnte, aber sie kamen vorwärts auf dem ergiebigen Boden und jedes Jahr mehrte ihren Wohlstand. In den ersten Jahren hatten sie dem Grundbesitzer nur so viel Brennholz zu liefern, als er für sein Haus brauchte. Erst von der Zeit an, da weite Strecken Landes urbar gemacht waren und Ernten trugen, kam zu den Holzlieferungen ein mäßiger Pachtzins, der mit der Vergrößerung der Wirthschaft wuchs, aber immer leicht zu tragen blieb. Sie sind dabei wohlhabende Leute geworden, die in ihren inzwischen herangewachsenen Kindern rüstige Mitarbeiter gefunden haben, während Dr. Kiefer seinem Hauptgewinn darin sieht, daß die Urbarmachung und Bebauung seines Grundbesitzes dessen Werth von Jahr zu Jahr erhöht hat.

Jeder meiner neuen Bekannten in Detroit war bemüht, meinen Ueberblick der beachtenswerthen Einrichtungen und Anstalten zu vervollständigen. So wurde ich auch zu einem längern Besuche des palastartig gebauten städtischen Zucht- oder Besserungshauses (House of Correction) veranlaßt, dessen Inneres mir ganz den Eindruck eines Fourier'schen Phalansteriums machte.

Eine an Eleganz ſtreifende Einrichtung in den großen, hellen, blitzblanken Räumen, wo die ſauber gekleideten Sträflinge eine wohlgeleitete, uhrwerkartig ineinandergreifende Thätigkeit entwickeln, welche ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, ſodaß ſie wenigſtens während der langen Arbeitszeit über etwaige Gewiſſensbiſſe hinauskommen mögen. Viele von ihnen ſahen übrigens nicht danach aus, als ob ihr Gewiſſen ſchon oder noch beißen könnte.

In einem Lande, wo jedermann Zeitungen lieſt und wo die Zeitungen täglich haarſträubende Berichte über die Corruption bringen, welche in der Beamtenwelt — bis in die höchſten Schichten hinauf — herrſcht, müſſen die Begriffe von Recht und Unrecht in den Köpfen ſolcher Menſchen, die das Sittengeſetz nicht in ſich ſelbſt tragen, ſich verwirren. Wie oft habe ich geleſen, und zwar in langen Beweisführungen mit Namensunterſchrift der als ehrenwerth bekannten Verfaſſer, daß der große Eiſenbahnkönig John Gould der größte Gauner und Beutelſchneider in ganz Amerika ſei, viel verdammenswerther als alle armen Teufel, die für geringere Verbrechen in den Zuchthäuſern büßen müßten. Aehnliche Beſchuldigungen wurden und werden noch immer ungeſtraft gegen den Expräſidenten Grant und ſeine einflußreichen Anhänger gerichtet. Wenn das nun geiſtig und ſittlich verwahrloſte Menſchen leſen, ſo fühlen ſie ſich in der glänzendſten und angeſehenſten Geſellſchaft bei der Verwiſchung der Scheidelinien zwiſchen Erlaubtem und Unerlaubtem. Kommen ſie dann auf ihren Irrwegen ins Zuchthaus, ſo betrachten ſie das als ein Unglück, aber nicht als eine Schande. Aehnlich iſt es in Rußland, wo man ſelbſt aus dem Munde des Volks das Wort Verbrecher nie hört; die Verurtheilten werden immer nur „die Unglücklichen“ genannt.

Ich kann nicht ſagen, daß die Unglücklichen im Zuchthauſe zu Detroit ſehr unglücklich ausſahen; dumpfe Reſignation ſprach ſich in den Zügen der einen, wilder Trotz in denen der andern aus, als ob ſie mit Hamlet ſagen wollten: „Behandelt jeden nach ſeinem Verdienſt und — wer iſt vor Prügeln ſicher?“ Inzwiſchen arbeiteten

ſie rüſtig darauf los, um nicht durch Faſten für Trägheit geſtraft zu werden; ihr wohlgenährtes Ausſehen war das beſte Zeugniß für ihren Fleiß. Die Dampfmaſchine, welche ihre Arbeit unterſtützte, half auch ihre Speiſen bereiten, welche, wie ich mich überzeugen konnte, an Güte und Fülle nichts zu wünſchen übrigließen. Dazu waren ihre Schlafſtätten oder „Keuchen" — wie man es in Baiern nennt — von muſterhafter Sauberkeit, ſodaß die Sträflinge bei gleicher Arbeit in der Freiheit ſchwerlich hätten beſſer für ſich ſorgen können, als hier für ſie geſorgt wurde. Ich ſah eine halbe Stunde lang ihrer Arbeit in einem großen Raume zu, wo Stühle fabricirt wurden, und es ſchien mir, als ob die Leute ſelbſt eine gewiſſe Befriedigung fänden in der Schnelligkeit, Gewandtheit und Sicherheit, womit ſie einander in die Hände arbeiteten. Ich dachte dabei, lange Gewöhnung an ſo geregelte Thätigkeit müſſe auf die Sträflinge auch nach ihrer Entlaſſung einen heilſamen Einfluß fortüben; allein einer meiner Begleiter, der die Zuſtände genauer kannte, ſagte mir, daß das nur in wenigen Fällen zutreffe: die geſchickteſten Arbeiter in der Beſſerungsanſtalt bewährten ſich meiſt nach ihrer Entlaſſung wieder als die geſchickteſten Einbrecher. Strafanſtalten beſſern von Jugend auf verwahrloſte Menſchen nicht, ſondern dienen nur, ſie für eine Zeit unſchädlich zu machen. Aber jedenfalls können die Gefangenen nirgends beſſer aufgehoben ſein als in den amerikaniſchen Strafanſtalten, deren ich ſpäter noch mehrere kennen gelernt habe. Bei Schilderungen aus der Neuen Welt muß man genau die Zeit angeben, in welcher die Dinge ſo waren, wie man ſie geſehen, denn dort iſt alles unbeſtändig und wechſelt ſo oft wie Wind und Wetter.

Amerika iſt vor allen andern Ländern der Welt das Land der Experimente, das große Verſuchsfeld der Menſchheit für alles Große und Ungeheuerliche, für alles Nützliche und Närriſche. Nur von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, kann man das Volk verſtehen und es würdigen lernen in ſeiner Miſſion, der Sauerteig aller mit ſtolzer Zähigkeit am Althergebrachten hangen-

den Völker zu werden, aus deren unternehmendſten und rüſtigſten Söhnen es beſteht.

Bei einem Beſuche der dem Hauſe meines Gaſtfreundes nahe gelegenen Stadtbibliothek war ich erſtaunt, außer eleganten Damen, welche, die Feder in der Hand, vor aufgeſchlagenen Büchern an den Schreibtiſchen ſaßen, auch ärmlich gekleidete Leute aus dem Volke zu finden, welche Bücher zurückbrachten, um andere dafür zu holen. Ich erfuhr, daß das Streben nach Fortbildung unter den Arbeitern allgemein ſei und die amerikaniſche Literatur eine reiche Auswahl ihren Bedürfniſſen entgegenkommender, populär geſchriebener Werke bietet.

In die Strafanſtalt hatten mich Dr. Zirndorf, ein noch junger Rabbiner, und Herr Heinemann, ein angeſehener Induſtrieller, geführt; in das freundliche Theater von Detroit führte mich das Ehepaar Marxhauſen mit ſeiner reizenden Tochter. Es wurde ein auf ſtarke Nerven berechnetes Drama: „My Partner“, von Bartley Campbell, gegeben, in welchem ein ſchauriges Stück californiſchen Lebens in grellen Farben ſich abſpielte. Die Darſtellung war nicht übel; beſonders machte mir ein Schauſpieler Namens Louis Aldrich den Eindruck eines entſchiedenen Talents.

Ich ſollte von Detroit nicht ſcheiden, ohne auch die Synagoge zu beſuchen, obgleich ich nicht wußte, wie das anzufangen, da ich in der Nacht vor dem Sabbat erſt um drei Uhr in das Bett kam und der Gottesdienſt ſchon früh begann, wobei noch der weite Weg zum Tempel in Betracht kam. Doch es kam ein Compromiß zu Stande; die Predigt ſollte etwas ſpäter beginnen, und um mir den Weg zu kürzen, erbot ſich Mrs. Heavenrich, eine ſo ſchöne wie feingebildete Tochter Iſraels, mich abzuholen in ihrem Buggy, den ſie natürlich ſelbſt lenkte. Der Geſang war ſchon verklungen, als wir eintraten; die mit poetiſchem Anflug ſchwungvoll vorgetragene Predigt hätte ebenſo gut in einer chriſtlichen Kirche gehalten werden können. Sie handelte von dem äußern und innern Geſetz und ſtellte dieſes über jenes, da das äußere Geſetz höchſtens Böſes verhindern, aber Gutes nicht fördern könne, welches nur

aus einem liebevollen Herzen quille und aus dem Bewußtſein der Gotteskindſchaft die Pflicht der Brüderlichkeit ableite. — Die ganze Predigt war gleichſam eine Illuſtration der chriſtlichen Wahrheit: „Der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig.“

Wir begleiteten Dr. Zirndorf nach ſeinem Hauſe und mußten dort zu Tiſch bleiben. Die Zeit bis dahin verging raſch genug mit Beſichtigung ſeiner ausgewählten Bibliothek und Rückblicken auf Deutſchland, wo er ſeine Studien gemacht hatte.

Am nächſten Tage gab es in dem Hauſe Heavenrich ein Diner, an welchem auch Dr. Kiefer theilnahm und wobei es ebenſo munter herging wie in einer großen Soirée, welche wenige Tage vorher bei Herrn Heinemann ſtattgefunden hatte.

Meine glänzendſte Erinnerung an Detroit aber ſollte ein großartiges Bankett bleiben, welches auf Anregung und unter Vorſitz des Dr. Kiefer ſtattfand und, in allen Stücken wohlvorbereitet, ſich zu einem wahren geſelligen Kunſtwerk geſtaltete, das ſelbſt den engliſchen Journalen der Stadt Anlaß zu eingehenden, begeiſterten Schilderungen gab und wol allen im Gedächtniß bleiben wird, die daran theilgenommen.

Der glänzend erleuchtete, reich mit Blumen und Gewächſen decorirte große Saal der Harmonie enthielt zwiſchen Guirlanden an den Wänden eine Auswahl von Sprüchen und Verſen aus meinen Büchern. Als die Geſellſchaft in den Empfangszimmern ſich vollſtändig verſammelt hatte, reichte jeder Herr ſeiner Dame den Arm und der lange Einzug in den Feſtſaal begann unter den Klängen der Muſik, welche fortſpielte, bis alle auf ihren Plätzen ſaßen. Die Pauſen zwiſchen den verſchiedenen Gängen wurden durch nicht zu lange Reden ausgefüllt, zu welchen der Präſident in vorgeſchriebener Ordnung aufforderte.

Auguſt Marxhauſen drückte in ergreifenden Worten ſeine Liebe zur alten Heimat aus, die er erſt vor kurzem wieder beſucht hatte, ſowie den Wunſch und die Hoffnung, daß die Zeit bald kommen möge, wo Deutſchland ſeine fernen Söhne nicht als verlorene betrachte, ſondern treu zu ihnen halte, wie ſie zu ihm.

Heinrich Binder gab seinen Wünschen und Grüßen in einem warm empfundenen Gedichte Ausdruck.

A. von Witzleben entsprach seinem Namen, indem er in witzigem Vortrage die Damen leben ließ.

Mr. Thompson, der Mayor von Detroit, brachte in schwungvoller englischer Rede dem deutschen Geiste seine Huldigung, der so segensreich auf Amerika gewirkt, nicht blos durch fruchtbare Arbeit und Verbreitung nützlicher Kenntnisse, sondern auch durch Einführung von Musik und Gesang, die nicht wenig dazu beigetragen hätten, Schwung und Freudigkeit in das früher mehr nüchterne Leben der eingeborenen Amerikaner zu bringen.

Den officiellen Reden folgten eine Menge anderer, darunter einige sehr gelungene, welche durch günstige Veranlassungen hervorgerufen wurden. Die Bedienung bei Tische besorgte eine ansehnliche Schar feierlich gekleideter Neger, die übrigens ihre Sache sehr gut machten. Eine Dame fragte mich, ob es mir nicht seltsam unter den vielen Schwarzgesichtern vorkomme. Auf meine verneinende Erwiderung bemerkte General Weitzel, der im Secessionskriege das 18. Armeecorps commandirte, daß die Neger sich auch im Felde vortrefflich bewährt hätten. Ein Wort ergab das andere, und so kam er dazu, eine Episode aus einer der Entscheidungsschlachten zu erzählen, in welcher ein Regiment Schwarzer unter seinen Augen Wunder der Tapferkeit gethan.

Der General erzählte sehr lebendig und anschaulich und wurde, als die kurze, aber spannende Geschichte zu Ende war, von verschiedenen Seiten gebeten, sie englisch zu wiederholen, aber so, daß die Neger es hören konnten, um ihnen auch eine Festfreude zu machen. Das geschah nun in überaus liebenswürdiger Weise, indem der General, ein hochgewachsener, sehr stattlicher Mann, sich erhob und in englischer Sprache mit sonorer Stimme eine Rede hielt, in welche er die Kriegsepisode sehr geschickt zu verflechten wußte und sich dabei halbseits dem Büffet zuwendete, vor welchem die meisten Schwarzen neugierig lauschend standen, die alle vor

Freude grinſten über das Lob, das er ihnen ſpendete. Es waren ein paar dabei, die noch unter ihm gedient hatten und denen er freundlich die Hände drückte.

General Weitzel hat ſchon ſeit Jahren ſeinen Sitz in Detroit als Chef des Genieweſens und der Forts und Leuchtthürme am Erie- und Ontarioſee. Obgleich in Amerika aufgewachſen, ſchwärmt er für Deutſchland, wo er längere Zeit verweilte, und ſingt mit Begeiſterung deutſche Lieder. Er ließ ſich in der guten Feſtſtimmung bewegen einige vorzutragen, bei deren Refrain die ganze Geſellſchaft mit einſtimmte. Aber noch gehobener ward die Stimmung, als auch ſeine noch jugendliche Gemahlin, die eine ſchöne und wohlgeſchulte Stimme hat, meinen Bitten nachgab und mit ſeelenvollem Vortrage deutſche und engliſche Lieder ſang, die alles zur Begeiſterung hinriſſen.

Elftes Kapitel.

Cincinnati.

Am Dienstag, 27. Januar, reiſte ich von Detroit 7½ Uhr morgens ab und kam genau um dieſelbe Stunde abends in Cincinnati an, wo mich auf dem ſchlecht beleuchteten Bahnhofe verſchiedene Herren empfingen, welche mich und mein Gepäck in einen bereit ſtehenden Buggy beförderten, auf deſſen Bock ſich einer von ihnen ſchwang und mit mir davonjagte. Die Pferde griffen, ohne angetrieben zu werden, mächtig aus, wahrſcheinlich weil ſie wußten, daß ſie noch einen weiten Weg zu machen hatten; ihre zu durchlaufende Bahn bot mancherlei Hinderniſſe des Bodens und der Begegnungen, und ſo geſchah es, daß der vor mir ſitzende Lenker des Wagens ſich nur ſtoßweiſe mit mir unterhalten konnte. Er hatte mich eingeladen, während meines Aufenthalts in Cincinnati bei ihm zu wohnen, und ich hatte mich ſehr auf ſeine Bekanntſchaft gefreut, mir aber nach allem, was ich über ihn gehört, ein ganz anderes Bild von ihm entworfen, als ich nun vor mir fand. Denn das meiſte, was mir erzählt worden war von ſeiner energiſchen Wirkſamkeit zur Hebung des Deutſchthums in Amerika, von dem großen Einfluſſe, den er auf die Beſſerung des Schulweſens und der Rechtszuſtände geübt, von den denkwürdigen Reden, die er gehalten, u. ſ. w., reichte ſchon um ein Menſchenalter zurück, ſodaß ich mir einen behäbigen alten Herrn unter ihm dachte, der

nun auf seinen Lorbern ausruhte nach einer langen fruchtbaren Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Statt dessen fand ich einen noch mit jugendlicher Schwungkraft sich bewegenden Mann von mittlerer Größe, feinem Gliederbau und entsprechender Kopfbildung mit klaren, scharfen Augen und energischem Ausdruck der Gesichtszüge. Zwanglos, schlicht und entschieden, wie in seiner äußern Erscheinung, war er auch in seiner Rede, die kein überflüssiges Wort aufkommen ließ.

Der Weg, den wir zu fahren hatten, führte uns in der zweiten Hälfte ziemlich hoch hinauf zu weitgeschwungenen Anhöhen, bedeckt mit Villen und Häusern aller Art, und nach einer Fahrt von etwa einer Stunde hielten wir vor der etwas abseits gelegenen Villa Stallo, wo ein stämmiger Kutscher alsbald das Gespann in seine Obhut nahm, während Judge Stallo mich ins Haus führte und seiner Familie vorstellte, welche aus seiner Gemahlin, drei erwachsenen Töchtern und einem Sohne bestand. Bald darauf ging es zu Tische, und eine Stunde später fühlte ich mich in dem neuen Kreise bereits so heimisch, als ob ich auf Clifton Heights schon seit Jahren gewohnt hätte.

Der Hausherr war, wie ich erfuhr, den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen, sondern schon um acht Uhr morgens nach der Stadt gefahren, wo er täglich bis gegen sechs Uhr auf seinem Bureau arbeitete, sodaß er immer nur den Abend im Familienkreise zubringen konnte. Heute hatte er sich nun um so viel Zeit verspätet, als nöthig war, um mich vom Bahnhofe abzuholen. Er sagte, da seine Geschäfte ihn von früh bis spät von Haus fern hielten, so müsse er mich während der Zeit den Damen des Hauses anvertrauen, die mich übrigens nie stören würden, wenn ich allein sein wollte. Ein Wagen stehe den ganzen Tag zu meiner Verfügung, um mich nach Cincinnati, oder wohin ich sonst wünschte, zu bringen, und seine Tochter Hulda, zugleich die musikalische Seele des Hauses, sei eine so geschickte Rosselenkerin, daß ich mich immer getrost ihrer Führung anvertrauen dürfe.

Ich war sehr erfreut, gleich von vornherein die Hausordnung

Elftes Kapitel.

Cincinnati.

Am Dienstag, 27. Januar, reiſte ich von Detroit 7½ Uhr morgens ab und kam genau um dieſelbe Stunde abends in Cincinnati an, wo mich auf dem ſchlecht beleuchteten Bahnhofe verſchiedene Herren empfingen, welche mich und mein Gepäck in einen bereit ſtehenden Buggy beförderten, auf deſſen Bock ſich einer von ihnen ſchwang und mit mir davonjagte. Die Pferde griffen, ohne angetrieben zu werden, mächtig aus, wahrſcheinlich weil ſie wußten, daß ſie noch einen weiten Weg zu machen hatten; ihre zu durchlaufende Bahn bot mancherlei Hinderniſſe des Bodens und der Begegnungen, und ſo geſchah es, daß der vor mir ſitzende Lenker des Wagens ſich nur ſtoßweiſe mit mir unterhalten konnte. Er hatte mich eingeladen, während meines Aufenthalts in Cincinnati bei ihm zu wohnen, und ich hatte mich ſehr auf ſeine Bekanntſchaft gefreut, mir aber nach allem, was ich über ihn gehört, ein ganz anderes Bild von ihm entworfen, als ich nun vor mir fand. Denn das meiſte, was mir erzählt worden war von ſeiner energiſchen Wirkſamkeit zur Hebung des Deutſchthums in Amerika, von dem großen Einfluſſe, den er auf die Beſſerung des Schulweſens und der Rechtszuſtände geübt, von den denkwürdigen Reden, die er gehalten, u. ſ. w., reichte ſchon um ein Menſchenalter zurück, ſodaß ich mir einen behäbigen alten Herrn unter ihm dachte, der

nun auf seinen Lorbern ausruhte nach einer langen fruchtbaren Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Statt dessen fand ich einen noch mit jugendlicher Schwungkraft sich bewegenden Mann von mittlerer Größe, feinem Gliederbau und entsprechender Kopfbildung mit klaren, scharfen Augen und energischem Ausdruck der Gesichtszüge. Zwanglos, schlicht und entschieden, wie in seiner äußern Erscheinung, war er auch in seiner Rede, die kein überflüssiges Wort aufkommen ließ.

Der Weg, den wir zu fahren hatten, führte uns in der zweiten Hälfte ziemlich hoch hinauf zu weitgeschwungenen Anhöhen, bedeckt mit Villen und Häusern aller Art, und nach einer Fahrt von etwa einer Stunde hielten wir vor der etwas abseits gelegenen Villa Stallo, wo ein stämmiger Kutscher alsbald das Gespann in seine Obhut nahm, während Judge Stallo mich ins Haus führte und seiner Familie vorstellte, welche aus seiner Gemahlin, drei erwachsenen Töchtern und einem Sohne bestand. Bald darauf ging es zu Tische, und eine Stunde später fühlte ich mich in dem neuen Kreise bereits so heimisch, als ob ich auf Clifton Heights schon seit Jahren gewohnt hätte.

Der Hausherr war, wie ich erfuhr, den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen, sondern schon um acht Uhr morgens nach der Stadt gefahren, wo er täglich bis gegen sechs Uhr auf seinem Bureau arbeitete, sodaß er immer nur den Abend im Familienkreise zubringen konnte. Heute hatte er sich nun um so viel Zeit verspätet, als nöthig war, um mich vom Bahnhofe abzuholen. Er sagte, da seine Geschäfte ihn von früh bis spät von Haus fern hielten, so müsse er mich während der Zeit den Damen des Hauses anvertrauen, die mich übrigens nie stören würden, wenn ich allein sein wollte. Ein Wagen stehe den ganzen Tag zu meiner Verfügung, um mich nach Cincinnati, oder wohin ich sonst wünschte, zu bringen, und seine Tochter Hulda, zugleich die musikalische Seele des Hauses, sei eine so geschickte Rosselenkerin, daß ich mich immer getrost ihrer Führung anvertrauen dürfe.

Ich war sehr erfreut, gleich von vornherein die Hausordnung

so genau kennen zu lernen, die ich mir angenehmer und bequemer nicht wünschen konnte.

Da wir uns erst um neun Uhr zu Tische gesetzt hatten, so war es einigermaßen spät geworden, als wir aufstanden. Die Damen zogen sich zurück, und ich wollte dasselbe thun, allein der Hausherr bat mich, wenn ich nicht zu müde wäre, noch eine Cigarre bei ihm in seinem Studirzimmer zu rauchen, da die späten Stunden doch die einzigen seien, wo er etwas von mir haben könne.

Müde war ich nicht, aber mich fror ein wenig, was gar nicht zu verwundern war. Zwölf Stunden hatte ich in einem sehr warm geheizten Waggon gesessen, war dann, ohne vermittelnden Uebergang, in dem vorn offenen Buggy bei empfindlicher Kälte und schneidendem Winde eine Stunde lang bis zu den Höhen von Clifton gefahren, in stoßweiser Unterhaltung, wobei mir die Zähne klapperten, während mein wetterfester Vordermann, obgleich auf seinem ganz freien Sitze weit mehr exponirt als ich, sich so wohl zu fühlen schien wie ein Fisch im Wasser, und selbst die Tafelsitzung hatte das mitgebrachte Frösteln nicht ganz zu verscheuchen vermocht, wie ich erst beim Aufstehen recht wieder fühlte und offen gestand.

Doch der Hausherr wußte bald Hülfe zu schaffen, indem er das Feuer im großen Kamin seines Studirzimmers anzündete und noch eine Flasche Wein bringen ließ, während ich einen Blick auf seine, sich um die Wände des großen Gemachs hinziehende Bibliothek warf, deren dem Kamin zunächststehende Abtheilung nur philosophische Werke enthielt, in einer Vollständigkeit, die mich erstaunen machte.

„Lassen wir das jetzt", sagte er, indem er mir einen Stuhl an das Feuer rückte, „es ist mein Handwerkszeug. Ich habe vor vielen Jahren eine kurzgefaßte Geschichte der Philosophie in englischer Sprache für die Amerikaner geschrieben, und da mußte ich doch die Quellen bei der Hand haben. Ich arbeite jetzt an einem größern philosophischen Werke ... Doch sehen Sie sich die Bücher bei Tage an; wir wollen vor Schlafengehen noch ein bischen plaudern."

Ich ſtellte das Buch, welches ich eben in der Hand hielt — es war der erſte Band von Prantl's „Geſchichte der Logik im Abendlande" — wieder an ſeinen Platz, konnte mich aber nicht enthalten, meine Freude darüber auszudrücken, daſſelbe neben den bekanntern Werken von Leibniz bis Lotze und Kuno Fiſcher in einer Privatbibliothek am Ohio gefunden zu haben, worauf mein Gaſtfreund ſein Erſtaunen darüber ausdrückte, daß ein deutſcher Poet gerade dieſes Werk, welches mit der Poeſie gar nichts zu thun habe, überhaupt kenne. Nun erzählte ich ihm, daß ich nicht blos Prantl's Schriften, ſondern auch ihn ſelbſt während meines langen Aufenthalts in München genau kennen gelernt und ſchon in den funfziger Jahren einen längern Bericht über den erſten Band ſeiner „Geſchichte der Logik im Abendlande" für den König Maximilian geſchrieben habe, um dieſen auf die Bedeutung des in ſeinem Gebiete bahnbrechenden und grundlegenden Werks aufmerkſam zu machen, ſowie auf den großen Aufwand von Gelehrſamkeit, wiſſenſchaftlichem Eifer, Zeit, Mühe und Geldopfern, welchen die Herſtellung eines ſolchen Werks erfordere.

Judge Stallo hielt große Stücke auf Prantl, und es freute ihn ſehr, Näheres über ihn und die münchener Univerſitätszuſtände, wie ſie zu meiner Zeit waren, zu hören.

So plauderten wir bis tief in die Nacht hinein, und als er mich in mein Zimmer führte, bat er mich, nicht zu früh aufzuſtehen, damit wir uns auch ferner in ſpäten Stunden am Kamin unterhalten könnten, da dieſe doch, außer den Sonntagen, die einzigen ſeien, über welche er frei verfügen könne. Er ſelbſt könne immer früh aufſtehen, da er wenig Schlaf brauche.

* * *

Als ich am nächſten Morgen gegen neun Uhr in das Speiſezimmer kam, ſaßen die Damen noch am Frühſtückstiſche, während der Hausherr ſchon in der Stadt war. Er hatte ſeinen Sohn mitgenommen, um ihn auf der ein halbes Stündchen von der

Villa entfernten Universität abzusetzen, wo er mit Eifer philologische Studien trieb. So blieb ich denn mit den Damen allein, die sich freuten zu hören, daß ich eine vortreffliche Nacht gehabt habe und von der Aussicht aus meinen Fenstern auf die schöne Winterlandschaft ganz entzückt sei.

Fräulein Hulda bemerkte, daß die Anlagen auf dem Hügellande von Clifton und noch weiter hinaus viele Meilen in der Umgegend wohl verdienten, näher in Augenschein genommen zu werden, da man sie zu den schönsten zählte, die überhaupt in Amerika zu finden wären, ja, manche Reisende ihnen den Preis vor allen andern zuerkannt hätten. Sie seien von einem Deutschen, Herrn Strauch, geplant und ausgeführt worden, dem die Stadt zu dem Zwecke große Summen zur Verfügung gestellt habe, da er im Lande als der größte Meister landschaftlicher Baukunst gelte. Ich müsse ihn jedenfalls kennen lernen, zumal er höchst romantisch gerade im leicht erreichbaren Mittelpunkte seiner grünen Schöpfungen wohne und ein ihm gewidmeter Tag kein verlorener für mich sein werde. Natürlich war ich mit Freuden bereit, dem Winke der Fräulein Hulda zu folgen, und so wurde denn gleich ein Tag dazu bestimmt und Anstalt getroffen, Meister Strauch davon in Kenntniß zu setzen, damit wir ihn nicht verfehlten.

Nachdem wir so ein halbes Stündchen auf das angenehmste verplaudert hatten, trat der Kutscher ein und meldete, daß der Buggy für Fräulein Mathilde angespannt sei.

Fräulein Mathilde, die jüngste Tochter des Hauses, sah nach der Uhr, sagte: „All right!“ und erhob sich dann zu freundlicher Verabschiedung. Sie fuhr, wie man mir sagte, nach der Universität, wo sie täglich sechs Stunden zuzubringen pflegte, um mathematische und physikalische Studien zu treiben, wozu sie von Kindesbeinen an eine besondere Neigung gehabt habe.

Ich war zugleich mit ihr aufgestanden, und da ich mich nicht wieder niederließ, fragte mich Fräulein Hulda, ebenfalls aufstehend: „Wollen Sie auch ausfahren?“

„Sehr gern", erwiderte ich, „aber vorher muß ich ein paar dringende Briefe schreiben."

„Wie lange wird das dauern?"

„Eine Stunde."

„Schön. In einer Stunde erwarte ich Sie ... Aber", fuhr sie fort, als ich mich der Thür zuwandte, „Sie wollen doch nicht wieder in Ihr Zimmer hinaufsteigen? In der Bibliothek finden Sie alles bequemer beieinander, was Sie brauchen; niemand wird Sie dort stören und für gute Heizung ist schon gesorgt."

Nach einer Stunde kam Fräulein Hulda, mich abzuholen, übernahm meine Briefe zur Besorgung und rieth mir, mich sorgfältig einzuhüllen, da es ein zwar sonniger, aber doch kalter Wintertag sei. Sie selbst mache sich aus der Kälte nicht viel.

Der Buggy hielt schon vor der Thür. Fräulein Hulda schwang sich mit anmuthiger Leichtigkeit auf den Vordersitz und ich mußte mich in das Innere des leichten, hochräderigen Fuhrwerks setzen, das ein feuriger Rothfuchs bald in rasche Bewegung brachte, während Fräulein Hulda sich nach mir umsah, um zu fragen, ob mir auch nichts fehle. Nachdem ich sie darüber vollkommen beruhigt hatte, konnte ich die Bemerkung nicht unterdrücken: „Aber Sie scheinen ja eine ganze Sammlung von Buggies in der Remise zu haben! Mit einem ist Ihr Herr Vater zur Stadt gefahren; mit einem andern Ihre Fräulein Schwester zur Universität; mit einem dritten fahren wir jetzt ins Freie ..."

„Und ein viertes steht noch für den Nothfall in Bereitschaft, das ist alles!" fiel sie lächelnd ein, ihren Rothfuchs durch die Hauptstraße von Clifton nach den herrlichen Parkanlagen lenkend, ohne die Unterhaltung lange stocken zu lassen.

Solche Fahrten sind angenehmer zu machen als zu beschreiben, denn die hundert Einzelheiten, aus welchen sich der Genuß im Augenblick zusammensetzt, lassen sich so wenig veranschaulichen, wie der beständige Wechsel der Bilder. Die Fülle der Details, deren Gesammtwirkung den Beschauer entzückt, kann, wenn auseinandergerissen, selbst in der liebevollsten Schilderung den Leser nur lang-

weilen und ermüden, während ein paar Striche, die in großen Umriſſen das Charakteriſtiſche des Fremdartigen andeuten, die Phantaſie anregen, es ſich ſelber auszumalen. Die Bauart der Villen und palaſtartigen Gebäude auf den luftigen Höhen von Clifton unterſcheidet ſich in nichts von derjenigen, die wir in den neuern, halb aus Gärten und Parks beſtehenden Straßen von Wiesbaden finden. Die Unterſchiede beſtehen blos darin, daß in Clifton alles weiter auseinandergerückt iſt und die größere Mannichfaltigkeit der Bodengeſtaltung auch eine größere Fülle ſchöner Einzelbilder bietet. Dazu kommt dann noch, als Hauptmoment, eine Beleuchtung, wie wir ſolche, ſelbſt bei reinſtem Himmel, weder im Sommer noch im Winter haben, ein wunderbar durchſichtiges Licht, welches die fernſten Gegenſtände in klaren Umriſſen erſcheinen läßt und unzweifelhaft, neben dem Streben in die Weite, weſentlich dazu beigetragen hat, den landſchaftlichen Anlagen der Amerikaner ihr eigenartiges Gepräge zu geben.

Bei uns würden ſolche Anlagen nicht am Platze ſein, ſelbſt wenn wir den Raum dazu hätten — weil uns das Licht dazu fehlt.

Von Amerika kann man ſagen:

> Hier weben keine Dämmerungen
> Geheimnißvoll um Flur und Hag:
> Der Tag kommt aus der Nacht geſprungen,
> Jäh, wie die Nacht ſpringt aus dem Tag.

Und ſo wird auch gewiß die amerikaniſche Landſchaftsmalerei, wenn ſich erſt große Meiſter dazu finden, ſich ganz eigenartig entwickeln, wozu bisjetzt nur ſchwache Anläufe gemacht ſind.

Einen auffallenden Gegenſatz zu der reinen Atmoſphäre von Clifton bildet die von Cincinnati, das, von oben herab geſehen, ganz wie in Nebel gehüllt erſcheint. Aber damit hat der Himmel nichts zu thun, ſondern nur die Erde mit ihren pennſylvaniſchen Kohlenſchätzen, die auf dem Ohio nach Cincinnati ſchwimmen und dort aus den Fabrikſchlöten ebenſo dunkle Rauchwolken aufſteigen laſſen wie in Pittsburg.

Wir fuhren nachmittags hinunter in die von hohen Hügeln und mäßigen Bergen umschlossene Stadt, die wie ein großes Schattenbild vor uns lag, aus welchem in der Ferne die Kirchthürme, Häuser und Bäume nur in verschwommenen, matten Umrissen sichtbar waren, doch immer deutlichere Gestalt gewannen, je näher wir kamen.

Eine Zeit lang verlor ich das verschleierte Bild der „Königin des Westens" — wie Cincinnati in bildlicher Rede genannt wird — ganz aus den Augen, durch näher liegende Dinge in Anspruch genommen. Fräulein Hulda lenkte nämlich, bevor wir in die große Landstraße einbogen, welche mit bedeutenden Krümmungen zur Stadt führt, ihren Buggy durch eine wüste Strecke Landes, um den Weg zu kürzen, vielleicht auch um mir zu zeigen, daß doch noch nicht alles in der Umgegend angebaut sei. Denn wo wir fuhren, war keine Spur von einem Wege zu sehen, dafür aber eine halsbrechende Unebenheit des mit allerlei Gestrüpp und Gesträuch bestandenen Bodens, der die Zugkraft des Pferdes und den festen Bau des Buggy, hauptsächlich aber die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit seiner Lenkerin auf die bedenklichste Probe stellte. Bald durchbrach ein Rad das Eis einer zugefrorenen Lache und versank dann so tief im Schlamme, daß ich nicht begriff, wie es wieder herauskommen könne; bald legte sich der Buggy auf die eine, bald auf die andere Seite, in einer Weise, daß sein Umschlagen unvermeidlich schien; dann ging es plötzlich so steil bergab, daß ich fürchtete, das Pferd werde kopfüberschlagen und von der nachstürzenden Last erdrückt werden, und wenn diese Gefahr glücklich vorüber war, gab es Höhen zu erklimmen, die für ein Fuhrwerk ganz unzugänglich erschienen; allein der prächtige Rothfuchs überwand alle Schwierigkeiten mit einer Bravour, als ob er zeigen wolle, was ein Pferd unter der Führung solcher Herrin zu leisten vermöge. Und während ich mich im Buggy mit so christlicher Geduld hin- und herwerfen ließ, daß, wenn ich vom Wagenleder einen Schlag auf die rechte Wange erhielt, ich ihm die linke auch darreichte, saß Fräulein Hulda, die Zügel in

der seinen Hand, so unerschütterlich fest auf ihrem Decke, als ob sie das Schaukeln gar nichts anginge.

Wir kamen glücklich auf der Landstaße an, welche uns dann allmählich bergab nach Cincinnati führte, lange, breite Straßen hindurch, welche alle einen großstädtischen Eindruck machten. Im Weichbilde der Königin des Westens angelangt, fand ich zwar nicht dieselbe Beleuchtung wie auf den luftigen Höhen von Cliften, aber doch eine gewisse Tagesbelle, wie man sie in Deutschland bei leichtbewölktem Himmel findet.

Wir machten fortan täglich den Weg zur Stadt, und öfter sogar zweimal am Tage; allein statt alle diese Fahrten einzeln zu schildern, will ich die Haupteindrücke derselben mit den nöthigen Erläuterungen kurz zusammenfassen, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, da, wie schon öfter bemerkt wurde, ein großer Zug von Aehnlichkeit durch alle amerikanischen Städte geht. Unter den größten und blühendsten derselben im Westen nimmt Cincinnati dem Alter nach den zweiten, der Bevölkerungszahl nach den dritten Rang ein. Die erste Ansiedelung hier reicht kaum um hundert Jahre zurück und erst 1819 finden wir den Ort als Stadt verzeichnet, die aber einen so raschen Aufschwung genommen, daß sie heute etwa 250000 Einwohner zählt, worein nahezu die Hälfte aus Deutschen besteht, und das ist es vor allem, was der Stadt ihren eigenartigen Charakter gibt. Durch die schon wiederholt erwähnten Höhenzüge, welche sie einschließen, sind ihrer Ausdehnung Grenzen gesetzt, welche, im Verein mit dem so reich vertretenen deutschen Element, nicht wenig dazu beigetragen haben, ihr eine Continuität der Entwickelung und einen Charakter von Stetigkeit zu geben, desgleichen man in wenigen amerikanischen Städten findet. Schon unter den ältern Ansiedlern befanden sich viele akademisch gebildete Deutsche, welche auf die Hebung der öffentlichen Lehranstalten, Hoch- und Volksschulen, theils als Lehrer, theils als Rathgeber nachhaltig einwirkten, dazu Bibliotheken und Vereine gründeten, um das geistige Leben nach allen Richtungen zu pflegen und zu fördern. Diese ältern Ansiedler

blieben auch in regem Verkehr mit dem Mutterlande und zogen eine Menge Einwanderer nach sich, die bei ihrer Ankunft gleich einen festen Halt fanden und wenig von ihren heimischen Gewohnheiten zu opfern brauchten, um auch am Ohio ein gedeihliches Leben zu führen. So erklärt es sich, daß mit Musik und Gesang auch andere gute Gepflogenheiten der Deutschen selbst unter den amerikanischen Bewohnern von Cincinnati allmählich Eingang fanden und auf das häusliche wie öffentliche Leben mächtig einwirkten.

Ich werde auf diesen Punkt, der einen bedeutenden Umschwung in der Culturgeschichte Amerikas herbeiführte, noch einmal zurückkommen, mit Anführung der Quellen, denen ich meine Belehrung darüber verdanke.

Wie wir schon gesehen haben, knüpfen sich die herrlichen Anlagen auf den Höhen von Clifton an den deutschen Namen Strauch. Ebenso hat das imposanteste Bauwerk, dessen die Stadt sich rühmen kann, nämlich die berühmte Kettenbrücke, welche im südlichen Theile über den Ohio führt, einen Deutschen, den Ingenieur Röbling, zum Urheber. Auch A. von Kreling, der verstorbene Director der Nürnberger Kunstschule, hat das Modell zu einem Kunstwerke in Cincinnati geliefert, welches in seiner Art als das schönste in den Vereinigten Staaten gilt. Es ist das ein Brunnen von Bronze, der in seinem hohen, edel gegliederten Aufbau, mit allegorischen Figuren geschmückt, an die besten altdeutschen Muster erinnert. Ich fühlte mich beim Anblick des Brunnens, mit seiner ganzen Umgebung, wie nach Deutschland zurückversetzt.

Ob auch die schöne Concerthalle und die neue Sängerhalle, welche über zehntausend Personen faßt, von Deutschen erbaut sind, weiß ich nicht zu sagen, aber jedenfalls verdanken sie dem durch die Deutschen geweckten Sinn für Musik ihr Dasein.

Durch den kleinen Miami-Kanal wird die Stadt in zwei Hälften getheilt, deren westliche eine fast ganz deutsche Bevölkerung enthält. Sie heißt deshalb scherzweise „Little Germany", und der Miami-Kanal „The Rhine".

Unter den 214 Kirchen Cincinnatis befinden sich 42 katholische und 14 lutherische. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs und hat unter ihren vielen wissenschaftlichen Anstalten auch ein Jesuitencollegium von Saint-Xaver, mit Museum und Bibliothek. Sogar an einem katholischen Kloster fehlt es nicht auf der gebirgigen Umgebung, zu welcher im Norden zwei Drahtseilbahnen hinanführen. Von den vielen großartigen öffentlichen Gebäuden sei nur bemerkt, daß sich darunter auch einige im altclassischen Stile befinden.

Den Mittelpunkt des Geschäftslebens im Innern der Stadt bildet die Hauptstraße (Main-Street), welche von 14 andern Straßen rechtwinkelig durchschnitten wird. Aber auch hier fehlt es an Baumschmuck nicht, noch an Unterbrechungen durch freundliche Squares. Weniger anziehend sieht es in den zum Theil noch schlecht gepflasterten und unfertigen Vorstädten aus, wo die massenhafte Schweineschlächterei betrieben wird, welche — neben den großartigen deutschen Bierbrauereien — eine Haupterwerbsquelle der Stadt bildet und ihr den Beinamen Porcopolis verschafft hat. Außerdem wird sie wegen ihrer eleganten Hotels und Restaurants, ihrer schönen Parks, Theater und Musikhallen auch „Klein-Paris" genannt, sodaß jeder hier finden kann, was er will, je nachdem er sich dem Stadttheile zuwendet, auf welchen eine der angeführten Bezeichnungen paßt.

Unter den vielen Deutschen, die ich in Cincinnati kennen lernte, befand sich kein einziger, den ich je gesehen hatte, aber mancher, der mich schon gesehen hatte, ohne daß ich darum wußte. Es waren nämlich unter ihnen verschiedene jüngere Landsleute aus meiner engern hannoverischen Heimat, die ich alljährlich besuchte, da sie noch als Kinder auf der Straße spielten. Einer von ihnen war sogar ein weitläufiger Verwandter, von dem ich früher nichts gewußt; ich gewann ihn aber bei näherer Bekanntschaft lieber als manchen nahen Verwandten. Er hieß Aug. H. Bode, war als Ingenieur nach Amerika gekommen und Vorstand einer der öffentlichen Schulen in Cincinnati geworden, wo er mit

ſeiner allerliebſten Frau (ebenfalls aus Hannover ſtammend, aber in Amerika geboren) ein glückliches Leben führte, immer fleißig fortarbeitend. Er beherrſchte das Engliſche ſo gründlich, daß es ihm gelungen iſt, eine große Anzahl deutſcher Gedichte, darunter auch viele von mir, mit poetiſcher Treue in die Sprache ſeiner neuen Heimat zu übertragen.

In einem andern Landsmanne, H. Fiſcher, lernte ich den Sohn meines noch lebenden erſten Jugendlehrers kennen. Er hat am Ohio ein großes Exportgeſchäft.

Durch meine Landsleute wurde ich bekannt gemacht mit H. A. Rattermann aus Osnabrück, einem durch ſein ſchriftſtelleriſches wie gemeinnütziges Wirken hochverdienten Manne, der mit raſtloſem Eifer den Spuren deutſcher Einwanderung bis in die erſten Zeiten nachforſcht und eine Reihe werthvoller biographiſcher und culturhiſtoriſcher Skizzen, welche den Einfluß des deutſchen Elements auf das amerikaniſche nachweiſen, veröffentlicht hat. Ihm verdankt auch die große „Deutſche gegenſeitige Verſicherungsgeſellſchaft von Cincinnati" ihr Daſein und ſteht noch unter ſeiner Leitung. Seit 1874 gibt er unter dem Titel „Der deutſche Pionier" eine Monatsſchrift heraus, um, durch einen auserleſenen Kreis von Mitarbeitern unterſtützt, über Vergangenheit und Gegenwart deutſchen Lebens in Amerika nach allen Richtungen zuverläſſige Kunde zu geben und künftigen Geſchichtſchreibern ein ſchon ſorgfältig geſichtetes Material zu liefern.

Ueberaus intereſſant iſt es, die Wandlungen zu verfolgen, welche deutſcher Geſang im amerikaniſchen Leben hervorgebracht hat. Die älteſte Muſik, die in Amerika nach europäiſcher Weiſe gepflegt wurde, ward von den Geiſtlichen und Mönchen, welche die ſpaniſchen Conquiſtadoren begleiteten, eingeführt. Sie beſtand ausſchließlich in dem beim Gottesdienſt üblichen gregorianiſchen Geſang.

Mit den Puritanern, welche im Jahre 1620 in der „Mayflower" auf Plymouth Rock landeten, kam das erſte proteſtantiſche Kirchenlied über den Ocean. Dieſes beſtand in einſtimmigem

Pſalmengeſang, nach dem 1612 zu Amſterdam erſchienenen Ainsworth'ſchen Pſalmbuch.

Bis zum Jahre 1815, als in Boſton die „Haydn and Handel Society" gegründet wurde, diente der Geſang nur kirchlichen Zwecken; erſt durch jene Geſellſchaft kamen Muſik und Geſang aus der Kirche in den Concertſaal.

Der erſte deutſche Geſangverein wurde von dem Jeſuitenmiſſionar P. Antonius Sepp gegründet, welcher am Rio La-Plata in Paraguay bereits 1692 einen vierſtimmigen Chor: Sopran, Alt, Tenor und Baß, ſowie ein dazugehöriges Orcheſter aus Indianern eingeübt hatte, die lateiniſche und deutſche Geſänge mit Muſik und Orgelbegleitung ſangen.

Dann wurden die Siebentäger Wiedertäufer zu Ephrata in Pennſylvanien eifrige Pfleger deutſcher Muſik und Geſangskunſt. Der Stifter der Sekte, Konrad Beißel, war (wie Rupp in ſeiner „History of Lancaster County" berichtet) ſelbſt ein talentvoller Componiſt.

Die Herrnhuter blieben hinter den Wiedertäufern nicht zurück, und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten alle deutſchen Kirchen ihre Sängerchöre.

Allein erſt im Jahre 1836 tritt die Tonkunſt bei unſern transatlantiſchen Brüdern unabhängig von der Religion auf und bildet ſich in Philadelphia der erſte deutſche Geſangverein, „Männerchor" genannt. Wenige Monate darauf wurde in Baltimore der „Liederkranz" ins Leben gerufen, und zwei Jahre ſpäter in Cincinnati der „Deutſche Geſangverein" unter der Leitung des trefflichen Muſikers Wilhelm Schragg. Aus dieſem Geſangverein entwickelte ſich die noch blühende „Deutſche Liedertafel", und auch in dem 1846 gegründeten „Bildungsverein" wurde und wird noch der Geſang eifrig gepflegt. Zu Ende der vierziger Jahre hatten bereits alle namhaften Städte mit deutſchen Anſiedelungen ihre Liederkränze, und neben den Männervereinen entſtanden auch Damenvereine. Der erſte gemiſchte Chor wurde 1838 in Baltimore ins Leben gerufen.

Allmählich traten die Liedertafeln der verschiedenen Städte miteinander in Verbindung, besuchten sich gegenseitig und veranstalteten Sängerfeste, deren erste 1846 in Cincinnati, Philadelphia und Baltimore stattfanden.

Lange Zeit blickten die Amerikaner englischer Zunge mit Geringschätzung auf diese Bestrebungen herab, welche ihnen ebenso närrisch vorkamen wie das deutsche Turnen. Die jungen Ladies trieben zu Hause zwar auch Musik und näselten zum Piano englische, oder wenn es hoch kam, französische Lieder und italienische Arien, weil es so Mode war, allein für deutsche Tonkunst hatten nur wenige Sinn und Verständniß, und diese wenigen konnten nicht durchdringen, weil der Menge alles Deutsche für vulgar galt.

So war es noch vor einem Vierteljahrhundert. Rattermann erzählt in seiner „Geschichte des ersten deutschen Sängerbundes von Nordamerika": „Ich erinnere mich, als eine junge amerikanische Dame vor etwa dreißig Jahren Abt's «Wenn die Schwalben heimwärts ziehen», natürlich mit englischem Texte, sang, daß sie von einer Freundin darüber zur Rede gestellt wurde, wie sie doch so einen abgeschmackten «Dutch Song» singen könne, und es sind kaum zehn Jahre her, als eine englische Zeitung in Cincinnati über die Programme des Theodor Thomas'schen Orchesters sagte, sie hätten noch nicht genug Sauerkraut und Limburger Käse und Brezeln gegessen, um die Musikprogramme des Herrn Thomas verdauen zu können. Als hier in den vierziger Jahren die «American Amateur Association» unter Leitung des Herrn Victor Williams die «Schöpfung» einstudirte und in der Melodeon-Halle aufführte, wurden die Amerikaner nur dadurch zu Gunsten dieser Aufführung bewogen, daß man ihnen sagte, der Componist dieses herrlichen Oratoriums Mr. Hayden (statt Haydn) sei ein Engländer. Die meisten der Männerstimmen jener Gesellschaft waren auch Deutsche, weil die amerikanische Männerwelt es damals unter ihrer Würde hielt, andere Musik zu singen als Negerminstrel-Lieder, die zur Zeit populärste Musik des Landes: es galt gleichsam als eine Entwürdigung des Geschäftslebens, wenn

ein Mann überhaupt sang. Feuermanns-Gesellschaften, mit ihren jährlichen Paraden, und höchstens Milizcompagnien waren die populärsten gesellschaftlichen Organisationen von damals, und wie roh es darin zuging, davon wissen die Chroniken aller amerikanischen Großstädte ein Lied zu singen. — Und heute! — Wie ganz anders sieht es gegenwärtig aus! Hätte vor fünfundzwanzig Jahren jemand die Prophezeiung gewagt, daß im Jahre 1877 in Cincinnati ein Musiktempel errichtet werden würde, mit einem Kostenaufwand von mehr als 300000 Dollars, daß die Stadt den Grund und Boden dazu schenken, und daß in diesem Musiktempel die Amerikaner Beethoven, Schubert, Schumann, Bach, Haydn, Mozart, Gluck, Wagner und Liszt als die vorzüglichsten Heroen der Musik anerkennen würden, er wäre regelrecht ausgelacht worden . . ."

* * *

In der Villa Stallo wurde auch viel Musik getrieben und zwar, nach der strengen Richtung des Hausherrn, mit heiligem Ernst und besonderer Pflege der alten Meister. Die Familie hatte einen längern Aufenthalt in Deutschland genommen und Fräulein Hulda einige Jahre hindurch gründliche musikalische Studien am Conservatorium in Leipzig gemacht, welche sie nach der Heimkehr eifrig fortsetzte. Ich fühlte mich immer poetisch angeregt durch ihr Spiel und war entzückt von ihrem Vortrage Mozart'scher und Beethoven'scher Sonaten.

Es war mir höchst interessant zu beobachten, wie sich im Stallo'schen Hause das deutsche Element im fortwährenden Contact mit dem englischen, welches doch die Grundlage der Erziehung der Kinder bildete, behauptet hatte. Die würdige Hausfrau war, wie die stilvolle, aber einfache, das heißt allen modernen amerikanischen Prunk und Flitterstaat abweisende Hauseinrichtung, ganz deutsch geblieben und sprach nur englisch, wo es nöthig war, mit den Dienstboten und Leuten, die nicht deutsch verstanden. Die

Kinder sprachen mit den Aeltern deutsch, aber es schien mir, daß sie untereinander lieber englisch verkehrten, gerade wie das in deutschen Familien in England der Fall zu sein pflegt. Alle aber sprachen das Deutsche mit einer Reinheit, und waren so vertraut mit der deutschen Literatur, wie man das bei uns zu Lande nur in den gebildetsten Familien findet. Die jungen Damen waren in der Führung des Hauswesens sehr wohl erfahren, machten aber kein Aufhebens davon. Während Fräulein Hulda und ihre etwas jüngere Schwester, die sinnige und anmuthige Marie, einen entschieden deutschen Eindruck machten, würde man Fräulein Mathilde außerhalb des Hauses eher für eine vornehme junge Engländerin gehalten haben. Sie ist auch inzwischen glückliche Gattin eines jungen Rechtsgelehrten, Mr. Vinton, geworden, der aus englischer Familie stammt, aber in Heidelberg studirt hat, und gewiß auch in seinem Hause das deutsche Element neben dem englischen so treulich pflegen wird, wie ich es in vielen Häusern gefunden.

Es ist bemerkenswerth, daß im allgemeinen die jungen Damen in Amerika mehr Eifer und Ausdauer in ihren Studien zeigen, als man der männlichen Jugend nachrühmen kann, sofern sie sich nicht ganz einem Berufe widmet, welcher wissenschaftliche Ausbildung erfordert. Die große Mehrzahl entläuft der Schule schon mit funfzehn Jahren, um sich in den Strudel des Geschäftslebens zu stürzen, während die jungen Damen meist bis zu ihrer Verheirathung höhere Lehranstalten besuchen. Daraus erklärt sich auch zum guten Theil die bevorzugte Stellung des weiblichen Geschlechts in Amerika.

Während meines Aufenthalts in der Villa Stallo hatte ich Gelegenheit, sowol dort, wie in größern Gesellschaften in Cincinnati, viele neue Damenbekanntschaften zu machen, die meine guten Eindrücke nur steigern und vermehren konnten. In den Kreisen des Esselhorn'schen und Hartmann'schen Hauses fand ich alles im besten Sinne des Wortes so deutsch anmuthend, daß ich hätte ganz vergessen können am Ohio zu sein, und in einer großen Soirée bei dem liebenswürdigen deutschen Consul, Herrn von Mohl,

wurde ich an die Fremde nur erinnert durch die aufwartenden Neger und die englisch redenden amerikanischen Gäste. Mein patriotisches Herz freute sich des Ergebnisses meiner forschenden Augen, unter den zum Theil sehr hübschen American Ladies doch keine zu finden, welche sich mit meiner schönen Tischnachbarin, Frau von Mohl, geborene Gräfin von der Groeben, hätte messen können.

Ich machte auch ein paar Gesellschaften mit, bei welchen keine Damen zugegen waren: eine sehr zahlreiche, durch viele Reden und Gedichte belebte und sich bis zwei Uhr morgens hinziehende im Deutschen literarischen Verein, und ein höchst elegant arrangirtes Diner, welches Herr Friedrich Hassaurek mir im Queen City Club gab, um mich mit den Hauptvertretern der englischen Presse in Cincinnati bekannt zu machen. Es befanden sich darunter die Herren Bickers, Halstead, Taft, Thomas, Dr. John Murray und die Colonels Markbreit und Moulton. Doch waren auch einige deutsche Gäste zugegen, wie der Bruder des Herrn Hassaurek und die Herren Dr. Rothe und Brühl.

Friedrich Hassaurek, ein geborener Oesterreicher, ist einer der Hauptstimmführer der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten, hat auch einige Zeit einen Gesandtschaftsposten in Südamerika bekleidet, einen Band Gedichte in deutscher und eine Erzählung: „The Secret of the Andes", in englischer Sprache herausgegeben. Auf beide Bücher werde ich später zurückkommen.

Daß es bei dem englischen Diner so wenig an Reden fehlte wie bei den deutschen Gelagen, bedarf kaum der Bemerkung, denn Amerika ist das Land, wo die Redekunst am meisten geübt wird.

Leider war Judge Stallo, der sonst alle Gesellschaften, solange ich sein Gast war, mitmachte, diesmal verhindert gewesen mich zu begleiten, doch fand ich ihn bei meiner späten Heimkehr nach Clifton noch in seinem Studirzimmer, und wir philosophirten, wie gewöhnlich, bis in den Morgen hinein, obgleich der Tag vorher ein ziemlich anstrengender, wenn auch sehr heiterer gewesen war. Wir hatten nämlich an dem Tage — es war ein Sonntag — Meister

Strauch, den berühmten Landschaftsgärtner, in seinem romantischen Heim besucht und früh aufbrechen müssen, um unter seiner Führung alle Herrlichkeiten von Spring Grove zu sehen. Schon als wir noch beim Frühstück saßen, kamen die Herren Aug. Bode, Wilh. Müller, Fick und Rattermann aus Cincinnati angefahren, um uns abzuholen.

Es war ein sonniger, aber doch kalter Wintertag, als wir die meilenweit sich hinziehenden Anlagen von Spring Grove durchfuhren, die sanft gewellte Grasflächen zeigen, in leichten Curven gezogene Kieswege, anmuthige und ernste Baumgruppen, dazwischen herrliche Monumente, rothe Granitsäulen und glänzende Marmorstatuen, die in klaren Seen sich abspiegeln; das ganze Bild wird abgeschlossen von grünen Hügeln und freundlichen Villen.

Zu den Anpflanzungen der Sträuche und Bäume haben, soweit es das Klima gestattet, die Wälder und Gärten aller Zonen ihren Tribut liefern müssen, aber besonders reich sind die in- und ausländischen Coniferen vertreten. Die klaren Seen und Bäche heben und vervielfältigen die friedlichen Landschaftsbilder in zauberischer Weise.

Man gelangt in das Heiligthum durch ein schloßartig in normannisch-gothischem Stil aufgeführtes Gebäude, welches neben dem mächtigen Portal einen großen Wartesaal, die Geschäftsräume des Directoriums und das Zimmer des Thorwarts enthält. Das Ganze macht einen imposanten Eindruck. Wir hatten vor der Einfahrt nicht lange zu warten, bis der Thorwart öffnete, und bald kam uns aus einem rechts sich freundlich und behäbig hinstreckenden Hause ein munterer, breitschulteriger Herr entgegen, der über unsere Ankunft große Freude zu haben schien. Unter seiner Führung traten wir durch den mit jungen Tannen geschmückten, weihnachtlich duftenden Flur in das geräumige Empfangzimmer, dessen wohthuende Wärme — wenn ich mich recht erinnere, knisterte auch frisches Tannenholz im großen Kamin — uns sehr willkommen war. Nach Begrüßung der gastlichen Herrin des

Hauses ließen wir uns durch diese leicht zu einem kleinen Imbiß verführen und folgten dann Meister Strauch auf einer Wanderung durch die nächsten Umgebungen, welche den eigentlichen Herzpunkt der schönen Anlagen bildeten und von ihm mit besonderer Liebe gepflegt wurden.

Merkwürdigerweise wurde Adolf Strauch (ein Schlesier von Geburt) durch die Schilderungen der chinesischen Begräbnißplätze in Humboldt's „Kosmos" angeregt zu der von ihm eingeführten Friedhofsgärtnerei, welche in Spring Grove ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat. Hermann Jäger nennt in seinem „Lehrbuch der Gartenkunst" (S. 87) Spring Grove den schönsten Friedhof der Welt. Doch zu einer feierlichen Stimmung ließ es diesmal Meister Strauch inmitten seiner Schöpfung nicht kommen. Die gute Laune unsers Führers wirkte ansteckend auf alle und wuchs noch bei dem auserlesenen Diner, welches uns bei unserer Rückkehr an blumengeschmückter Tafel erwartete.

Ich hatte in der Neuen Welt schon viel Neues gesehen, aber ein so munteres Gelage inmitten eines Friedhofs dort mitzumachen hätte ich mir nie träumen lassen. Als ein großer Blumenkenner verstand sich Meister Strauch auch vortrefflich auf die Blume des Weines und setzte uns nur solchen vor, der das Herz erfreute und den Geist belebte, eine Wirkung, die sich bei uns allen untrüglich erwies und bald in gebundener, bald in ungebundener Rede zu zündendem Ausdruck kam, die alten Spruchverse neu bekräftigend:

Der Wein ist der Trank der Weisen
Und aller Frömmigkeit Meister,
Denn um ihn wandeln und kreisen
Viele selige Geister!

Unser Wirth erschien uns als ein höchst löblicher Strauch, der auch im Winter blüht und köstliche Früchte trägt.

In gehobener Stimmung kehrten wir nach Clifton zurück, wo abends in der Villa Stallo noch eine große, durch Musik und

Gesang belebte Gesellschaft stattfand, welche dem schönen Tage die Krone aufsetzte.

* * *

Soviel ich bemerken konnte, nahm Stallo unter den Deutschen in Cincinnati die hervorragendste Stellung ein. Von seinen Landsleuten wie von den Amerikanern wurde er immer noch „Judge" genannt, weil er vor langer Zeit eine Reihe von Jahren hindurch Richter gewesen war und der Titel „Judge" einer der wenigen auszeichnenden Titel ist, die in Amerika lebenslang fortgeführt werden. Stallo selbst machte sich aus Titeln gar nichts. Der ehrwürdige Ex-Gouverneur G. Körner sagt von ihm in seinem Buche „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" (S. 224): „Nie bewarb er sich um irgendeine politische Stelle. Ehrgeiz ist ihm völlig fremd. Wie die Tangente den Kreis nur an einer Stelle berührt, so trat Stallo an die Politik heran, von außen gleichsam nur bei großen Lebensfragen, dann aber wirkte er durch Wort und Schrift unermüdlich ... Man hat öfter den Vorwurf gehört, Stallo sei in der Politik zu sehr Idealist und tauge deshalb nicht zu einem politischen Führer. Nach der Rolle eines solchen Führers hat er nie gestrebt, er ist kein Leiter, sondern eher ein Lehrer der Parteien. Der realistischen Politiker, denen es um jeden Preis nur um die Macht und die aus dieser entspringenden Beute zu thun ist, gibt es hier genug und zu viele. Männer, welche die Grundsätze den Personen opfern, sogenannte praktische Staatsmänner, braucht man hier nicht mit der Laterne zu suchen. Um so erfreulicher ist es, von Zeit zu Zeit Charakteren zu begegnen, welche nicht an die Vorurtheile, Leidenschaften und die Selbstsucht der Menge appelliren, sondern an deren Verstand und Gewissen, die darauf dringen, daß es für die Staaten keine andere Moral gibt, als für den einzelnen Bürger, welche uns beständig die Grundwahrheiten, auf welchen freie Staaten beruhen müssen, in das Gedächtniß rufen und sich und

andern hohe Ziele ſtecken, deren Erreichung wenigſtens anzuſtreben iſt, damit nicht das öffentliche Leben im Sumpfe der Gemeinheit erſticke.“

Körner's ſehr lehrreiches Werk iſt 1880 im Verlage von A. E. Wilde u. Comp. in Cincinnati erſchienen. Mit dieſem Verlag iſt eine große Sortimentsbuchhandlung verbunden, in welcher man alles findet, was die neuere deutſche Literatur an bemerkenswerthen Erſcheinungen bietet.

Zwölftes Kapitel.

Columbus. Louisville. Dayton und das „Soldatenheim".

Zwiſchen meine Abreiſe von Cincinnati, 5. Februar, und mein Eintreffen in Chicago, 20. Februar, kamen verſchiedene Kreuz- und Querfahrten durch die Staaten Ohio, Kentucky und Indiana, welche keiner eingehenden Schilderung bedürfen, da die Winterlandſchaft ſo ziemlich überall dieſelbe blieb und auch die Städte, welche ich berührte, wenig Unterſchiede zeigten.

Auf der Fahrt nach Columbus, der nordöſtlich von Cincinnati gelegenen Hauptſtadt des Staates Ohio, begleitete mich A. Bode, der dort bei der Gelegenheit einen Freund beſuchen wollte, H. Heitmann, den frühern Mayor der Stadt. Obgleich wir um ein Uhr nachts ankamen, wurden wir doch auf dem Bahnhofe empfangen, und Dr. Schueller, ein würdiger deutſcher Arzt, in deſſen Hauſe ich wohnen ſollte, lud auch die andern Herren noch auf ein Stündchen zu ſich ein, wobei dann gleich ein Plan für den folgenden Tag entworfen wurde.

Columbus, am hohen öſtlichen Ufer des Scioto-River gelegen und etwa 30000 Einwohner zählend, von welchen die Deutſchen nur den ſechsten Theil bilden, machte auf mich einen ähnlich freundlichen Eindruck wie Toledo, doch iſt es reicher an hervorragenden Gebäuden, unter welchen das im doriſchen Stil erbaute Capitol, eine prächtige Kathedrale und die impoſante City-Hall zumeiſt in die Augen fallen. Die Stadt hat auch ein

berühmtes Staatsgefängniß, welches etwa anderthalbtausend Gefangene in Einzelhaft umschließt und vielen europäischen Strafanstalten als Vorbild gedient haben soll. Da ich es nur von außen gesehen habe, will ich sein Inneres nicht beschreiben. Ich überließ mich der Führung des Ex-Mayor Heitmann, und unter den Sehenswürdigkeiten, die er mir zeigte, hat mir den nachhaltigsten Eindruck die großartige Blindenanstalt (Institution for the education of the blind) gemacht, in welcher wir einige Stunden verweilen mußten, da der Vorstand uns einen feierlichen Empfang bereitete, welcher zugleich Gelegenheit gab, mir den Bildungsgang und die Fähigkeiten der Blinden nach allen Richtungen zu veranschaulichen.

In der großen, freundlichen Halle des palastartigen Gebäudes waren alle Lehrer und Zöglinge, darunter viele Erwachsene beiderlei Geschlechts, versammelt, und der Vorstand hielt ihnen eine kurze, meine Anwesenheit kundgebende Rede, wonach dann alle ihr Bestes thaten, um zu zeigen, was sie gelernt hatten in Musik, Gesang, allgemeinen Kenntnissen und besondern Kunstfertigkeiten.

Erst wurde hinter uns die Orgel gespielt und dazu ein Choral gesungen; darauf folgten, soweit ich mich erinnere, vor uns auf der offenen Bühne ein Trio und ein Quartett; es wurden kleine Vorträge gehalten in Prosa und Versen; Sänger und Sängerinnen ließen sich hören in Begleitung des Flügels; kunstvolle Handarbeiten wurden mir vorgezeigt, und meine Fragen über Einrichtung und Führung der Anstalt eingehend beantwortet. Ich kann mich nicht mehr aller Einzelheiten entsinnen; ich weiß nur, daß ich von allem, was ich sah und hörte, sehr befriedigt und hin und wieder freudig überrascht war. Ganz besonders erfreute mich das gute Aussehen der Zöglinge und die heitere Stimmung, welche durchweg unter ihnen zu herrschen schien. Ich drückte vielen von ihnen herzlich die Hand und erfüllte gern den mir vom Vorstande kundgegebenen Wunsch, vor dem Scheiden eine kleine Anrede von der Bühne herab an die Zöglinge zu halten, zur Erinnerung an meinen Besuch. Ich sprach über äußere und innere

Blindheit und wies nach, daß dieſe ein weit größeres Uebel ſei als jene. Die Sehkraft wohne im Gehirne und die Augen ſeien nur wie Fenſter, durch welche ſie hinausſchaue in die äußere Welt, die ihr zunächſt nur trügeriſche Bilder zeige, ſo verſchieden in ihrem Weſen von ihrer Erſcheinung, wie die innere Sehkraft von den Augenſternen, durch welche ſie ſich nach außen kundgibt. So müſſe das Sehen erlernt werden wie das Gehen und Sprechen, und das annähernd richtige Sehen könne nur erlernt werden durch Zuhülfenahme aller andern Geiſteskräfte. Der Wilde, der mit bloßem Auge weit ſchärfer ſieht als der Gebildete, kann doch erſt durch dieſen erfahren, wieviel kleiner der Mond iſt als die Sonne, die ſeinem Auge beide gleich groß erſcheinen. Nur die Wiſſenſchaft lehrt den Menſchen ſeine Augen richtig zu gebrauchen und ſie höhern Zwecken dienſtbar zu machen, als den Thieren erreichbar ſind, deren viele ſelbſt die Wilden an Schärfe des Fernblicks weit übertreffen. Aber die Wiſſenſchaft iſt auch eine zuverläſſige Freundin derjenigen Menſchen, denen die Natur oder ein Unfall das äußere Auge verſchloſſen hat. Sie lehrt die innere Sehkraft ſich auf andern Wegen kundgeben, als durch die offenen Fenſter des Geſichts, und die Natur kommt ihr dabei zu Hülfe, indem ſie den Mangel des einen Sinns durch geſteigerte Empfänglichkeit der andern zu erſetzen ſucht.

Dies zu veranſchaulichen, führte ich nun an, wie ich bemerkt habe, daß alle äußerlich Blinden, die ich vor mir ſähe, mit einer ſo ruhigen Sicherheit in die Halle eingetreten wären und, ohne einander zu ſtoßen, auf den vielen Bänken ihre Plätze gefunden hätten, als ob ein inneres Licht ihnen geleuchtet; ich ſprach von den ergreifenden Klängen, die ſie den Taſten und Saiten entlockt, von welchen ſie nichts ſehen konnten; und wie ſie mit den Fingerſpitzen auf den Reliefkarten den Lauf der Flüſſe, die Höhe der Gebirgszüge, die Lage der Städte, die Grenzen der Länder und die Tiefe der Meere ſo genau beſtimmen könnten wie wir mit den Augen, dazu ihre Bücher im Dunkeln leſen, wo wir Licht brauchten. Ihr Taſtſinn habe ſich zu einer wunderbaren Feinfühligkeit aus-

gebildet, die ihnen faſt dieſelben Dienſte thue wie uns das Augenlicht, und gemeinhin beſſer von ihnen benutzt werde, da ſie bei ihrem ſchwierigern Lernen immer alle Geiſteskräfte zuſammennehmen müßten und ſich deshalb das Erlernte beſſer einprägten und als einen theuern Schatz aufbewahrten, während die meiſten Menſchen mit offenen Augen nicht ſehen, was ihnen zum Heil gereicht, und durch die Fülle der Bilder und Schriften, die ſie ohne Wahl aufnehmen, mehr verwirrt als belehrt werden.

So finden wir denn durchſchnittlich mehr inneres Licht, weil mehr Sammlung und daraus entſpringende Zufriedenheit bei geſchloſſenen als bei offenen Augen, und der blinde Sänger Homer iſt das unerreichte Vorbild aller poetiſchen Seher geblieben. . . .

In dieſem Sinne ſprach ich, wie es der Augenblick mir eingab, und meine ſchlichten Worte wurden wärmer aufgenommen, als vielleicht bei einer wohleinſtudirten Rede der Fall geweſen ſein würde. Meine Begleiter aber wollten mir zeigen, daß ein aufgeräumtes Gemüth nicht blos unter den Blinden zu finden ſei, und unter der Führung des gemüthlichen Ex-Mayor Heitmann, eines geborenen Oldenburgers vom beſten Schlage, kehrten wir in die Stadt zurück, wo wir den Abend in gewählter Geſellſchaft und heiterſter Stimmung verbrachten.

Schon tags zuvor hatte ich im Hauſe des Dr. Schueller beim Lunch und beim Diner eine ſtattliche Anzahl von Deutſchen kennen gelernt, deren Benehmen und Ausdrucksweiſe von mehr als gewöhnlicher Bildung zeugte, und am Abend gab es in einer ſchön decorirten Halle eine große Verſammlung, welche mir Gelegenheit bot, mich zu überzeugen, daß auch Muſik und Geſang unter den Deutſchen von Columbus eifrig gepflegt wird und unter den Amerikanern engliſcher Zunge immer mehr Freunde findet. Wenn ich nun erwog, daß in der Stadt überhaupt nur 5000 Deutſche wohnen, von denen doch wol die meiſten vor der Einwanderung in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen gelebt haben, ſo konnte ich mich nur darüber freuen, ſo viele unter ihnen zu finden, die es nicht

blos zu einem gewissen Wohlstand gebracht, sondern auch an ihrer Fortbildung fleißig gearbeitet hatten.

Uebrigens fehlt es in Columbus auch nicht an großen Geschäftshäusern, welche von reichen, in der alten Heimat gebliebenen Handelsherren und Fabrikbesitzern gegründet wurden und von deren nächsten Angehörigen geleitet werden. So lernte ich zum Beispiel als feine Blüten eines solchen Hauses bei der liebenswürdigen Frau Dr. Schueller, welche noch immer mit großer Vorliebe an Deutschland hing, drei junge Fräulein Dietrich kennen als Verwandte der mir schon früher bekannten, im Elsaß begüterten Familie gleiches Namens. Sie lebten noch nicht lange in der Neuen Welt und ihre schönsten Erinnerungen knüpften sich an die Alte.

* * *

Die Fahrt von Columbus nach Louisville, welche von zehn Uhr morgens bis acht Uhr abends währte, führte mich wieder über Cincinnati. Im Sommer pflegt man von hier aus die Reise auf einem der schwimmenden Paläste des Ohio zu machen, der durch die Schönheit seiner Ufer den Missouri und Mississippi weit übertrifft. Zu seiner Rechten hat er das reich angebaute Hügel- und Prairieland von Ohio und Indiana, zur Linken das weniger belebte Ufer von Kentucky, wo man nur einige Negeransiedelungen findet, an die nicht fernen Zeiten erinnernd, da Kentucky noch zu den Sklavenstaaten gehörte. Im Winter ist die Flußfahrt weniger angenehm, zumal die Schiffe gewöhnlich nachts gehen und immer langsamer zum Ziele führen als die Eisenbahn.

Auf dem Bahnhofe von Louisville wurde ich von verschiedenen Herren und drei jungen Damen empfangen, wovon die jüngste, sehr hübsche und zierliche, mir einen prächtigen Blumenstrauß überreichte. Es ist ein poetischer Zug im amerikanischen Leben, daß Blumen darin eine fast so große Rolle spielen wie in Italien; noch waren die nicht verwelkt, welche man mir auf die Reise

mitgegeben, und schon wurden mir frische entgegengetragen. Durch Blumen ist mancher Vers entstanden, von dem ich nichts mehr weiß, aber ich glaube, wenn alle Albumblätter zusammenkämen, auf welche ich in Amerika meinen Namen geschrieben, sie würden so zahlreich sein wie die Blätter an einem Rosenstrauche. Doch muß ich hinzufügen, daß die mir in Amerika gewidmeten Gedichte, darunter viele sehr hübsche, einige auch in englischer Sprache, nicht minder zahlreich sind.

Die drei oben erwähnten jungen Damen waren die Töchter eines Herrn F. Leib, der uns nach seinem schönen, in einem Garten gelegenen Hause fuhr, in dessen eleganten Räumen sich bald nachher eine große Gesellschaft versammelte. Die freundliche Herrin des Hauses war die zweite Frau des Herrn Leib und noch von jugendlichem Aussehen. Unter den Hausfreunden fand ich den damaligen Hauptvertreter der deutschen Presse von Louisville, Dr. Honthumb, der mich nicht nur durch einen sehr gelungenen poetischen Gruß erfreute, sondern auch außerdem durch sein freundliches Entgegenkommen viel dazu beitrug, mir den kurzen Aufenthalt in der schönen Stadt angenehm zu machen. Er ist seitdem nach New-York übergesiedelt, um sich als Redacteur des vielgelesenen „Puck" einen größern Wirkungskreis zu schaffen.

Louisville ist die bedeutendste Stadt des Staates Kentucky und macht durchweg den Eindruck eines behaglichen Wohlstandes seiner Bewohner, deren Zahl sich auf 150000 beläuft. Die breiten Avenuen mit ihren stattlichen Baumalleen und eleganten, oft palastartigen Häusern, deren jedes in einem Garten oder Park steht, erinnern einigermaßen an die berühmte Euclid Avenue in Cleveland. Auch die Straßen, welche diese Avenuen durchschneiden, gewähren einen freundlichen Anblick, der hier nicht, wie in Pittsburg und Cincinnati, durch Kohlenrauch getrübt wird. Alle Häuser sehen blank und sauber aus und, abgesehen von den Geschäftsstraßen, fehlt selten einem Hause ein Gärtchen oder eine Rasenfläche mit Anpflanzungen, unter welchen Magnolienbäume eine Hauptrolle spielen. Dazu kommt, daß man

in den Straßen nichts von dem lärmenden, rastlosen Treiben findet, welches die meisten amerikanischen Städte bieten, und daß die Bauart der Häuser fast durchweg von gutem Geschmack zeugt.

Die öffentlichen Lehranstalten der Stadt wurden mir sehr gerühmt, und ich folgte gern den von den Vorständen an mich ergangenen Einladungen, ein paar Schulen zu besuchen. Es läßt sich danach natürlich kein maßgebendes Urtheil fällen, ich kann nur sagen, daß die Einrichtung der Schulen vortrefflich war und die Schüler und Schülerinnen denselben Eifer zeigten, die Ehre ihres Landes zu vertreten, wie ich das bei frühern, schon hinlänglich geschilderten Gelegenheiten gefunden. Auch die Empfangsförmlichkeiten waren dieselben, nur daß diesmal außer den Vorständen auch ein Attorney Reineke eine englische Rede hielt, welche auf alle Anwesenden den nachhaltigsten Eindruck machte.

Vor der Plattform, auf welcher ich saß, defilirten in militärischer Ordnung beim Eintreten in die große Halle und beim Verlassen derselben 500 junge Ladies an mir vorüber, im Alter von 14 bis 19 Jahren, alle von trefflicher Haltung; es gab unter ihnen einige schöne und viele hübsche Gesichter.

In New-York hatten mich einige große Handelsherren darauf aufmerksam gemacht, während meiner Reise im Westen ja nicht zu versäumen, einen dort besonders blühenden Industriezweig kennen zu lernen, von welchem man in Europa keine Vorstellung habe. Es waren damit die großen Geschäfte gemeint, denen Cincinnati den Zunamen Porcopolis verdankt.

Cincinnati ist, wie wir schon erfahren haben, die Königin des Westens, und Louisville ist, wie ich dort aus dem Munde einer schönen Dame erfuhr, die Krone auf dem Haupte der Königin.

Ich hatte in Cincinnati versäumt, die großen Anstalten kennen zu lernen, unter denen es manche gibt, die täglich an 5000 Schweine vom Leben zum Tode befördert, und zwar vermittels einer so kunstvoll componirten Maschinerie, daß die armen Thiere bei ihrem Sprung in das Nirwana mit märchenhafter Geschwindig-

keit geköpft, gebrüht, zerlegt und in allerlei Handelsartikel verwandelt werden, welche dann zu Schiffe die Reise in die Alte Welt antreten, um in Gestalt von Schinken, Würsten und Pökelfleisch von dem Ueberfluß der Neuen Welt an Nahrungsmitteln zu zeugen.

Von außen hatte ich dieser Stock-Yards und Pork-Packings — von deren Ausdehnung man sich leicht einen Begriff machen kann, wenn man die Zahl der Opfer erwägt, die dort täglich fallen, und die Zahl der Menschen, die dabei beschäftigt sind und immer neuer Zufuhr bedürfen — schon genug gesehen, aber das Innere nie betreten, weil ich keine besondere Veranlassung dazu gefunden. Jetzt bot sich mir nun eine solche aus erster Hand, denn Herr J. Leib war Besitzer eines großen Stock-Yard und erbot sich freundlich, mich dort hinzuführen, wenn ich ihn im Laufe des Tages in seiner Office abholen wollte, wohin mich zu begleiten sich ihrerseits seine liebenswürdigen Töchter erboten.

Das schöne Wohnhaus des Herrn J. Leib lag nämlich ziemlich weitab von den Geschäftsstraßen der Stadt, wo wir die Office aufzusuchen hatten, und diese lag noch weiter ab von den an die äußersten Grenzen des Weichbildes verwiesenen Stock-Yards mit ihren großen Heerden von Schlachtvieh.

Die jungen Damen brachten mich glücklich bis zur Office, aber zu einer Stunde, als der Tag sich schon seinem Ende zuneigte, sodaß es zur Weiterfahrt ein wenig spät war. Ich zog es also vor, meiner Wißbegier Schranken zu setzen und mit den Damen nach Hause zurückzukehren, wo am Abend wieder große Gesellschaft sein sollte. Etwas von der nährenden Industrie hatte ich doch zu sehen bekommen, denn neben der Office befand sich ein großer Store, in welchem Tausende von Schinken aufgespeichert lagen, die eben ihren Räucherungsproceß durchgemacht hatten und nun verpackt werden sollten, um ihre Reise nach Europa anzutreten.

In den eleganten Räumen des Hauses Leib ging es am Abend wieder sehr munter her; die Elite der deutschen Gesellschaft hatte sich eingefunden, und es gab hübsche Damen darunter, hinter

welchen übrigens die Töchter des Hauses nicht zurückstanden. Diese, in Amerika geboren und erzogen, hatten zwar sorgfältigen Unterricht im Deutschen erhalten, sprachen aber doch lieber englisch, wie ich das bei den meisten jungen Damen unter ähnlichen Verhältnissen fand.

In einer Stadt wie Louisville, wo das deutsche Element sich sehr in der Minderheit befindet, ist es schwerer als in dem halbdeutschen Cincinnati, die Sprache der alten Heimat in voller Gleichheit mit der der herrschenden neuen aufrecht zu erhalten.

* * *

Am 11. Februar führte mich auf der Reise nach Dayton mein Weg wieder in den Staat Ohio. Um fünf Uhr nachmittags verließ ich Louisville und kam elf Uhr nachts nach Cincinnati, wo am Bahnhofe A. Bode mich empfing und mich bis zu dem eine Stunde weiter gelegenen Bahnhof begleitete, welcher die Züge nach Dayton entsendet. Wir erreichten den nächsten Zug noch gerade ein paar Minuten vor seinem Abgange, und ohne Bode's Hülfe wäre ich nicht mehr mitgekommen. Ich hatte, infolge einer heftigen Erkältung, die ich mir bei der Hetze von einem Bahnhofe zum andern zugezogen, eine schauerliche Nacht, mit Zahnreißen und Kopfschmerz, und am folgenden Tage ging es auch nicht viel besser, bei ganz abscheulichem Wetter.

Nachmittags drei Uhr traf ich in Dayton ein, ohne unterwegs irgendwelchen freundlichen Ausblick gehabt zu haben. Zum Glück befand sich unter den Herren, welche mich am Bahnhof empfingen und in ein amerikanisches Hotel „Phillips House" führten, wo für gute Heizung gesorgt war, auch ein deutscher Arzt, Dr. Egry, der mich sofort in die Cur nahm und durch kräftige Mittel, an welche ich in Amerika schon einigermaßen gewöhnt war, mich binnen wenigen Stunden so weit herstellte, daß ich am Abend eine große Gesellschaft mitmachen konnte, wo gute Unterhaltung, Musik und Gesang wetteiferten, meine Stimmung zu

bessern. Doch man wußte, daß ich leidend angekommen war, und nahm es mir nicht übel, daß ich mich schon vor Mitternacht zurückzog.

Am andern Morgen kam eine Einladung vom Gouverneur des bei Dayton gelegenen „National Soldiers' Home", einer Stiftung zur Versorgung invalider Soldaten, welche durch die Großartigkeit ihrer Anlagen wol einzig in der Welt dasteht. Selbst das berühmte Invalidenhaus in Chelsea bei London bleibt weit dahinter zurück.

Dr. Egry machte mir schon früh seinen Besuch, um sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, mit welcher es nach einer ziemlich guten Nacht etwas besser ging. Er meinte, ein Ausflug durch die frische Luft würde mir wohlthun, und rieth entschieden dazu, die Einladung nach „National Soldiers' Home" anzunehmen. Dasselbe riethen mir andere Besucher, die sich inzwischen eingefunden hatten, nämlich die Herren Attorney Baumann, Frank und Sander.

So wurde denn gleich die Tagesordnung festgesetzt: bei Herrn Sander, dem Chef einer großen Weinhandlung, sollten wir zusammen frühstücken, um uns zur Fahrt nach dem „Soldatenheim" zu stärken, dort den Tag zubringen und nach unserer Rückkehr bei Dr. Egry diniren.

Die Fahrt führte uns bei etwas klarer gewordenem Himmel drei englische Meilen weit in westlicher Richtung einen breiten Hügel hinan, auf welchem eine Stadt sich vor uns aufthat, die ganz den Eindruck eines in großem Stile neugebauten eleganten Badeortes machte.

Wir legten die letzte Strecke des Weges, welche durch herrliche Parkanlagen führte, zu Fuß zurück, da der Gouverneur in Begleitung einiger Offiziere uns entgegenkam, und wir außerdem bald merkten, daß es auf einen feierlichen Empfang abgesehen war. Die Sternenbanner flatterten majestätisch im Winde, die Militärkapelle begann zu spielen und ganze Trupps von Leuten in grauen Soldatenmänteln wurden sichtbar.

Ich übergehe die Einzelheiten der ersten, gruppenweisen Begrüßungen und Vorstellungen in freier Luft und im Hause des Gouverneurs, denen später eine feierliche Begrüßung vor großer Versammlung folgte, auf welche ich zurückkommen werde, um hier erst zur Orientirung meiner Leser eine übersichtliche Schilderung des Platzes zu geben.

„Das nationale Soldatenheim" wurde infolge eines Congreßbeschlusses vom 21. März 1866 gegründet und die Verwaltung einer Commission von Directoren übertragen, welcher der Präsident der Vereinigten Staaten, der vorsitzende Richter des höchsten Gerichtshofs und der Kriegsminister als bleibende Mitglieder angehören.

Da nach dem Secessionskriege die Zahl der Invaliden zu groß war, um an Einem Orte bequem untergebracht werden zu können, so wurde gleich die Gründung von vier Heimstätten beschlossen, unter welchen jedoch die bei Dayton den ersten Rang behauptet. Ihr Grundeigenthum umfaßt 500 Morgen, welche mit 132 Gebäuden der verschiedensten Art, aber nach einheitlichem Plane aufgeführt und vertheilt, ein reizendes Stadtbild in grünem Rahmen darstellen. Breite Straßen, schattige Spaziergänge, kleine Seen von frischem Springwasser, belebt durch Schwäne und andere Wasservögel; schöne Rasenplätze, Gärten und Parkanlagen, darunter auch ein Wildpark mit vielen Hirschen, Rehen und Gazellen, vereinigen sich, das Soldatenheim zu einem der anziehendsten Punkte im ganzen Lande zu machen, der alljährlich Hunderttausende von Besuchern aus der Nähe und Ferne herbeilockt.

Das großartigste Gebäude im Orte ist, wie es sich für ein Invalidenheim geziemt, das Hospital, welches ganz frei aus augenerfreuenden Anlagen emporragend, außer seinem massiven Unterbau eine Höhe von drei Stockwerken hat und in der Front eine Länge von 293 Fuß. Es ist aus Ziegeln aufgeführt und besteht aus einem etwas vorspringenden schöngegliederten Mittelbau, mit Balkonen und einem oben gewölbten Thurmaufsatz, und zwei

Flügeln, welche durch zwei stumpfe Thürme unterbrochen und durch zwei andere, etwas höhere abgeschlossen werden. Im Mittelbau, dessen Thurm natürlich der höchste ist, befinden sich die Geschäftsräume, in den Flügeln die großen, luftigen, von Sauberkeit blitzenden und musterhaft eingerichteten Krankensäle mit 300 Betten.

Nächst dem Hospital verdient die in gothischem Stile massiv erbaute Kirche Erwähnung, welche mit schönen Glasmalereien geschmückt ist und in ihrem obern Theile auch mit Frescomalereien. Sie hat eine Thurmuhr mit so großen Zeigern, daß man, noch weiterhin als die Glocke tönt, sehen kann, was sie geschlagen hat. Das Schönste und Rühmlichste aber an dieser Kirche ist, daß sie den Erbauungsbedürftigen aller Religionen, Confessionen und Sekten offen steht und einen christlichen Prediger hat, der seines Amtes gewissenhaft waltet, ohne seine Zuhörer je nach ihrem Glauben zu fragen. Zu den Merkwürdigkeiten dieser einzigen Kirche gehört auch noch, daß ihr geräumiger Unterbau geselligen Zwecken dient, indem sich dort fast allabendlich Mitglieder der verschiedenen Vereine versammeln, zu welchen auch der Deutsche Veteranenverein (German Veteran Society) gehört.

Zu den schönsten Gebäuden der Anstalt gehört die über 2000 Personen in sich fassende Erinnerungshalle (Memorial Hall), welche die Veteranen erst vor wenigen Jahren aus ihren eigenen Mitteln erbaut haben, ohne irgendwelche Unterstützung von der Regierung, und eben daher trägt wahrscheinlich der Bau seinen Namen. Er ist eine Erinnerungshalle für alle, denn alle haben ihr Scherflein beigetragen sie zu errichten, um sich einen monumentalen Vereinigungspunkt zu schaffen, der blos idealen Zwecken dienen soll. Der Erinnerungsfeste an große, auf die Republik bezügliche Ereignisse, welche hier gefeiert werden, gibt es nicht viele; dieselben bilden also nur Ausnahmen, während in der Regel die Halle zu Concerten, Vorlesungen und dramatischen Aufführungen benutzt wird, an welchen die Veteranen große Freude haben.

Erwägt man aber, daß die Gesammtzahl der Bewohner des Soldatenheim sich kaum auf 5000 beläuft, wovon nur 3000

mobil und erwerbsfähig sind, und daß dieses Häuflein seine Sparpfennige zu einem Bau verwandt hat, welcher, blos als Theater betrachtet, dasjenige von Wiesbaden an Umfang und Schönheit weit übertrifft, so muß man doch über die Opferfreudigkeit und den Gemeinsinn staunen, durch welche solch ein Werk zu Stande gekommen ist. Die Sache würde mir dennoch unbegreiflich geblieben sein, wenn ich nicht erfahren hätte, daß und wie den wackern Männern die Möglichkeit zu allerlei Geldverdienst gegeben ist. Sie bilden nämlich eine Gemeinschaft, welche alle Geschäfte selbst besorgt und weder Marketenderinnen noch Trödler und sonstiges fahrendes Volk aufkommen läßt. Sie haben ihre eigenen Läden und Erfrischungslocale, wo für mäßige Preise alles zu haben und bei der Menge der fremden Besucher viel vortheilbringender Umsatz ist. Jeder will sich ein kleines Andenken an den freundlichen Ort mitnehmen, sei es auch nur ein photographisches Bild des Ganzen oder der hervorragendsten Gebäude; jeder kehrt einmal ein, um etwas zu genießen, und da für alle Bedürfnisse gesorgt ist, so pilgern auch die Bewohner von Dayton gern nach dem hochgelegenen Soldatenheim, von wo sie die schönste Aussicht auf ihre eigene Stadt haben und das herrliche Thal des Miami meilenweit übersehen können.

Der Gewinn, den die Veteranen aus diesem regen Verkehr gezogen haben, hat ihnen nicht allein die Mittel zum Bau ihrer Erinnerungshalle, sondern auch zu allerlei Einrichtungen geliefert, welche dienen, die Annehmlichkeiten des Aufenthalts in ihrem Heim zu mehren. So ist für alle möglichen erlaubten Spiele gesorgt, vom Billard herab bis zum Domino; sie unterhalten eine ansehnliche Musikkapelle, welche jeden Sonntag im Freien spielt, und sie veranstalten Theatervorstellungen, bei welchen häufig Damen und Herren aus der Stadt mitwirken.

Ein beträchtlicher Theil ihres Geschäftsgewinns wird auch auf die Anschaffung neuer Bücher und Journale verwandt. Die wackern Krieger besitzen nämlich eine eigene ansehnliche Bibliothek und ein Lesezimmer, wie ich es größer in keinem deutschen Curhause

gefunden. Die Bibliothek wurde von einer Dame aus Boston, Mrs. Mary Lowell Putnam, gestiftet, zur bleibenden Erinnerung an ihren in der Schlacht von Ball's Bluff gefallenen Sohn. Dieser Putnam-Bibliothek, welche 4000 Bände enthält, gerade gegenüber befindet sich eine andere, welche nach dem General Thomas benannt wird und 7000 Bände zählt. Sie wurde ihm zum Gedächtniß gegründet von Offizieren und Soldaten, welche unter dem geliebten Führer gedient hatten.

Den großen Lesesaal schmücken Hunderte von Bildern — ebenfalls Geschenke der Mrs. Putnam — und an den Wänden stehen Glasschränke mit Reliquien aus den großen Schlachten des letzten Krieges.

Ich war auf das höchste überrascht bei meinem Eintritt in den großen Lesesaal, der bei stilvoller Einrichtung zugleich alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten für Leidende bot. Da lag ein Invalide in einem langgestreckten Stuhle, welcher den Füßen festen Halt bot, ein riesiges Zeitungsblatt vor sich ausgebreitet haltend; ein anderer hatte es sich in einem Sessel bequem gemacht und las im neuesten Hefte von Harper's „Monthly"; wieder andere saßen auf gewöhnlichen Stühlen am Tische, auf welchem die neuesten Zeitungen lagen. Sie trugen alle blaue Uniformröcke und waren so in ihre Lektüre vertieft, daß sie gar nicht aufblickten bei unserm Eintritt. Mein Führer war ihr Chef, der hochgewachsene Oberst E. F. Brown, der mich mit seinem stattlichen Körperbau um einen halben Kopf überragte, aber sein Erscheinen schien weder auf die Sitzenden noch auf die ab und zu Gehenden, um Bücher aus der Bibliothek zu holen oder dahin zurückzubringen, den geringsten Eindruck zu machen; es wurde weder gegrüßt noch gedankt, und wenn sich neugierige Blicke auf uns richteten, so geschah es jedenfalls nicht in auffälliger Weise. Während ich mir ein schönes Bild von Washington ansah, ihn darstellend, wie er in New-York den Eid auf die Verfassung leistet, trat ein stämmiger Veteran auf den Obersten zu, grüßte militärisch und sagte ihm einige Worte mit leiser Stimme. Darauf wandte sich der Oberst an mich mit

den Worten: „Sergeant Mertens, ein Landsmann von Ihnen, wie er sagt, bittet um die Ehre Ihnen vorgestellt zu werden."

Der Sergeant war wirklich ein Landsmann von mir aus dem Hannoverischen, wußte genau Bescheid in meiner kleinen Vaterstadt und sagte mir, es befänden sich noch mehrere Hannoveraner unter den Invaliden, die glücklich sein würden, mir einmal die Hand drücken zu können. Das geschah dann bald, als der Oberst ein Kurzes durch Dienstgeschäfte in Anspruch genommen wurde, und zu den nähern Landsleuten kamen auch weitere, wie Holsteiner, Pommern, Badenser, Würtemberger u. s. w. Am zahlreichsten waren jedoch die Norddeutschen, und unter diesen wieder die Hannoveraner vertreten. Auch einige Schweizer ließen sich mir vorstellen, wovon, wenn ich nicht irre, einer bei der Bibliothek angestellt war.

Ich warf einen Blick in den Katalog und fand, daß die Auswahl der Bücher eine durchaus zweckgemäße war. Historische, geographische und naturwissenschaftliche Werke spielten die Hauptrolle darin, aber auch für Unterhaltungslektüre war reichlich gesorgt durch die besten Reisebeschreibungen, Romane und Dichtungen. Die Zahl der fortlaufend bezogenen Monats- und Wochenschriften und Tagesblätter belief sich auf 300.

Bei meiner Wanderung durch die Krankensäle begleitete mich außer dem Obersten auch der erste Arzt, Dr. Weaver. Es kamen dabei allerlei rührende Scenen vor, deren Schilderung mich hier zu weit führen würde; ich bemerke nur, daß ich auch dort einige Landsleute fand, von denen einer eben in den letzten Zügen lag.

Das Hospital steht in dem Rufe, das besteingerichtete und verwaltete in den Vereinigten Staaten zu sein.

Von den größern Gebäuden sind die meisten im spätern Renaissancestil aufgeführt, die kleinern Wohnungen der Beamten und des Predigers im englischen Cottagestil.

Ein großes, von Ziegelsteinen erbautes Badehaus, auf das anmuthendste eingerichtet, steht mit Bädern aller Art jedem zu

freier Benutzung offen. Wenigstens einmal wöchentlich muß jeder Bewohner des Städtchens ein Bad nehmen.

Neben dem Badehause befindet sich die allgemeine Dampf-Waschanstalt und westlich davon liegen die Werkstätten der Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Schuhmacher, Schneider, Sattler, Wagner, Bleigießer, Cigarrenmacher u. s. w. Ein anderes Gebäude enthält den Bazar, die Post, eine Druckerei und das Telegraphenamt. Auch an einer Schule fehlt es nicht.

Zu den hervorragendsten Gebäuden gehört aber das weithin schimmernde Gewächshaus (Conservatory) mit seiner Umgebung von prächtigen Gartenanlagen, zierlich umrahmten Teichen und Grotten.

Die Baracken der Soldaten sind von Holz aufgeführt, machen aber aus der Ferne durch ihren hellen Anstrich den Eindruck massiver Gebäude.

In den ersten zehn Jahren des Bestehens der Anstalt sind 1000 Invaliden gestorben, und die Ueberlebenden haben ihnen auf dem schönen Friedhofe ein imposantes Denkmal gesetzt, bestehend in einer 50 Fuß hohen korinthischen Säule von blendendweißem Marmor. Auf der Säule steht ein Soldat mit der Feldmütze und dem langen Uniformrock bekleidet, das Gewehr beim Fuß. Der Sockel trägt die goldene Inschrift: „Unsern gefallenen Kameraden. Diese waren ehrenwerthe Männer ihrer Zeit."

Ich könnte in der Schilderung solcher Einzelheiten noch lange fortfahren, doch es muß hier genügen zu bemerken, daß alles, was ich sah, mir einen freundlichen, würdigen, um nicht zu sagen vornehmen Eindruck machte.

Am längsten mußte ich mich in der Erinnerungshalle aufhalten, wo der große Empfang stattfand. Das Theater war festlich hergerichtet als Plattform im Grünen, mit Sesseln und Stühlen im Vordergrunde. Ich mußte den Mittelsitz einnehmen und mir zu Seiten saßen, nebst meinen Begleitern, der Gouverneur mit seinen Offizieren: Oberstlieutenant Thomas, Major Fleming und Hauptmann Thompson. Im Zuschauerraum saß

und ſtand alles Kopf an Kopf gedrängt; ich hatte und habe auch ſpäter nie in Amerika ſo viel Uniformen beiſammen geſehen; es waren über 2000.

Der Gouverneur ſtellte mich in wohlgefügter Rede ſeinen Veteranen vor, die mich dann in einer Weiſe willkommen hießen, daß ich nicht umhin konnte, einige herzliche Worte des Dankes zu ſagen.

Nun hielt Dr. Egry, der den Krieg mitgemacht hatte, eine längere Rede, welche einen Sturm des Beifalls entfeſſelte und mit dem Ausdruck der Hoffnung ſchloß, daß ich ſelbſt noch einmal das Wort nehmen möge, um meine im Soldatenheim empfangenen Eindrücke zu ſchildern.

Als mich der Gouverneur fragte, ob er mir das Wort wieder ertheilen dürfe, antwortete ich zuſtimmend, aber mit der Bitte, mich bei der Verſammlung zu entſchuldigen, wenn ich zuerſt eine kleine Anrede in deutſcher Sprache an meine Landsleute hielte, die zwar alle engliſch verſtänden, aber ſich doch freuen würden, in ihrer Mutterſprache von mir begrüßt zu werden. Die andern ſollten dabei nicht zu kurz kommen, denn ich würde das deutſch Geſagte engliſch wiederholen und in dieſer Sprache meine Rede zu Ende führen.

Nach den einleitenden Worten des Gouverneurs, die mit großem Jubel aufgenommen wurden, drückte ich meinen Landsleuten meine Freude darüber aus, ſo viel Gutes über ſie von ihren Vorgeſetzten gehört zu haben, wie ſie ſich in Krieg und Frieden muſterhaft bewährt und ihrer alten wie ihrer neuen Heimat Ehre gemacht hätten. Ich fühlte mich gedrungen, deutſch zu ihnen zu reden, weil es mich glücklich gemacht, zu ſehen, wie treu ſie deutſche Sprache und Sitte unter ſich pflegen, durch beſondere Vereine, durch Leſen deutſcher Bücher und Zeitſchriften, welche ſie in geiſtigem Zuſammenhang mit der alten Heimat erhielten, ohne der guten Kameradſchaft mit den Kriegsgenoſſen engliſcher Zunge zu ſchaden. Ich hätte den Eindruck gewonnen, daß in dieſem Soldatenheim die beſten Eigenſchaften deutſcher und engliſcher Raſſe,

die ja alte Stammverwandte wären, sich aber durch tausendjährige Trennung verschiedenartig entwickelt hätten, glücklich zusammenwirkten, um ein erfreuliches Gemeinwesen zu bilden, dessen Mitglieder, obgleich von vornherein aller gemeinen Sorge um des Leibes Nahrung und Nothdurft enthoben, doch in ersprießlicher Thätigkeit wetteiferten, um durch eigenen Fleiß die Mittel zu gewinnen, sich das Leben zu verschönern. . . .

Alles verlief zu allgemeiner Befriedigung, und ich benutzte die mir vor der Rückkehr nach Dayton noch übrigbleibende Zeit, um zunächst die große Speisehalle zu besichtigen, wo ich die Tische für 3000 Personen so sauber gedeckt fand wie in einem Hotel. Die Zubereitung der Speisen, wie die Bedienung bei Tische besorgen die Invaliden selbst; weibliches Hülfspersonal gibt es nicht. Gekocht und geheizt wird mit Dampf.

Beim Besuch der Wohnungen des Gouverneurs und der übrigen Offiziere ging es ohne eine kleine Magenstärkung nicht ab, und höchst befriedigt von allem, was ich gesehen, kam ich, als der Tag zu Rüste ging, mit meinen freundlichen Begleitern in Dayton wieder an, wo das Diner bei Dr. Egry sehr gemüthlich verlief, obgleich einige Gäste dabei waren, welche sonst jeden geselligen Verkehr untereinander mieden. Ich hatte also das angenehme Gefühl, durch meine Gegenwart freundlich zu vereinigen, was lange feindlich getrennt gewesen. Wir blieben den ganzen Abend beisammen und es kam nicht der leiseste Misklang vor, obgleich meine Ansichten und Urtheile mit denen der übrigen Gäste nicht immer übereinstimmten. So kam zum Beispiel die Rede auf den amerikanischen Humoristen Mark Twain, für den alles schwärmte, während ich seinem meist bei den Haaren herbeigezogenen Humor wenig Geschmack abgewinnen konnte. Er hat ein gutes Buch geschrieben: „The adventures of Tom Sawyer", allein davon war nicht die Rede, sondern von seinen „Innocents abroad", welche in einer Wüste von Staub einige Goldkörner enthalten, und von seinen „Sketches", welche ich, trotz vieler Anläufe, nie habe zu Ende lesen können. Attorney Baumann,

welcher besonders auf die „Sketches" große Stücke hielt, gab mir sein eigenes, schön gebundenes Exemplar zum Andenken mit auf die Reise, in der Hoffnung, daß ich nach und nach mehr Geschmack daran finden werde, was leider bis heute nicht geschehen, weil es, wie ich mich immer mehr überzeugte, gerade der gute Geschmack ist, was dem sonst gewiß begabten Verfasser des Buches fehlt. Sein Witz wirkt nicht befreiend und erheiternd wie ein edler Wein, sondern schmeckt nach Essig mit Pfeffer und Salz vermischt.

Dreizehntes Kapitel.

Ueber Indianapolis und Evansville nach Chicago.

Am 14 Februar, morgens acht Uhr, verließ ich Dayton und hatte bei furchtbarem Schneefall, der schon am Abend vorher begonnen hatte und bis gegen Mittag anhielt, eine vielfach gestörte Fahrt, während welcher uns auch die Kunde ward, daß ein kurz vorher abgegangener Zug, der in anderer Richtung gefahren, in den Ohio gestürzt sei. Um ein Uhr nachmittags in Indianapolis, der Hauptstadt des Staates Indiana, eingetroffen, wurde ich am Bahnhofe von den Herren Lizius und Meyer empfangen und stieg im Hause des letztern ab, der mit einer Cousine von Eduard Mörike verheirathet ist, was wol nicht ohne Einfluß darauf geblieben, daß in der Familie ein reges Interesse an deutscher Literatur sich erhalten hat. Gleich die Unterhaltung bei der bald nach meiner Ankunft begonnenen Tafelsitzung gab davon das beste Zeugniß.

Ich freute mich, aus dem Munde der würdigen und stattlichen Hausherrin ein so unverfälschtes Schwäbisch zu hören, als ob sie erst kürzlich ihre alte Heimat verlassen hätte, während ihre erwachsenen Söhne doch schon in der neuen geboren waren, und sie freute sich alles dessen, was ich ihr aus meinem frühern Verkehr mit ihrem, den Tod überlebenden Vetter erzählen konnte. Sie freute sich auch zu hören, daß vom Schwabenlande aus meine ersten in weitern Kreisen bekannt gewordenen Lieder erklungen

waren. Um die Mitte der vierziger Jahre brachte nämlich das damals in hohem Ansehen stehende stuttgarter „Morgenblatt" eine Reihe meiner auf Wanderungen im Kaukasus geschriebenen Gedichte, eingeführt von Gustav Schwab und Gustav Pfizer, und im Herbst 1845 erschien bei Cotta meine „Poetische Ukraine", eine von mir übersetzte Sammlung kleinrussischer Volkslieder.

So boten sich überall, wohin ich in Amerika kam, Anknüpfungspunkte an die Heimat. Auch mit dem oben erwähnten Herrn Lizius hatte ich schon vor dreißig Jahren in Correspondenz gestanden, als er noch Besitzer der Varrentrapp'schen Verlagshandlung in Frankfurt a. M. war, in welcher 1848 mein Werk über „Die Völker des Kaukasus" erschien.

Nach dem Schneesturm, der mich bis nahe vor Indianapolis begleitet hatte, setzte ein scharfer Frost ein, welcher den Himmel wieder klärte, sodaß ich die Nachmittagsstunden in angenehmer Gesellschaft zu einem Gange durch die Stadt benutzen konnte, welche bedeutender ist als Dayton und eine Menge schöner Gebäude aufzuweisen hat, ohne doch zu den größern Städten zu gehören, da sie kaum 50000 Einwohner zählt, darunter verhältnißmäßig wenig Deutsche, aber immerhin genug, um ansehnliche Vereine zu bilden, in welchen Turnerei und Musik mit besonderm Eifer gepflegt wird. —

Den größten Theil des Abends verbrachte ich mit dem Durchblättern eines mehrbändigen Werkes, welches ich im Hause fand, und welches unter dem Titel „Oddities of English Legislature" eine charakteristische Zusammenstellung der auf die Colonien bezüglichen Gesetze enthält, die unter der englischen Regierung in Kraft waren und — nach glaubwürdigen Berichten — mit unbarmherziger Strenge geltend gemacht wurden. Ich fand darin die haarsträubendsten Dinge mit einer Salbung behandelt, als ob es ein gottgefälliges Werk wäre, unerhörte Martern für das kleinste Vergehen zu ersinnen. So sollte z. B. jeder Sklavenbesitzer streng darüber wachen, daß keiner seiner Sklaven lesen, rechnen und schreiben lerne. Geschah dies dennoch, gleichviel ob

mit oder ohne Wissen des Herrn, so wurde dieser mit einer hohen Geldstrafe belegt, während dem unglücklichen Schwarzen, der sich mit der Feder in der Hand betreffen ließ, Körperstrafen drohten, mit welchen verglichen die ersten Grade der mittelalterlichen Tortur reine Kinderspiele waren. Im ersten Betretungsfalle wurde der Unglückliche beim Ohre an einen Thürpfosten genagelt, bis er einsehen gelernt, daß in den Augen Gottes die Schreibekunst für einen Neger ein Verbrechen sei. In Wiederholungsfällen wurde die Strafe entsprechend verschärft mit Anwendung glühender Eisen und aller möglichen Marterwerkzeuge.

Im Falle ein Gutsherr in Besitz von Sklaven gekommen, die schon vorher lesen und schreiben gelernt, sollte er sie durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel verhindern, diese Kunst zu üben. Ließ sich aber nachweisen, daß er sie selbst dazu angehalten in seinen Diensten und zu seinem Vortheil, so wurde er dafür bestraft wie ein Verbrecher.

Ich bin später öfter auf diese „Oddities of Legislature" zurückgekommen und habe Auszüge daraus mitgebracht, will es aber hier bei den obigen Andeutungen bewenden lassen.

Am Tage nach meiner Ankunft in Indianapolis war Sonntag, und da ich mich zeitig schlafen gelegt hatte, so stand ich auch zeitig wieder auf und ließ mich leicht bewegen mit in die nahe Presbyterianerkirche zu gehen, wo ein ausgezeichneter Prediger sich hören lassen werde, der sehr wünschte meine Bekanntschaft zu machen.

Die freundliche Kirche sah sehr einladend aus, war im Innern mit würdiger Bequemlichkeit eingerichtet und angenehm durchwärmt, dazu herrschte in der zahlreichen Versammlung eine wohlthuende Ruhe, sodaß man mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Worten des Predigers lauschen konnte, der ein noch in der Blüte der Jahre stehender Mann von einnehmendem Aeußern, wohltönender Stimme und guten Manieren war. Er sprach über „St. John, God and Love" und behandelte sein Thema in der landesüblichen Weise mit Hineinziehung der brennenden Tages-

fragen, nämlich der Präsidentenwahl und der Chinesenfrage. Er begann mit Anknüpfung an die Unterredung Jesu mit Nikodemus über die Wiedergeburt und sagte, wie Nikodemus das Wort nicht verstanden habe, so verständen es auch noch heute viele nicht, obgleich jeder, der nur ernst darüber nachdenken wolle, bald zu der Einsicht kommen müsse, daß das wahrhaft Menschliche in uns, das uns vom Thiere unterscheidet, erst mit einer gründlichen Erneuerung des innern Menschen beginne, die ihn befähige, sich über sich selbst zu erheben und aus sich selbst ein Ideal zu schaffen, das ihm zeigt, was er sein könnte, wenn er ernst danach strebe es zu werden. Nur wem ein solches Ideal vorschwebt, darin er sich selbst wiedererkennt, aber geläutert und erhoben, ist fähig, auch das Höchste zu ahnen und annähernd zu begreifen, das wir Gott nennen, ohne uns ein Bild davon machen zu können, denn „niemand hat Gott je gesehen", sagt Johannes.

Dann sprach er von der Liebe, als in ihrer höchsten Bedeutung, der Blüte am Baume des Menschenthums, welche die Frucht der Erlösung in sich trage. Er wies nach, daß in der Lehre von der allerlösenden Macht der Liebe, welche ja auch das Mitleid in sich schließe, der Buddhismus mit dem Christenthum zusammentreffe, und kam dabei auf die Chinesen zu sprechen, welche noch zum größten Theil Buddhisten wären, wenn ihnen auch die Reinheit der ursprünglichen Lehre längst verloren gegangen sei. Aber es sei ein intelligentes Volk, musterhaft fleißig und guter Lehre zugänglich, und darum halte er es für Christenpflicht, ihnen gegenüber Duldung und Milde zu üben, statt das Volk gegen sie aufzuhetzen, Haß und Hader zu schüren und sie so gleichsam zu zwingen, die schlechten Eigenschaften herauszukehren, welche in jedem Menschen schlummern, ähnlich wie man das früher den Juden gegenüber gethan.

Er kam immer wieder zurück auf seine Unterscheidung zwischen dem Thierischen und dem Geistigen im Menschen: jenes sei die Quelle aller Laster und Ausbrüche der Roheit und mache den Menschen noch gefährlicher als jedes Thier, wenn er nicht recht-

zeitig zu innerer Einkehr komme, gleichsam im Geist neu geboren werde und durch Wissen sein schlummerndes Gewissen wecke. Er sprach so klar und bündig wie freimüthig, und sein Vortrag konnte nicht verfehlen, eine gute Wirkung selbst auf diejenigen zu machen, deren Vorurtheile er bekämpfte.

Dr. Bartlet, so hieß der humane Prediger, gewann noch bei näherer Bekanntschaft am häuslichen Herd, der bei ihm sehr einladend war und mit der Kirche in so nahem Zusammenhange stand, daß von der Studirstube bis zur Kanzel nur wenige Schritte waren. Er hatte einige Jahre auf deutschen Universitäten verlebt und dadurch eine große Vorliebe für Deutschland und unsere Literatur gewonnen, wovon nicht blos seine Bibliothek, sondern auch manches in der Einrichtung seiner Wohnung lebendiges Zeugniß trug. Eine sehr anmuthige Frau erhöhte den Reiz seines traulichen Heim, sodaß mir die Zeit bei ihm schnell verging.

Im Verlauf des Tages hatte ich viele Besuche zu empfangen und auch einige zu machen, wovon mir besonders der bei einem in der Stadt hochangesehenen Gelehrten, dem schon 82 Jahre zählenden Dr. Homburg, im Gedächtniß geblieben. Er war augenblicklich körperlich so leidend, daß er sein Haus nicht verlassen konnte, aber geistig so frisch, daß es eine wahre Freude war, sich mit ihm zu unterhalten. Auch fand ich seinen Wunsch, mich persönlich kennen zu lernen, wohlbegründet, da er mich aus meinen Schriften schon seit 30 Jahren kannte und ihm nichts entgangen war, was ich in der Zeit geschrieben. So gab es Anknüpfungspunkte genug zu wochenlanger Unterhaltung, aber bei der nur knapp zugemessenen Zeit mußten wir uns in allem kurz zu fassen suchen. Durch die Umstände gezwungen zu werden sich kurz auszudrücken, wo es sich um die Denkresultate eines langen Lebens handelt, ist oft von großem Vortheil, weil man dann gleich die Hauptsache ohne alle Umschweife erfährt. Und so erwies es sich hier. Indem mir Dr. Homburg seine geheimsten Gedanken über die jetzige und künftige Stellung Amerikas in der Weltgeschichte entwickelte, gab er mir in einer Stunde Stoff zum Nach-

denken für Jahre. In einigen Punkten traf er ganz mit meinen eigenen Ansichten zusammen, in andern nicht, aber wenn ich meine Einwendungen durch Rückblicke auf die Entwickelungsgeschichte älterer Weltmächte zu begründen suchte, ließ er das nicht gelten und behauptete, daß die Geschichtsphilosophie der Alten Welt auf die Neue völlig unanwendbar sei. Dabei war er keineswegs erbaut von allen Einzelerscheinungen des amerikanischen Lebens, sprach vielmehr mit Abscheu von der Corruption der Beamten und Geschäftspolitiker, aber er unterschied scharf zwischen der wunderliche Blasen treibenden Oberfläche und der soliden Grundlage, als welche er den ackerbautreibenden Theil der Bevölkerung erkannte, bei dem alle Tugenden zu finden seien, die man bei den Shoddies vermisse. Aus dem Stande der Ackerbauer und Arbeiter, der drei Viertheile der ganzen Bevölkerung in sich begreift, sind die besten Männer nach Washington hervorgegangen, zu welchen auch Lincoln und Garfield zählen. . . .

Der deutsche Männerchor von Indianapolis überraschte mich noch spät abends, als ich eben schlafen gehen wollte, durch ein Ständchen. Die wackern Landsleute hatten einen weiten Weg machen müssen bis zu der Meyer'schen Villa, auf deren Veranda wir nun hinaustraten, um den schönen Gesang in der Nähe zu hören. Mein seit 30 Jahren oft in Musik gesetztes Lied „Wenn der Frühling auf die Berge steigt" wurde hier, in der Composition unsers Wilhelm, unter dem Sternenhimmel einer kalten Winternacht, in der neuen Hauptstadt des alten Indianerlandes, in für mich wahrhaft herzergreifender Weise gesungen. Die wackere Hausherrin ließ es sich nicht nehmen, die Sänger alle in das Speisezimmer zu laden, sodaß ich ihnen bei gefülltem Glase meinen Dank ausdrücken konnte.

Am nächsten Morgen holte mich Herr Lizius zu einem Spaziergange ab und erzählte mir, wie er vor einiger Zeit auf grauenvolle Weise seinen hoffnungsvoll erwachsenen Sohn verloren, wonach er sich des Lebens nicht mehr so freuen könne wie andere Menschen. Zwei amerikanische Redacteure von Zeitungen waren

in Todfeindschaft gerathen; der junge Mann befand sich gerade bei dem einen, als der andere einen Revolver auf ihn abfeuerte und statt seines Feindes den jungen Lizius traf, mitten durchs Herz.

Den größten Theil des Tages verbrachte ich mit Mr. Vinton, dem jungen Rechtsgelehrten, den ich in der Familie Stallo kennen gelernt. Er holte mich in seinem Buggy ab und fuhr mich durch Stadt und Umgegend umher, um mir alles Sehenswerthe zu zeigen. Abends gab es im eleganten Hause seiner Mutter große Gesellschaft, wo ich auch Dr. Bartlet mit seiner anmuthigen Frau wieder traf und mich vortrefflich unterhielt. Der folgende Tag war zur Abreise nach Evansville bestimmt.

* * *

Nachdem ich die Vormittagsstunden mit Briefschreiben verbracht, reiste ich am 17. Februar um ein Uhr von Indianapolis ab und gelangte, ohne besondere Erlebnisse, abends 8 Uhr nach Evansville, wo, nebst verschiedenen andern Landsleuten, Herr Alexander Lemcke mich am Bahnhofe empfing und nach seiner Villa fuhr, in welcher seine liebenswürdige junge Frau schon mit dem Abendessen auf uns wartete.

Wir unterhielten uns so gut, daß wir nicht merkten, wie die Stunden entschwanden, und erst um ein Uhr nachts in das Bett kamen, staunend, daß es schon so spät sei.

Ich schlief vortrefflich, schrieb nach dem Frühstück ein paar Briefe und machte dann einen längern Gang durch die Stadt, erst in Begleitung des Herrn Lemcke, später in der des Herrn Eßlinger, eines der Landsleute, die mich bei meiner Ankunft begrüßt hatten.

Evansville, im südlichsten Winkel des Staates Indiana, am Saume der großen Prairien gelegen, ist eine verhältnißmäßig kleine Stadt, doch ebenso angelegt wie eine große, d. h. in allen Theilen weitläufig, auf Zuwachs berechnet, sodaß die Bevölkerung

sich um das Zehnfache vermehren könnte, ohne aus dem Rahmen des ursprünglichen Planes hinauszutreten. Der Geschäftsbezirk liegt streng gesondert von den Privatwohnungen, die in den Avenuen meist sehr vereinzelt stehend, mit ihrer Umgebung von Gärten und Rasenflächen den Eindruck mehr oder minder eleganter Landhäuser machen, während die Geschäftshäuser ganz nach dem Muster der großstädtischen gebaut sind. Ich besuchte zuerst dasjenige meines Gastfreundes, welcher mit einem Amerikaner zusammen eine Großhandlung von Droguen hatte.

Wir traten unmittelbar von der Straße in einen langen, weiten Raum, welcher das ganze hohe Erdgeschoß des Gebäudes einnahm und in großen und kleinen Fässern, Kisten, Ballen und Büchsen, außer allerlei schweren Stoffen für chemische Fabriken, auch Wurzeln, Kräuter, Rinden, Harze, Gummata, Balsame u. s. w. in hinlänglicher Menge enthielt, um Tausende von Apotheken damit versorgen zu können.

Vorn zur rechten Hand war die nur durch einen langen Zahltisch vom durchgehend freien Mittelraume getrennte Office, wo die Schreibereien besorgt wurden, nach einer — wie ich belehrt wurde — von unserer complicirten Buchführung sich durch größere Vereinfachung wesentlich unterscheidenden Methode.

Als wir eintraten, erwartete gerade ein Neger, der ein Fäßchen hinauszurollen hatte, seine Abfertigung und ritt, während diese geschrieben wurde, auf dem Fäßchen herum wie ein kleines Kind, wobei er nicht wußte wohin mit seinen langen Beinen, sodaß er Verrenkungen damit vornahm wie ein Kautschukmann, sie erst nach beiden Seiten ausstreckend, was er nicht fertig brachte ohne das Fäßchen in das Rollen zu bringen und dabei unwillkürlich den Boden zu berühren. Doch da dies gegen seine Absicht war, so zog er die Beine so hoch vor sich empor, daß die Knie fast in gleiche Höhe mit dem wolligen Kopfe kamen, wobei sein Reitfäßchen erst recht in das Rollen gerieth und ihn abwarf. Ich wunderte mich nur, daß er es nicht durchprügelte. . . .

Das zweite Geschäftshaus, in welches ich eintrat, war eine

Wein- und Spirituosenhandlung, deren Besitz ein näherer Landsmann von mir, Herr Firnhaber, mit einem Amerikaner theilte. Solche Theilhaberschaften (partnerships) von Deutschen und Amerikanern kommen sehr häufig im Lande vor, nicht blos bei Kaufleuten, sondern auch bei Aerzten und Advocaten, und erweisen sich, wie ich belehrt wurde, meist für beide Theile von großem Vortheil. Mein Landsmann Firnhaber war eigentlich von Haus aus Theologe; er hatte sich, dem Vorgange seines Vaters folgend, der in meiner kleinen Vaterstadt lange Jahre hindurch als sehr angesehener Prediger wirkte, dem geistlichen Beruf gewidmet, in Göttingen studirt und auch schon mit Glück die Kanzel betreten. Da aber zu jener Zeit im alten frommen Königreiche Hannover der Predigeramtscandidaten weit mehr waren als der Aemter, so zog es mein Landsmann nach langem Warten auf Anstellung vor, sein Glück in Amerika zu versuchen, wo er nun wenigstens dafür sorgen konnte, daß die Prediger ihren Beichtkindern am Altar reinen Wein einschenken. Er war sehr zufrieden mit dem Gange, den die innere Stimme, mehr der Autonomie als der Heteronomie des Geistes folgend, ihm aus der Alten Welt in die Neue angewiesen und hätte seine Wein- und Spirituosenhandlung längst nicht mehr mit der Würde eines hannoverischen Consistorialraths vertauscht. Es war ihm vollständig gleichgültig, ob der Glaube und die Bibel rationalisirt, oder die speculative Vernunft christianisirt, oder beide in schwankenden Gefühlen und unsaubern Mischungen neutralisirt wurden. Dabei schien es mir doch, daß er ein besserer Christ geblieben war als unsere herrsch- und streitsüchtigen Staatstheologen, welche im krampfhaften Festhalten an längst überlebten Dogmen und Formen, die mit dem Geist des Christenthums gar nichts gemein haben, ganz die christliche Liebe vergessen und das christliche Wort: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig."

Indem ich dieses schreibe, muß ich zugleich bemerken, daß ich, wenn das Schicksal nicht früh die Wünsche meiner Mutter, mich dem geistlichen Berufe zu widmen, gekreuzt hätte, bei geschickter

Dreſſur vielleicht ſelbſt einer der größten Fanatiker unſerer Zeit geworden wäre, denn zu einer gläubig und leidenſchaftlich angelegten Natur geſellte ſich in mir eine lebhafte Einbildungskraft, die mich früh in einer Wunderwelt heimiſch machte, zu welcher die ſchrittweiſe Erkenntniß des nüchternen Verſtandes den Weg nie findet. Ich wußte im Himmel weit beſſer Beſcheid als auf Erden, und ſtieß deshalb hier ſo oft mit dem Kopfe an die Wand, daß mich die Schmerzen zu ernſtem Nachdenken trieben über die Mittel und Wege, ihnen künftig vorzubeugen. Ganz hat mir das nie gelingen wollen, aber im Streben danach entwickelte ſich in mir eine contemplative Richtung, welche oft Gefahr lief, in Grübelei auszuarten. Doch mich dieſer lange hinzugeben fand ich niemals Zeit, da das Leben mich immer bald wieder mit rauher Hand herausriß und mir Aufgaben ſtellte, die mich zwangen, eine ſtrenge Schule der Selbſtüberwindung durchzumachen, welche Kräfte erweckte, die bis dahin geſchlummert hatten, und Neigungen unterdrückte, deren Opfer ich geworden wäre, wenn ſie Gewalt über mich erlangt hätten. Allein im fortgeſetzten Ankämpfen dagegen lernte ich ihre Macht kennen, und ſo kann ich mich lebhaft in die Seelen anderer verſetzen, die davon beherrſcht werden. Ich ſelbſt aber beſtrebte mich immer mehr, meine einbildſamen Kräfte unter die ſchärfſte Zucht des Verſtandes zu ſtellen und alle ſchwindelerregenden Abgründe zu meiden. Ich ſuchte ſogar jahrelang alle poetiſchen Anwandlungen zu unterdrücken, um mich ganz in das Studium philoſophiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Werke zu vertiefen, die mir im Einzelnen zwar allerlei Belehrung boten, aber in Betreff der letzten Fragen mich immer unbefriedigt ließen und mich oft zu Widerſpruch reizten, dem ich dann der Kürze und Klarheit wegen poetiſchen Ausdruck gab, wie in meinen verſchiedenen Gedichtſammlungen zu finden. Es ging mir mit den meiſten dieſer Werke ebenſo, wie es mir in frühern Jahren mit dem „Leben Jeſu“ von Strauß ergangen, das ich eifrig durchlas, den Fleiß und Scharfſinn des Verfaſſers bewundernd, ohne irgendwelche Frucht für das Leben daraus zu gewinnen. Und noch heute

ist mir der Jesus des Neuen Testaments, wie sich sein Bild unvertilgbar in mir festgesetzt als Herzensreiniger und Erbauer, die erhabenste Erscheinung der Weltgeschichte, trotz und nach allem, was die Kritik gethan, ihn in Nichts aufzulösen, und was die Kirche gethan, sein Bild zu entstellen.

Es geht der Kritik mit den Evangelien ähnlich wie mit den homerischen Gesängen, die Homer's Namen mit Unrecht tragen sollen und doch unter diesem Namen unerreichbar bleiben und ein ewiges Leben haben werden, gleichviel wann und wie sie entstanden sind.

Um auch ein Gleichniß aus der profanen, politischen Geschichte zu nehmen, wie sie vor unsern Augen sich abspielt, führe ich das bekannte Testament Peter's des Großen an, welches bei seiner ersten Veröffentlichung ungeheueres Aufsehen machte, aber alsbald so viele geachtete kritische Federn in Bewegung setzte, um seine Unechtheit haarscharf zu beweisen, daß kein Historiker von Ruf mehr daran zu glauben wagte. Sicher hat es Peter der Große nicht selbst aufgesetzt, denn so weit reichte seine Schreibekunst nicht; dennoch verdankt es ihm seinen Ursprung. Zum großen Theile sind seine Bestimmungen schon zur Ausführung gelangt, und Fürst Bismarck ist der erste Staatsmann, der die Echtheit des Testaments erkannt und seinen Vollziehern zugerufen hat: „Bis hierher und nicht weiter!" . . .

Herr Eßlinger, der mich zu meinem Landsmann Firnhaber begleitet hatte, gestand mir, als wir weiter gingen, er habe inmitten des verwirrenden Treibens der vielen Kirchen und Sekten in Amerika schon lange allen religiösen Glauben verloren und sei, besonders durch Büchner's „Kraft und Stoff", ein reiner Materialist geworden, ohne sich jedoch glücklich dabei zu fühlen, obgleich er sich durch fleißige Arbeit und strenge Pflichterfüllung immer die Ruhe des Gewissens bewahrt. Doch sei ein ungelöster Rest, ein geistiger Ueberschuß der auf die Pflichten des Tages gerichteten Gedanken in ihm zurückgeblieben, womit er oft nicht gewußt habe wohin. Da habe plötzlich, vor wenigen Jahren, das Schick-

sal ihm einen Ausblick in die Geisterwelt eröffnet und ihm dadurch die Worte Hamlet's zu Gemüthe geführt, daß es mehr gebe zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse. Er wollte mich nun bereden, mit ihm einen Ausflug nach Terre haute zu machen, wo eine Dame wohne, die als Medium mich zum Zeugen wunderbarer Erscheinungen machen werde.

Ich konnte den Ausflug nicht machen, ohne meinen Reiseplan, der mich direct nach Chicago führen sollte, erheblich zu kreuzen, und dazu waren mir Geister, die zu ihren Offenbarungen eines zweifelhaften Mediums bedürfen, nicht verlockend genug; aber ich begleitete Herrn Eßlinger in seine Wohnung, wo er mir seine ansehnliche Sammlung von Schriften der bekanntesten deutschen und englischen Spiritisten zeigte, unter welchen natürlich Zöllner und Wallace nicht fehlten, deren Bücher ich schon kannte. Er gab mir auch einige in einem englischen Journal gedruckte Aufsätze zu lesen, die er selbst geschrieben hatte, sehr klar und anschaulich, voll von seinem Gegenstande. Es war ihm heiliger Ernst damit, und er suchte auch mich dafür zu erwärmen. Als ich ihm sagte, was mich bisher abgehalten hätte, der Sache näher zu treten, sei das vorwiegend Kunststückartige aller Manifestationen gewesen, davon ich bisjetzt gelesen und gehört, und die vielen Betrügereien, denen man bei öffentlichen Vorstellungen auf die Spur gekommen, erwiderte er, das letztere müsse er leider zugeben, aber in Bezug auf das erstere könne er mich in einer Weise widerlegen, die ich als Poet gewiß gelten lassen werde. Und er holte ein schön gebundenes Buch hervor, welches den Titel trug: „Poems of the Inner Life", und eine stattliche Sammlung von Gedichten enthielt, durch welche die Geister längst im Grabe ruhender Poeten, wie Shakspeare, Milton, Robert Burns, Edgar Poe u. s. w., sich einem jungen, kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen in der Weise offenbart haben sollten, daß es ihnen nur als Mittel diente, ihre Offenbarungen durch das geschriebene Wort festzuhalten.

Ich kannte das Buch schon und besaß es sogar selbst, als Geschenk von Frau Dr. Jacobi, der Gattin des berühmten Arztes

in New-York, die es mir am Tage vor meiner Abreise von Hoboken mit einigen Zeilen geschickt hatte, in welchen sie mir die Lektüre angelegentlich empfahl. Man braucht das Buch nur zu lesen, um sofort die Ueberzeugung zu gewinnen, daß keinerlei Täuschung damit beabsichtigt ist. Die Gedichte sind von der — wie schon aus der Einleitung hervorgeht — sehr gebildeten und begabten jungen Dame niedergeschrieben worden im festen Glauben, ihr von Geisterlippen dictirt worden zu sein. Dabei ist noch als besonderer Umstand hervorzuheben, daß die junge Dame von einem der Dichtergeister, in dessen Namen sie schrieb, nämlich Edgar Poe, nie etwas gelesen hatte, und also in diesem Falle die Möglichkeit der Selbsttäuschung ausgeschlossen war, welche man in Betreff der andern annehmen könnte, daß die begeisterte Schreiberin im unschuldigsten Unbewußtsein ihre Inspirationen nur aus dunkeln Erinnerungen an die eindrucksvoll wirkenden Gedichte Edgar Poe's geschöpft habe. Und das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß sie gerade die eigenartige Ausdrucksweise dieses Dichters, dessen Werke ihr nie zu Augen und Ohren gekommen, am besten getroffen.

Hier ist nicht der Ort, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln; darum sei nur dieses bemerkt: Zugegeben, daß die „Poems of the Inner Life" als eine der Dichternamen, welche sie tragen, nicht unwürdige Sammlung betrachtet werden könnten, wären sie doch keineswegs geeignet, den Ruhm dieser Dichternamen zu erhöhen. Wenn also auch ganz unumstößlich bewiesen würde, daß die Geister der genannten Dichter wirklich aus höhern Regionen herabgestiegen wären, um einer sympathischen jungen Dame ihre neuesten Gedichte zu dictiren, so müßte zunächst daraus geschlossen werden, daß sie seit ihrer Erlösung vom Staube durchaus keine Fortschritte gemacht haben.

So ungefähr sprach ich mich gegen Herrn Eßlinger aus, der meine Schlußfolgerung nicht gelten lassen wollte, da aus dem Bedürfniß geschiedener Geister, mit Menschen zu verkehren, nicht zugleich die Nothwendigkeit entspringe, ihnen Uebermenschliches zu

offenbaren. Man könne doch nur so viel in ein Gefäß gießen, als es zu fassen vermöge, und es handle sich überhaupt weniger um Erörterung dessen, was die Geister offenbarten, als darum, daß überhaupt eine Geisterwelt außer uns nachweisbar sei. . . .

Wir wurden unterbrochen, und ich kehrte in die Villa Lemcke zurück, wo bei Tisch die Unterhaltung sich um andere Dinge drehte. Herr Lemcke, in seiner Erscheinung überaus bescheiden und anspruchslos, hatte eine gründliche deutsche Schulbildung mit nach Amerika gebracht und diese dort mit seinem Gesichtskreise in einer Weise erweitert, daß sein Wissen und seine Belesenheit mich in Erstaunen setzte.

In seiner Bibliothek fand ich die besten Werke der deutschen und englischen, zum Theil auch der französischen Literatur, bis auf die neueste Zeit, und daß die Bücher nicht blos zum Schmuck dastanden, bewies seine Unterhaltung. Seine Frau theilte seine geistigen Interessen und war, obwol in Amerika geboren, doch mit der deutschen Sprache vollkommen vertraut, so selten sich ihr, außerhalb des Hauses, auch Gelegenheit bot sie zu reden, da das Ehepaar vorwiegend auf Umgang mit amerikanischen Familien angewiesen war. Denn die Zahl der gebildeten Deutschen ist in Evansville nicht groß, wie ich am Abend in ihrem Liederkranz sah, wo sie so ziemlich alle versammelt waren und mich durch ihre Gesangsvorträge erfreuten. Ich lernte dort auch den deutschen Pastor Strunck kennen, der mir viel Gutes über seine Pfarrkinder zu sagen wußte.

Am folgenden Vormittag gab es wieder viel Briefe zu beantworten und der Nachmittag war zur Abreise bestimmt. Meine Gastfreunde versprachen mir, mich bald nach meiner Heimkehr in Wiesbaden zu besuchen, und sie haben redlich Wort gehalten.

* * *

Am 19. Februar, abends ſechs Uhr zwanzig Minuten, verließ ich Evansville und kam nach einer ſehr unruhigen Nacht am andern Morgen acht Uhr in Chicago an, wo ich im Hauſe eines hervorragenden deutſchen Architekten, Herrn Auguſt Bauer, abſtieg. Einige deutſche Landsleute, die Herren Dr. Huxmann und C. Witte, und ein Verwandter von mir, Clemens Brinckmann, waren mir ſchon eine gute Strecke entgegengefahren bis zur Station bei den Stock-Yards und begleiteten mich dann bis zum großen Bahnhofe an der Cinton- und Kanalſtraße, wo ein Empfangscomité, beſtehend aus Dr. Müller, Dr. Heſſert und den Herren Fritz Auguſtin und Max Stern, als Vertreter verſchiedener Vereine, mich erwartete und Dr. Heſſert als Wortführer mich begrüßte. — Herr Bauer und ſeine noch jugendlich ausſehende Frau empfingen mich mit ſchlichter Herzlichkeit, ohne viel Worte zu machen, und ſorgten vor allem, daß ich nach der anſtrengenden Fahrt einige Stunden zu ungeſtörter Ruhe kam, wozu die für mich hergerichtete Wohnung alle mögliche Bequemlichkeit bot. Das ſtattliche Haus lag in einer großen, aber ſtillen Straße, North Laſalle Street, in der Nähe eines Parks, fern ab vom Lärm der innern Stadt, welche ich auch noch an demſelben Tage kennen lernen ſollte. Doch davon mehr im nächſten Kapitel!

Vierzehntes Kapitel.

Chicago.

Unter allen Städten der Neuen Welt ist Chicago diejenige, in welcher die Eigenart amerikanischen Lebens und Webens sich am erstaunlichsten offenbart. Diese Eigenart besteht in einem Unternehmungsgeiste, der in der Großartigkeit seiner Entwürfe keine Unmöglichkeiten kennt und deshalb in der Kühnheit und Schnelligkeit ihrer Ausführung vor keinem Hindernisse zurückbebt. So ist in einer flachen, sumpfigen Gegend an den Ufern des Chicagoflusses bei seiner Mündung in den Michigansee, wo vor 50 Jahren noch die Wigwams der Rothhäute standen, eine Stadt aus dem Boden hervorgezaubert worden, welche heute schon eine halbe Million Einwohner zählt und bei ihrem beispiellosen Wachsthum diese Zahl im Verlaufe eines Jahrzehnts leicht verdoppeln kann.

Erst im Jahre 1837, als Königin Victoria den Thron von England bestieg, wurde Chicago als Stadt incorporirt, war aber noch lange Zeit hindurch den häufigen Ueberschwemmungen des gewaltigen Michigansees ausgesetzt, gegen welche sich die Bewohner nur durch eine künstliche Erhöhung des Bodens sichern konnten, wonach dann die Entwickelung der neuen Weltstadt mit märchenhafter Geschwindigkeit vor sich ging, sodaß sie vor dem großen Brande, der im October 1871 drei Tage lang in ihr wüthete und 17450 Häuser in Asche verwandelte, schon gegen 300000 Einwohner zählte. Unter den abgebrannten Gebäuden befanden

sich 41 Kirchen, 32 Hotels, 16 Theater und Hallen, dazu große Getreidespeicher mit ungeheuern Werthen.

Allein schon drei Jahre später waren die zerstörten Stadttheile wieder aufgebaut, prächtiger als zuvor und vor allem durch solidere Bauart mehr gegen Feuersgefahr gesichert als früher, da die meisten Häuser aus Holz bestanden.

In der Gegend, wo ich wohnte und wo das Feuer am heftigsten gewüthet hatte, zeigte man mir ein Holzhaus, welches wie durch ein Wunder inmitten der Flammen unversehrt geblieben ist, geschützt durch die Bäume, die es umgeben und zum Theil selbst von dem Glutregen beschädigt wurden. Mein Weg führte mich jeden Tag an dem, infolge des glühenden Anhauchs über seine Jahre alt aussehenden, einsam stehen gebliebenen Hause vorüber, und wenn dies in Begleitung geschah, so wurde es mir jedesmal als eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt.

Ich habe niemals über den ungeheuern Brand klagen hören von denen, die ihn mit erlebt; sie erzählen davon wie triumphirende Krieger von einer gewonnenen Schlacht, welche auch für die Sieger allerlei schwer zu verwindende Verluste mit sich gebracht, die aber durch bleibende Vortheile weit überwogen werden. Es ist, als wäre Chicago durch die zugleich verheerende und läuternde Glut erst recht zum Bewußtsein seiner Bedeutung gekommen, indem es bei diesem Anlaß die Theilnahme der Welt in einer Weise erfahren, die ihm höhern Gewinn gebracht als den materiellen Ersatz für das durch den Brand Verlorene. Und schon dieser bloße materielle Ersatz soll an und für sich bedeutend genug gewesen sein, um binnen Jahresfrist die Herstellung alles durch die Flammen Zerstörten zu ermöglichen. Ja, dieses würde sich, bei der Raschheit der von allen Seiten geleisteten Hülfe, noch weit schneller gemacht haben, wenn der lange und strenge Winter nicht dazwischengekommen wäre, welcher die meisten Obdachlosen — deren Zahl sich über 90000 belief — zwang, vorläufig in rasch aufgeführten Breterhäusern ein Unterkommen zu suchen. Man hat berechnet, daß in der Zeit vom 15. April bis zum 15. De-

cember 1872, also (mit Ausschluß der Sonntage) binnen 200 Werktagen mit acht Arbeitsstunden täglich, in jeder Stunde ein vier- bis sechsstöckiges Haus entstanden ist. Und während dieser Zeit haben Arbeiter und Baumeister bessere Tage gehabt als vorher und nachher. Um aber zu begreifen, woher die Mittel zu so rascher Wiederherstellung gekommen, muß man wissen, daß eine Menge großer Kapitalisten in New-York, Boston, Philadelphia, wie auch in London, Paris und Brüssel, Theilhaber vieler der bedeutendsten Geschäftshäuser von Chicago sind. Es lag in ihrem eigenen Interesse, die Geschäfte nicht ins Stocken kommen zu lassen, wo schleunige und nachdrückliche Hülfe bald wieder reichen Gewinn versprach, der dann auch nicht ausgeblieben ist. Seit seinem großen Brande hat Chicago einen Aufschwung genommen, der es in die vorderste Reihe der bedeutendsten Handelsstädte der Welt stellt. Seine außerordentlich günstige Lage, welche den schnellsten Verkehr zu Wasser und zu Lande ermöglicht, macht es zum größten Handelsplatze für alles, was der Mensch zu seiner Nahrung bedarf. Aus den heerdenreichen Prairien, die durch stetig zunehmende Besiedelung mehr und mehr für den Ackerbau gewonnen werden, strömt ihm Getreide und Schlachtvieh in solchen Massen zu, daß der Umsatz darin eine Hauptquelle des Reichthums von Chicago bildet. Seine Porkpackings, d. h. die großen Schlachthäuser, wo die Schweine, jährlich nach Millionen zählend, für die Ausfuhr zubereitet werden, und seine Stockyards, d. h. die großen Viehhöfe, die immer für lebendigen Nachschub zu sorgen haben, umfassen einen hinlänglichen Flächenraum, um als ansehnliche Stadt für sich gelten zu können.

Die Ackerbauer in den Prairien nehmen sich, wenn das Korn reift, nicht die Zeit, ihre Ernten erst in die Scheunen zu bringen und Vorräthe für den Handel aufzuspeichern: die Maschinen, welche zum Mähen gebraucht werden, besorgen auch zugleich das Dreschen und die Sonderung der Spreu vom Korn, welches gleich auf dem Felde in Säcke gethan und mit der Bahn nach Chicago spedirt wird, wo die Riesenspeicher es aufnehmen, die den ganzen Hafen-

damm thurmhoch umschließen. Diese ungeheuern, bis zu neun Stockwerken sich erhebenden Ziegelbauten werden Elevators (Aufzieher) genannt nach den Hebemaschinen, welche die ankommenden Ladungen mit erstaunlicher Schnelligkeit in die verschiedenen Stockwerke befördern. Sie stehen zugleich in naher Verbindung mit den an ihnen vorbeiführenden Eisenbahnen und mit den Schiffskanälen, sodaß die mit Getreide beladenen Waggons in die untern Räume der Elevatoren einfahren können, um dort im Handumdrehen ihrer Last enthoben zu werden. Und mit derselben Leichtigkeit besorgt der Elevator die Verpackung seiner Vorräthe in die Schiffe, deren immer eine ganze Flotte Mehl und Getreide in ferne Länder trägt.

Nach dem vor mir liegenden officiellen Bericht der Handelskammer von Chicago von 1880 betrug die Getreideeinfuhr aus dem Hinterlande (während des Jahres 1879) 138,154571 Bushels. Die Ausfuhr gestaltete sich dem entsprechend, und das folgende Jahr zeigte einen noch größern Aufschwung in Ein- und Ausfuhr. Ich will hier keine weitern Zahlen anführen; die Erwähnung des einen und zwar reinlichsten Geschäftszweiges möge genügen, dem Leser einen Einblick in das ungeheuere Verkehrsleben der neuen Weltstadt thun zu lassen, welche als Porcopolis entschieden einzig in der Welt dasteht und deshalb diesen Zunamen mit Recht verdient, aber zur Abwechselung auch Königin der Seen und Prairien genannt wird. Was diese ihr zuführen, verschifft sie auf jenen und, obwol mitten in den Prairien thronend, kann sie doch ihre Schiffe von hier aus in den Atlantischen Ocean senden. Aus dem Michigansee fahren sie nordöstlich in den Superiorsee, nordwestlich durch den Huron-, Erie- und Ontariosee nach dem Sanct-Lorenzostrome, der sie in den Ocean trägt. Der Landverkehr wird durch 41 Eisenbahnen vermittelt, die in Chicago münden, und zu denen bald noch neue kommen werden, da sich im fernen Westen immer neue Märkte erschließen und dem Wachsthum der Stadt vorläufig kein Ende abzusehen ist. Bisjetzt nimmt sie sich — abgesehen von dem prachtvollen Theile, der zwischen dem Michigansee und dem Chicagoflusse liegt — noch

sehr unfertig aus, besonders im Winter, da dann das Laub fehlt, welches im Sommer in den vielen Gärten, Parks, Alleen und Baumgruppen erfreuliche Lückenbüßer bildet.

Unter den vielen Riesenbauten haben mir die vornehmsten Hotels am besten gefallen, unter denen einige, wie das Grand Pacific und das Palmer House mir noch imposanter vorkamen als die größten Hotels in New-York. Durch meinen Mangel an Bewunderung für das neue Court House habe ich ein paar mal angestoßen, denn die Chicagoer sind stolz darauf, und unter allen, die mir rühmend davon sprachen, fand ich nur einen, dem ich klar machen konnte, warum es mir nicht gefiel. Es war noch im Bau begriffen und zeigte schon im ersten Geschoß eine äußere Ueberladung mit Pfeilern, die nichts zu tragen hatten und dem gewaltigen Mauerwerk wie angeklebt erschienen, sodaß ich nicht ahnte, wo das in der Höhe noch damit hinaus sollte. Unter den vielen glänzenden Villen in den breiten Avenuen, welche gegen den Michigansee auslaufen, habe ich auch nur wenige gefunden, die von Stilgefühl und Geschmack zeugten. Daran tragen gewiß die Baumeister den geringsten Theil der Schuld, denn sie müssen sich nach den Wünschen ihrer Auftraggeber richten, welche ihren „Residenzen", wie die Privatwohnungen genannt werden, gern etwas absonderlich in die Augen Fallendes aufthürmen oder anhängen.

Dagegen machen die großen Geschäftshäuser, in welchen sich doch der eigentliche genius loci offenbart, durchweg einen erfreulichen, oft sogar einen imposanten Eindruck durch das Ebenmaß ihrer Verhältnisse. Hier, in der Beschränkung des gegebenen Raumes, haben die Architekten schwierige, aber klar vorgezeichnete Aufgaben glücklich gelöst durch planvolle Gliederung und durch geschickte Verwendung des Eisens als Baumaterial. In den Geschäftsstraßen, welche die oben erwähnten Avenuen durchschneiden, die zumeist nach den Präsidenten der Vereinigten Staaten benannt sind, wie Washington, Monroe, Adams u. s. w. — findet man ganze Reihen stattlicher Paläste von monumentaler Bauart, in welcher Zweckmäßigkeit zur Trägerin von Eleganz oder Schönheit

geworden. Doch ist es schwer, sich des ruhigen Anblicks dieser Riesenbauten zu erfreuen, da die Straßen von früh bis spät in einer Weise belebt sind, daß man unwillkürlich von dem Menschenstrome mit fortgerissen wird; dazu kommt, gerade wie in New-York, das Schreien der Zeitungsjungen und sonstiger ambulanter Verkäufer und das Gerassel der ununterbrochenen Reihen von Straßenwagen auf den verschiedenen Bahnlinien. An den Trottoirs laufen endlose Reihen von Telegraphenstangen hin, so hoch wie Mastbäume, und die Hauptstraßen werden nicht blos der Länge nach, sondern auch oben querüber von Drahtwerk eingesponnen, welches, von fern gesehen, netzartig dicht erscheint. Die Trottoirs der Geschäftsstraßen sind breit, aber in der Flucht ungleich, sodaß sie hier und da stufenweise ab- und aufwärts führen. Bei dem märchenhaft raschen Wiederaufbau der abgebrannten Stadttheile begab es sich, daß zu wenig Rücksicht genommen wurde auf den sumpfigen Boden, welcher wol die alten Holzhäuser tragen konnte, aber nicht so die neuen aus Stein und Eisen aufgeführten Paläste. Zu den mancherlei hieraus entsprungenen Unebenheiten kam noch die erhöhte Schwierigkeit der Kanalisirung und Wasserableitung.

Da mußte rasche Abhülfe geschafft werden, und dies geschah nach einem Plane, dessen Ausführung noch märchenhafter erschien als der schnelle Wiederaufbau der Stadt. Der Boden wurde an den tiefer gelegenen Stellen um acht Fuß erhöht, und dieser Erhöhung mußten natürlich die Riesenbauten, welche darauf standen, folgen, wenn man sie nicht niederreißen wollte, was noch weit größern Schaden verursacht haben würde als die vorhergegangene Feuersbrunst, denn diese erweckte die Theilnahme und Hülfe der ganzen Welt, während die Chicagoer bei der Ausführung ihres kühnen Planes, einen ganzen, schon fertig dastehenden Stadttheil von der Stelle zu rücken, um ihm eine solidere Basis zu geben, lediglich auf sich selbst angewiesen blieben. Aber es fanden sich Architekten, welche das Riesenwerk sofort in Angriff nahmen und glücklich zu Ende führten, und unter ihnen stand August Bauer in erster

Reihe. Es wurden Häuserkoloſſe von der Größe des alten Schloſſes in Berlin gehoben und von der Stelle gerückt, ohne daß die Bewohner ſich im geringſten dadurch beeinträchtigt fühlten. Ich berichte natürlich nur nach Hörenſagen, allein die ausnahmsloſe Beſtätigung der Berichte von Augenzeugen beſtätigt ihre Wahrheit. Ich habe das house moving — dies iſt der ſtehende Ausdruck für das „Hausrücken" — nur an kleinern Beiſpielen geſehen, wo es natürlich durch dieſelben Mittel bewirkt wird wie bei großen, ſodaß man eins aus dem andern leicht begreifen kann. Allein der Menſch iſt einmal dazu angelegt, daß ſein Staunen wächſt mit der Größe des Gegenſtandes. Und ſo habe ich mir das Palmer Houſe, ein Rieſenhotel, das Tauſende von Gäſten beherbergen kann, oft darauf angeſehen, wie es möglich geweſen, daß ſeine immer zahlreichen Gäſte, unter welchen Hunderte, die der ſogenannten floating population angehören, jahraus jahrein darin wohnen, ſorglos trinken, eſſen, ſchlafen, Karten und Billard ſpielen konnten, während unten darum her Hunderte von Arbeitern beſchäftigt waren, vermittels Hebebäumen und Bockwinden den Koloß in die Höhe zu ſchrauben. Ich konnte mit meinem Laienverſtande überhaupt nicht begreifen, daß unter die Mauern geſchobene Balken von den gewaltigen Steinmaſſen nicht zerdrückt wurden, ſtatt ſie durch ihre Schrauben zu heben. Dieſe Hebung geht natürlich nur langſam vor ſich, zollweiſe zu berechnen, aber mit einer Gleichmäßigkeit, welche jede Gefahr ausſchließt. Soll das Haus dann an eine andere Stelle gerückt werden, ſo wird dies durch Walzen bewerkſtelligt und die Fortbewegung macht ſich leichter und ſchneller als das Heben.

Uebrigens ſind die Unkoſten bei dieſer Hausrückerei ſo groß, daß man ſich in Europa wol ſchwer zur Nachahmung des amerikaniſchen house moving entſchließen wird, und ſicher nicht, wo es ſich gleich um ganze Stadttheile handelt.

Einen auffallenden Gegenſatz zu den aus der Aſche auferſtandenen Prachtpaläſten findet man in den nach Tauſenden zählenden und meiſt ſehr leicht gebauten Holzhäuſern und Häuschen in

andern Theilen der Stadt. Während dort alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, um die Bauten vor Feuersgefahr zu schützen, springt hier die Gefahr eines neuen Verheerungsbrandes überall in die Augen. Die meisten Straßen sind schlecht gepflastert, viele gar nicht, und selbst in solchen, die ein erträgliches Pflaster haben und ansehnliche Wohnhäuser zu beiden Seiten, findet man noch hölzerne Trottoirs in meist schauerlichem Zustande, sodaß es abends entschieden gefährlich ist, darauf zu gehen, zumal die schwankenden Bretterwege bald auf- und bald abwärts führen, über Stufen, die man nur mit der größten Vorsicht betreten kann.

Doch in Amerika und, wie wir gesehen haben, besonders in Chicago machen sich die Veränderungen so schnell, daß die Schilderungen einer gegebenen Zeit dadurch leicht überholt werden, und es eigentlich gar nicht der Mühe werth ist, auf Einzelheiten einzugehen, wo diese nicht ein charakteristisches Gepräge tragen. Charakteristisch aber werden noch auf lange Zeit hinaus die Gegensätze bleiben, in welchen sich das ganze amerikanische Leben bewegt, und welche nirgends so schroff in die Augen springen wie in Chicago, weil in dieser jüngsten Weltstadt noch alles unvermittelt zu Tage tritt, was in andern großen Städten schon eine gewisse Ausgleichung erfahren hat.

Städte wie New-York, Philadelphia, Boston, Baltimore, Cincinnati und Saint-Louis haben schon einen gewissen historischen Hintergrund, welcher bestimmend auf die Umrisse einwirkt, die man von ihnen entwirft; Chicago hat noch keinen Hintergrund als den See und die Prairien, welche es unübersehbar umgeben; es läßt sich noch nicht in festen Umrissen zeichnen, und dasselbe gilt von seiner fortwährend massenhaft anwachsenden Bevölkerung. Der einzige gemeinsame Zug, der durch diese hindurchgeht, ist der kühne Unternehmungsgeist, den die ersten, vorwiegend aus Neuengländern bestehenden Ansiedler mitgebracht und allen später Gekommenen eingeflößt haben. Es ist erstaunlich, wie solcher Einfluß die Menschen umzuwandeln vermag, nicht durch Lehren, sondern durch Thaten, welche zur Nacheiferung anspornen. Ein Geist der

Unruhe überkommt ſchon den, der ſich nur als Zuſchauer vom Strome des chicagoer Lebens mit fortreißen läßt, wie muß er erſt in die fahren, die ſich handelnd daran betheiligen und ihr Alles auf das Spiel ſetzen, um noch mehr zu gewinnen!

Wer als Zuſchauer eine deutſche Börſe beſucht, z. B. die hamburger, und von der Galerie aus das Treiben in den untern Räumen ſieht und hört, kann ſich kaum eine Vorſtellung von noch bewegterm Leben unter geſetzten Männern machen, als er hier gewahrt, und von betäubenderm Getöſe, als aus tauſend unverſtändlichen Stimmen an ſein Ohr ſchlägt. Aber alles das gibt nur einen ſchwachen Begriff von dem Leben und Lärmen auf der Productenbörſe in Chicago. Von oben hinab habe ich ſie mir nicht anſehen können, da ſie keine erhöhten Zuſchauerräume hat, und ſo kann ich in Bezug auf die Tonwirkung nach oben keine Vergleiche anſtellen. Indeß habe ich auch die hamburger Börſe in den belebteſten Geſchäftsſtunden zu wiederholten malen unten beſucht, wo das Stimmengewirr weit weniger laut erſcholl als oben, und zu dem Lärmen auf der chicagoer Getreidebörſe ſich etwa verhielt wie das Rauſchen eines Gießbachs zur Brandung des Meeres.

Auf einer etwas erhöhten Rotunde, wo die Hauptgeſchäfte abgeſchloſſen zu werden ſchienen, war ein Durcheinanderreden und Schreien, daß das übrige Stimmengetöſe in der großen Halle ſchrill davon übertönt wurde und ich mich von der herrſchenden Aufregung mitergriffen fühlte, als ob im Getreidehandel Millionen für mich auf dem Spiel ſtänden.

Meine Begleiter erklärten mir alle Vorgänge des nervenerregenden Schauſpiels, aber ich habe wenig davon behalten; ſie machten mich auch mit den Hauptacteurs der Börſe bekannt, welche, nachdem ſie von der Rotunde abgetreten waren, wieder ganz ruhig erſchienen, als ob nichts Beſonderes vorgefallen wäre. Man ließ mich nicht gehen, ohne mir einen officiellen Jahresbericht über die Handelsbewegung des verfloſſenen Jahres mitzugeben („Annual Report of the Trade and Commerce of Chicago for the year 1879"), der einen ſtattlichen Band von 207 Seiten bildet, wovon 48 Seiten

allein mit dem langen Verzeichniß der Mitglieder des Board of trade angefüllt sind, unter welchen sich verhältnißmäßig wenig deutsche Namen befinden.

Trotzdem spielt das deutsche Element in Chicago eine wichtige Rolle und greift täglich mehr um sich, aber es hat sich nur langsam aus kleinen Anfängen emporarbeiten können, ganz auf eigene Kraft angewiesen, während den Neuengländern, den eigentlichen Schöpfern der Stadt, von vornherein bedeutende Mittel zu Gebote standen, welche sie befähigten, mit der ihnen eigenen Kühnheit und Energie alle die großartigen Unternehmungen durchzuführen, welche Chicago binnen wenigen Jahrzehnten zur Weltstadt machen sollten. Sie setzten alles daran, um noch mehr zu gewinnen; mit dem Glück im Spiel wuchs ihre Kühnheit, und so sind sie das herrschende und tonangebende Element geblieben, das sie in der vornehmlich durch sie groß gewordenen Stadt immer waren und noch lange sein werden.

Die deutschen Einwanderer, welche bald massenweis nach Chicago zogen, kamen meist aus engen, gedrückten Verhältnissen und brachten nichts mit als Intelligenz, Fleiß und bewährte Arbeitskraft. Sie mußten vor allem lernen, sich in der Neuen Welt einzuleben, wo alles so ganz anders ist als in der Alten mit ihren Standesvorurtheilen und Beschränkungen, welche die freie Wahl des Berufs erschweren und manchen in eine Laufbahn hineindrängen, die weder seinen Fähigkeiten noch Neigungen entspricht.

In Amerika kann jeder seine Fähigkeiten nach seiner Neigung entwickeln und, wenn es ihm in einer Richtung nicht glückt, es in einer andern versuchen. Ich kenne Landsleute, die ein halb Dutzend mal umgesattelt haben, ehe sie eine ihnen ganz zusagende Thätigkeit gefunden.

Die Deutschen in Chicago gehören vorwiegend dem Handwerkerstande an, aber viele betreiben ihr Geschäft in so großem Stile, daß sie zu bedeutendem Wohlstand und Ansehen dadurch gekommen sind. Die großen Bierbrauereien sind alle in deutschen

Händen, desgleichen die meisten Apotheken und Colonialwaarenhandlungen (Groceries). In diesen ist besonders das plattdeutsche Element vertreten, welches hier eine ungemeine Rührigkeit entwickelt, sich leicht heimisch fühlt, fortwährend neuen Zuwachs erhält und vortrefflich gedeiht.

Allein es gibt auch schon eine beträchtliche Anzahl von Deutschen, welche im Großhandel, in der Großindustrie und an der Spitze namhafter Bankinstitute eine bedeutende Rolle spielen, und es fehlt unter ihnen nicht an Männern von hervorragender Bildung. Rechnet man dazu die vielen Einwanderer, die erst nach vollendeten Studien auf deutschen Hochschulen in die neue Weltstadt kamen, um hier als Aerzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Architekten, Journalisten und Lehrer ihr Glück zu versuchen, so ergibt sich eine ganz stattliche Summe gebildeter Elemente, unter welchen alle deutschen Lande vertreten sind.

In großen Versammlungen hatte ich Gelegenheit gleichsam einen Auszug der ganzen deutschen Bevölkerung von Chicago beisammen zu sehen und die für Amerika charakteristische gute Ordnung und gemessene Haltung zu beobachten, welche sich dabei offenbarte.

Es hat an Reisenden nicht gefehlt, welche, den eigenartig großen Zug, der durch die Neue Welt geht, ganz übersehend, mit besonderm Eifer die Schattenseiten des amerikanischen Lebens hervorgehoben haben, und es fehlt auch dort nicht an Deutschen, welche sich herzlich nach der alten Heimat zurücksehnen, weil sie in der neuen nicht gefunden, was sie suchten. Es sind das meist fein besaitete Menschen, die im Wettlauf mit derbern Naturen zurückgeblieben und durch die Noth in die Abhängigkeit von Leuten getrieben wurden, welche in Bildung tief unter ihnen stehen. Aber danach läßt sich kein allgemeines Urtheil fällen. Die Neue Welt unterscheidet sich von der Alten besonders dadurch, daß sie gerade den bei uns sogenannten niedern Ständen ein besseres Fortkommen sichert und in der Masse der Bevölkerung einen Wohlstand und ein Selbstbewußtsein erzeugt, welche den Sinn für gesetzliche

Ordnung kräftigen und socialistische Gefahren nicht aufkommen lassen.

Dagegen kommen in den äußerlich höher stehenden Schichten der Gesellschaft Erscheinungen vor, die bei uns unmöglich wären, wo der langsamere Entwickelungsgang mit einer durchschnittlich höhern Bildung auch ein feineres Gefühl für Ehre und Anstand erzeugt hat.

So ist z. B. die Beamtencorruption, von welcher die amerikanischen Blätter täglich haarsträubende, bis in die höchsten Aemter hinaufreichende Geschichten zu erzählen wissen, bei uns zu Lande ein völlig unbekanntes Uebel, und soviel ich darüber gehört habe, kommt es auch unter den Deutsch-Amerikanern weit seltener vor als unter der herrschenden Rasse.

Gerade die Menge der ungeheuerlichen Fälle, von welchen die Zeitungen berichten, vermindert das Interesse daran; man liest sie wie andere Räubergeschichten und betrachtet sie als etwas zur Tagesordnung Gehöriges. Dazu kommt, daß auch oft genug völlig unbegründete Anklagen und Verdächtigungen gegen einflußreiche Männer erhoben werden, die es unter ihrer Würde halten darauf zu antworten. Die Zeitungsleser verlangen jeden Morgen ein bischen Aufregung und sehen den Worten dabei nicht so genau auf die Finger, wenn der Gegenstand nicht ihre eigenen Interessen nahe berührt.

* * *

Der erste Besucher, den ich bei mir sah, als ich mich von den Anstrengungen der Reise genügend erholt hatte, trug einen Namen, der mir vertraut in das Ohr schlug und freundliche Erinnerungen an München weckte, wo ich viele meiner besten Jahre verlebt habe. Er hieß Kurt Thiersch, war ein Verwandter der berühmten Gelehrtenfamilie desselben Namens und stellte sich mir vor als Mitredacteur des großen chicagoer Journals „Neue freie Presse". Wir hatten eine längere Unterhaltung, und da er mir einen guten Eindruck machte, so beantwortete ich gern seine an mich gerichteten

Fragen in Betreff meiner Anſichten über amerikaniſche Zuſtände. Er kam noch einigemal zu mir, und was er von unſern Unterhaltungen in die Oeffentlichkeit brachte, war immer in guter Form und ſtreng der Wahrheit gemäß abgefaßt. Auch der Herausgeber der „Neuen freien Preſſe", Herr Richard Michaelis, kam mir mit großer Freundlichkeit entgegen, und ich folgte bald einer Einladung in ſeine Familie, wo ich zu wiederholten malen ſehr angenehme Stunden verlebte. Er erwies ſich mir bei jeder Gelegenheit ſo aufmerkſam und gefällig, daß ich alle Urſache hatte und habe, ihm dankbar dafür zu ſein. —

Mein durch verſchiedene Ausflüge unterbrochener Aufenthalt in Chicago zog ſich, infolge beunruhigender Nachrichten aus der Heimat, länger hinaus, als ich geplant hatte. Meine Frau war krank geworden, und die unbefriedigenden Mittheilungen über ihren Zuſtand machten mich ſchwankend, ob ich meine Reiſe fortſetzen oder umkehren ſollte. Jedenfalls mußte ich erſt einen in nahe Ausſicht geſtellten ärztlichen Bericht abwarten und inzwiſchen innerlich unruhvolle Tage verleben, die übrigens zeitkürzende Zerſtreuungen genug mit ſich brachten. Bald wurde ich zu einer Spazierfahrt durch einen der großen Parks abgeholt, die ſich viele Meilen weit ausdehnen; bald ging es zu einem großen Diner oder in eine Abendgeſellſchaft, bald in die Oper, in das deutſche und in das engliſche Theater. Ich beſuchte auch ein paar deutſche Turnhallen bei großer Verſammlung, ſowie den plattdeutſchen Verein Schurr Murr und die Germania, wo ich durch den Geſang des Männerchors erfreut wurde. Ich wohnte als Zuſchauer ein paar Stunden lang mit Brinckmann, der mich häufig begleitete, in einer der gewaltigen Turnhallen, die ihr eigenes Theater haben, einem Maskenfeſte bei, welches mich überraſchte durch den künſtleriſchen Geiſt, der durch das Ganze ging, und die ergötzlichen Einzelheiten, die es bot.

Am behaglichſten fühlte ich mich immer in der wohlthuenden Stille des Bauer'ſchen Hauſes, welches wie gefeit ſchien gegen unliebſame Störungen. Wenn ich an meinem Schreibtiſch ſaß, in einem hochgelegenen großen Zimmer mit ſchöner Bibliothek und

freundlicher Aussicht, war es so ruhig um mich her, als ob außer mir niemand das Haus bewohnte, und wenn ich im Familienkreise verweilte, gab es immer anregende Unterhaltung, mochten Gäste zugegen sein oder nicht, aber selten verging ein Tag, der nicht einen interessanten Gast brachte. Und da ich eine kleine Gesellschaft, wo jeder verstehen kann, was gesprochen wird, einer großen vorziehe, wo alles durcheinanderschwirrt, so erschienen mir die Stunden, welche ich in der Familie Bauer verlebte, als die gemüthlichsten. Wenn keine Gäste zugegen waren, unterhielt ich mich mit Herrn Bauer meist über Architektur; ich konnte ihm von altberühmten Bauwerken erzählen, die er nur im Abbilde kannte, und er konnte mich am besten belehren über das Eigenartige der amerikanischen Bautechnik, welche dem Uneingeweihten viel Ueberraschendes bietet, wie z. B. die Erscheinung, daß in den belebtesten Straßen große Bauten aufgeführt werden, ohne den Verkehr im geringsten zu hemmen, weil es polizeilich verboten ist, die Trottoirs durch die bei uns üblichen Außengerüste zu verengern. Diesem Uebelstande wird einfach dadurch vorgebeugt, daß man von innen nach außen baut, statt von außen nach innen. Bei uns werden schon große Gerüste aufgeführt, wenn es sich nur darum handelt, ein Haus äußerlich auszubessern oder ihm einen neuen Anstrich zu geben; das alles macht sich in Amerika von oben herab, statt von unten hinauf. Doch es würde mich hier zu weit führen, die Einzelheiten des Verfahrens dabei zu schildern, wie ich sie kennen lernte, indem ich Herrn Bauer ein paar mal bei seinen Inspectionen begleitete. In seinem Hause wurde unter den Augen der feingebildeten Herrin deutsche Art und Sitte streng aufrecht erhalten, sodaß man darin leicht vergessen konnte in Amerika zu sein. Zu den nähern Hausfreunden gehörte Herr Moeller, ein angesehener Handelsherr, der neben seinen Geschäften immer noch Zeit fand, große Jagdausflüge zu machen und sich in historische und philosophische Studien zu vertiefen, und Herr Paul Rothbart, der mit Vorliebe landwirthschaftliche Studien trieb, die ihn inzwischen auf einige Zeit nach Deutschland zurückgeführt

haben. Von ältern Bekannten traf ich den noch sehr rüstigen General Sigel wieder, dem ich schon in Hoboken begegnet war und im fernen Westen noch öfter begegnen sollte. Ich brachte mit ihm einen gemüthlichen Abend bei Kaspar Butz zu, der unter den vielen in Amerika lebenden deutschen Dichtern zu den wenigen Ausnahmen gehört, die auch in der alten Heimat einen größern dankbaren Leserkreis gewonnen haben. Von seiner, viel Schönes enthaltenden Sammlung „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners" war eben eine neue, vermehrte Auflage in Vorbereitung. Er bewohnte mit seiner liebenswürdigen Familie ein eigenes hübsches Haus, nicht weit von dem des Herrn Bauer gelegen, der ihm auch den Plan dazu entworfen hatte. Von den übrigen deutschen Häusern, denen ich freundliche und anmuthige Erinnerungen verdanke, muß ich besonders die der Familien Huck, Prüssing, Hotze und Schneider nennen. Die schöne Frau Huck war eine vortreffliche Sängerin und erfreute mich sehr durch den Vortrag einer Anzahl meiner Lieder in der Composition von Frau Ingeborg von Bronsart; die vielseitig gebildete und immer geistig anregende Frau Prüssing holte mich oft in ihrem Buggy, den sie selbst lenkte, in das Theater oder zu Spazierfahrten in den zoologischen Garten und die fernen Parks ab; bei Frau Dr. Hotze lernte ich eine ganze Flora liebenswürdiger Deutsch-Amerikanerinnen kennen, und in der Familie Schneider verlebte ich ebenfalls sehr angenehme Stunden.

Herr Georg Schneider, obgleich von noch jugendlich rüstiger Frische des Geistes und Körpers, gehört zu den ältesten und angesehensten Ansiedlern in Chicago, zu dessen Aufschwung er schon seit den ersten vierziger Jahren, als das deutsche Element sich zuerst recht zu regen begann, viel mit beigetragen. Er machte sich damals bekannt durch seine Agitation für die Vollendung des Illinois- und Michigan-Kanals, redigirte später die „Illinois-Staatszeitung" und ist jetzt Director einer großen Bank, unter deren Personal ich außer ihm keinen Deutschen gefunden habe. Ich wurde durch ihn in den „Literary Club" eingeführt, wo ich zum ersten mal in Chicago in eine größere anglo-amerikanische Gesellschaft kam.

Der Literary Club zählt zu seinen Mitgliedern vornehmlich Rechtsgelehrte, Professoren, Geistliche, Beamte, Redacteure und sonstige Politiker. Wöchentlich einmal findet eine große Versammlung statt, in welcher ein vorher bestimmter Vortrag gehalten und dann discutirt wird. Diesmal wurde die Sitzung eröffnet mit einem freien Vortrage über die englische Verfassung in ihrem Verhältniß zur amerikanischen. Die treffliche Rede fand allgemeinen Beifall und bot mir in ihren lichtvollen Vergleichen der englischen Zustände mit den nordamerikanischen manchen neuen Gesichtspunkt. An der Discussion betheiligte ich mich nicht, kam aber dem mir ausgedrückten Wunsche nach, meine Ansichten über die eigentlichen Ursachen des Nihilismus in Rußland zu äußern.

Unter den Anwesenden war auch Professor Swing, der mir als einer der besten amerikanischen Kanzelredner gerühmt wurde. Er predigte am folgenden Sonntage in der Musikhalle, und Herr Bauer war so freundlich mich dorthin zu führen, um ihn zu hören.

Ein zahlreiches, zumeist aus eleganten Damen bestehendes Publikum füllte die große Halle, die über 3000 Menschen faßte. Professor Swing sprach nicht ganz frei, sondern hatte einen Stoß Quartblätter vor sich liegen, wovon er eins nach dem andern beiseiteschob, bald gesenkten, bald erhobenen Auges redend mit wohltönender, weithin verständlicher Stimme. Er hielt keine eigentliche Predigt in unserm Sinne des Wortes, sondern einen frei ausgearbeiteten, halb abgelesenen Vortrag über den Geist des Christenthums in seiner Reinheit gedacht. Seine Rede war frei von allem dogmatischen Beigeschmack, aber mit guten Gedanken und poetischen Gleichnissen durchwoben, dazu wirkungsvoll vorgetragen.

Wenige Tage später sollte ich auch Elihu Washburne, den während der Belagerung von Paris, wo er sich als Beschützer der Deutschen um uns so verdient gemacht, vielgenannten amerikanischen Gesandten, als öffentlichen Redner kennen lernen, und zwar unter Umständen, die eigenartig genug waren, um Erwähnung zu verdienen. Er hielt nämlich im Sinai Temple eine Gedächtnißrede zur Todtenfeier seines kürzlich in Paris verstorbenen Freundes

A. Crémieux, den er sehr lieb gehabt haben muß, denn er sprach über ihn, besonders wie er ihn als Vertheidiger der Armen und Unterdrückten und als Begründer der Alliance israélite universelle kennen gelernt, in wahrhaft ergreifender Weise.

Elihu Washburne war damals die angesehenste Persönlichkeit in Chicago und auch in den Staaten so populär, daß er die größten Chancen gehabt hätte, zum Präsidenten gewählt zu werden, wenn er als Candidat aufgetreten wäre. Aber dazu war er nicht zu bewegen; er fühlte sich leidend und wollte schon am folgenden Tage eine Badereise antreten, um Heilung zu suchen. Ich war kurz vorher mit General Sigel und Herrn L. Wahl noch eine Stunde bei ihm, und in seinem mit sehr geschmackvoller Eleganz eingerichteten Hause fesselte mich besonders das gleich rechts vom Flur liegende große Staatsgemach, dessen Wände mit lauter höchst werthvollen, von Meisterhand gemalten Bildnissen berühmter Persönlichkeiten geschmückt sind, wenn ich mich recht erinnere: Geschenke derer, welche sie vorstellen. Es waren lauter Andenken, welche der Gesandte aus Europa mitgebracht von Herrschern und Staatsmännern, mit denen er in näherm Verkehr gestanden. Am meisten fielen die sprechend ähnlichen und prächtig eingerahmten Bildnisse von unserm Deutschen Kaiser und seinem Kanzler Fürst Bismarck in die Augen; man glaubte die beiden mächtigen Gestalten lebend vor sich zu sehen.

Einen sehr gemüthlichen Abend verlebte ich noch in der liebenswürdigen Familie Russel, wo ich so viel hübsche Amerikanerinnen beisammen fand, wie ich früher nie in einer Gesellschaft gesehen. Doch alle Zerstreuungen halfen mir nur für den Augenblick über die innere Unruhe hinweg, die mich immer mehr quälte, je länger ich auf die entscheidenden Nachrichten aus der Heimat warten mußte. In die Zwischenzeit fielen, wie schon bemerkt, verschiedene Ausflüge, die mich zunächst nach Milwaukee führten, wovon im nächsten Kapitel mehr.

Funfzehntes Kapitel.

Milwaukee.

Von Chicago nach Milwaukee führt die am Ufer des Michiganſees hinlaufende Bahn in drei Stunden. Ich machte den Ausflug bei freundlichem, aber kaltem Winterwetter am 1. März mit dem um 5 Uhr abgehenden Nachmittagszuge, welcher mir beſonders empfohlen war, ohne nähere Angabe des Grundes. Ehe der Zug zum erſten mal anhielt, trat ein Herr auf mich zu, der mich vor einigen zwanzig Jahren einmal in Leipzig geſehen und nun wiedererkannt hatte, nachdem er unter allen Paſſagieren im Parlor Car Muſterung gehalten. Er ſtellte ſich mir vor als Berichterſtatter des „Herold", einer großen in Milwaukee erſcheinenden deutſchen Zeitung, deren Redaction ihn mit dem Mittagszuge nach Chicago geſandt hatte, um mich in ihrem Namen willkommen zu heißen und mir die neueſten Nummern des „Herold" nebſt einem beim Verleger dieſes Blattes, W. W. Coleman, erſchienenen Werke „Milwaukee illustrated" zu überreichen. Dieſes ſchön ausgeſtattete Buch führte mir ſchon unterwegs in Bild und Wort die Stadt vor, welcher ich entgegenfuhr, während die Zeitungen mir meine eigene Vergangenheit zurückriefen durch einen langen Rückblick auf mein Leben, und ein Bildniß in Holzſchnitt, bei welchem ich unwillkürlich denken mußte: nicht blos Bücher haben ihre Schickſale, ſondern auch Bilder!

Dieſes Bild wurde vor dreißig Jahren — kurz nach dem Er-

ſcheinen meines Werkes „Tauſend und Ein Tag im Orient“, welches mich zuerſt in weitern Kreiſen bekannt machte, gezeichnet von einem gutmüthigen, aber talentloſen jungen Manne, der durchaus Künſtler werden wollte und mich zum Opfer ſeiner erſten Verſuche auserkoren hatte. Er verſtand es, mich bei den langen Sitzungen dergeſtalt einzuſchläfern, daß ich in förmliche Hypnopathie verfiel und mit kläglich gebeugtem Kopfe, eine Hand in der andern auf dem Schoſe, regungslos ſaß, bis er aus meiner Nähe verſchwand. So entſtand ein Bild von mir, auf welchem ich ausſehe wie ein jämmerlich zuſammengeſchrumpftes Männchen, in deſſen Geſicht Bart und Brille die Hauptrolle ſpielen. Und dieſes Bild hat, als das erſte, welches von mir in die Neue Welt gekommen, das Schickſal gehabt, allen ſpätern und beſſern, ſelbſt dem von Kaulbach gezeichneten, in der Verbreitung den Rang abzulaufen; ich hatte es ſchon in vielen Häuſern wiedergefunden, nachdem es mir ſelbſt längſt aus der Erinnerung entſchwunden war, und fand es nun auch im „Herold“ von Milwaukee, deſſen Berichterſtatter mich ſchwerlich danach wiedererkannt haben würde, wenn er mich nicht ſchon früher geſehen hätte.

Es entſpann ſich bald zwiſchen uns eine lebhafte Unterhaltung über die Zuſtände dieſſeit und jenſeit des Oceans, über meine Reiſeeindrücke, die deutſche Judenhetze und den ruſſiſchen Nihilismus. Als wir ſo etwa eine Stunde geplaudert hatten, hielt der Zug bei der Stadt Waukegan, wo ein anderer Herr von ſehr einnehmendem Aeußern einſtieg, Frank Siller, den ich ſchon in Chicago kennen gelernt, wo er mich durch ſeinen Beſuch erfreute und mir ein werthvolles Andenken in ſeiner Ueberſetzung der ſchönen Dichtung „Evangeline“ von Longfellow hinterließ. Ich freute mich ſehr, ihn wiederzuſehen, und werde ſpäter eingehender auf ihn zurückkommen.

Auf der nächſten Station, in dem Städtchen Kenoſha, gab es eine neue Ueberraſchung. Es war mir nämlich bis dahin das Empfangscomité entgegengefahren, welches ſich in Milwaukee gebildet hatte und mich nun in Kenoſha feierlich begrüßte. Indeß

schlug die feierliche Stimmung bald in eine heitere um, denn die Herren Julius Meiswinkel, Julius Goldschmidt, Georg Köppen, C. F. Müller, H. M. Mendel und Dr. Loebel hatten schon eine gute Weile auf den Zug gewartet und inzwischen ein paar gute Flaschen geleert, die eine gute Wirkung nicht verfehlten. Als wir um acht Uhr abends auf dem Bahnhofe von Milwaukee eintrafen, fanden wir dort eine große Menschenmenge versammelt, und ich wurde auf dem kurzen Wege zu den Equipagen, die schon bereit standen, uns nach dem Saint-Charles-Hotel zu führen, in der Eile noch einigen Herren vorgestellt, die uns dann auch folgten.

Ich hatte keine Ahnung, was das Menschengewoge in den Straßen zu bedeuten hatte, welches immer mehr wuchs, je näher wir unserm Ziele kamen. Auf meine Frage nach der Veranlassung dieser übrigens auffallend ruhigen Massenbewegung erhielt ich zur Antwort, daß ich selbst die Veranlassung sei, was mir anfangs völlig unglaublich erschien, da ich Aehnliches noch nicht erlebt hatte, dann aber, als kein Zweifel daran übrigblieb, eine seltsame Aufregung in mir hervorrief, welche sich nur allmählich durch das Bewußtsein beschwichtigen ließ, daß ich selbst an der Sache so unschuldig war wie ein neugeborenes Kind.

Ich war schon hinlänglich durch die mir auf der Herfahrt erwiesenen Aufmerksamkeiten überrascht worden; was dann zunächst folgte, ließ mich kaum zu einem klaren Gedanken kommen. Als aber die Wagen auf den großen, von Menschen wimmelnden Marktplatz gelangten, an welchem das Saint-Charles-Hotel liegt, und ich die Mehrzahl der hohen Häuser bis zu den Dächern hinauf von Lichtern strahlen sah, dachte ich: der Himmel läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; es ist heute mein Schicksal, von diesem Glanzkelch zu nippen, und man soll dankbar nehmen, was freundlich geboten wird.

Ich wurde in den ersten Stock des festlich geschmückten und erleuchteten Hotels hinaufgeführt in einen von Blumen duftenden Salon, wo wir uns zum Souper niederließen. Ich glaubte, daß damit der festliche Empfang zu Ende sein werde, erfuhr aber bald,

daß es nur eine stärkende Vorbereitung sein sollte für den eigentlichen Schlußact, der in der Mannichfaltigkeit seiner Darbietungen fast überwältigend auf mich wirkte. Ich hatte zunächst einige reich mit Blumen geschmückte Parlors oder Empfangszimmer zu durchwandern, in welchen eine Menge Damen, darunter sehr hübsche, versammelt waren, denen ich vorgestellt wurde, und noch mehr Herren, unter welchen sich Vertreter der ganzen deutschen Presse und aller geselligen Vereine von Milwaukee befanden.

Im Namen der Presse wurde mir von Frau Dr. Knotser, der geistvollen Gattin des Redacteurs des Journals „Der Seebote", ein Lorberkranz überreicht, dessen Hauptzierde ein auf weißem Atlas gedrucktes, von der genannten Dame selbst verfaßtes, sehr gelungenes Begrüßungsgedicht war.

Die Menge der in Milwaukee erscheinenden deutschen Journale, deren Vertreter ich an dem für mich denkwürdigen Abend des 1. März 1880 kennen lernte, setzte mich in Erstaunen, und es machte mir Freude, die Herren in so gutem Einvernehmen zu sehen. Der „Herold" war vertreten durch Dr. Otto Günther, Dr. Max Dörffling, Dr. R. Koß und Otto Raeber; der „Seebote" durch Dr. Knotser, J. A. Wenborne und J. W. Mühle; das „Banner" durch John Ehlert; die „Germania" durch G. Köppen; die „Freie Presse" durch H. Sigel.

Auch die englische Presse ließ es an Begrüßungen nicht fehlen. Als ich mit den Herren noch sprach, erscholl vom Markte her Musik, und ich wurde ans Fenster gezogen durch Herrn von Trott, dessen Haus dem Hotel gerade gegenüber lag und in bengalischer Beleuchtung glänzte, während von der linken Seite her ein langer Fackelzug angerückt kam und sich vor dem Hotel aufstellte. Nun erschienen die Vorstände der verschiedenen Vereine, aus welchen der 600 Fackelträger zählende Zug sich zusammengesetzt hatte, um mich zu begrüßen. Ihnen folgten die Vertreter der öffentlichen Schulen und städtischen Collegien, an deren Spitze der stellvertretende Präsident und Mayor Brown mich durch eine englische Ansprache begrüßte, die großen Beifall fand.

Mit der Aufstellung der aus drei Divisionen bestehenden Fackelträger waren die Aufzüge noch lange nicht zu Ende. Unter Vorantritt der Bach'schen Kapelle marschirten bei klingendem Spiele die vier musikalischen Vereine „Musikverein", „Liederkranz", „Liedertafel" und „Sängerbund" dem Marktplatze zu, und den imposanten Schluß des Ganzen bildete der Verein „Germania", welcher, wie ich erfuhr, die erste Anregung zu der großartigen Feier gegeben hatte, von deren glänzender Ausführung die Aufzählung der Einzelheiten nur schwache Andeutungen bieten kann.

Zu dem Lichtergestrahl aus allen Fenstern und den bengalischen Flammen vor vielen Häusern kamen noch ein paar gewaltige, hochauflodernde Freudenfeuer (bonfires), um den Marktplatz in mannichfaltigster Beleuchtung zu zeigen. Um diese Freudenfeuer, welche unfern der in den Marktplatz links und rechts mündenden Straßen brannten, bewegten sich die einzelnen Züge herum, ehe sie, geführt von berittenen Fahnenträgern, vor dem Hotel Aufstellung nahmen, und das alles machte sich mit einer militärischen Präcision, welche auf lange Uebung schließen ließ. Ich begriff bei dem blendenden Schauspiel nicht, wo die vielen heranrückenden Züge noch Platz finden würden, da schon vorher der weite Raum die auf 10000 geschätzte Menschenmenge kaum zu fassen vermochte, und eine muntere Schar von jungen Leuten sich sogar auf die Dächer verstiegen hatte. Aber unten drängte man sich zusammen, so gut es gehen wollte, oder ließ sich in die Seitenstraßen zurückdrängen, und der Anmarsch wie die Aufstellung der Züge vollzog sich ohne die geringste Störung.

Allein jetzt kam auch der Moment, wo ich nicht länger den stummen Zuschauer spielen durfte. Aus der unten harrenden Menge, welche sich stundenlang so ruhig verhalten hatte, erschollen immer lauter werdende Rufe nach mir. Ich mußte auf den Balkon hinaustreten und Herr von Trott stellte mich der großen Volksversammlung vor, die mich mit so kräftigen Jubelrufen empfing, daß ich wünschte, die Kraft ihrer Lungen in mir vereinen zu können, um mich in meiner Rede allen vernehmbar zu machen,

denn meine Stimme reichte kaum aus, um von soviel Hunderten gehört zu werden, als Tausende zugegen waren. Ich sprach Worte des Dankes, wie sie der Augenblick mir eingab, und schloß mit dem Versprechen, meinen Gefühlen bald durch das geschriebene Wort einen mehr ebenbürtigen Ausdruck zu geben, als das in der Erregung des Augenblicks möglich sei, da der warme Hauch meines Mundes den kalten Hauch der Winternacht nicht zu überwinden vermöge. . . .

Als ich ins Haus zurücktrat, erscholl aus den untern Räumen der herrliche Gesang des Männerchors, der in der großen Vorhalle und dem Treppenhause Aufstellung genommen hatte, wohin ich nun geführt wurde, um einige der schönsten deutschen Lieder in vollendetem Vortrage zu hören. Nach dem Schluß dieses herzerquickenden Ständchens ging es noch einmal in die Empfangszimmer hinauf, wo die Damen und die Comitémitglieder der einzelnen Vereine versammelt waren, die alle beigetragen hatten zum Gelingen des unvergleichlich schönen Festabends. Während wir in bester Unterhaltung waren, erschien auch eine ganze Schar blühender junger Mädchen mit Blumen in der Hand, um mich zu begrüßen. Sie kamen aus dem Pensionat und unter der Führung der Frau Annecke, einer sehr begabten Dame, die ich später näher kennen lernen sollte. Es wurde noch manch freundliches Wort gewechselt und niemand schien Müdigkeit zu spüren, obgleich es schon spät in der Nacht war. Inzwischen fing die bei den flackernden Feuern auf dem Marktplatz bis zur alten Stadthalle wogende Menge an sich zu zerstreuen, aber wir andern würden im Hotel wol noch lange beisammen geblieben sein, wenn mich nicht der um meine Ruhe besorgte Herr Julius Goldschmidt und seine anmuthige Frau auf ihre Villa entführt hätten, wo wir, durch die Fahrt aufgefrischt, noch ein Stündchen verplauderten, und ich mich dann gründlich ausschlief.

Mein Aufenthalt in Milwaukee war nur auf zwei Tage berechnet gewesen, allein davon wollte man nichts hören; ich mußte versprechen bald wiederzukommen, was ich auch gern that, da die

Deutschen von Milwaukee ihren klar ausgesprochenen Zweck, mir gleich beim Empfang das sichere Gefühl einzuflößen, daß ich kein Fremdling unter ihnen sei, vollkommen erreicht hatten. Ich kam noch einigemal wieder und lernte die schöne Stadt im Winter- und Sommerkleide kennen, und alle folgenden Eindrücke dienten nur, die zuerst empfangenen zu bestätigen und zu mehren, sodaß die freundlichen Beziehungen sich bis zu diesem Tage erhalten haben.

Hier will ich zunächst versuchen, in großen Zügen ein Bild der Stadt am Michigansee zu geben, welche sich wol mit Recht rühmt, die deutscheste aller amerikanischen Städte zu sein, nicht blos weil das deutsche Element in ihr das überwiegende ist — auf 120000 Einwohner kommen 80000 Deutsche —, sondern auch weil es fester zusammenhält und einen regern Eifer offenbart, sich in höhern Bestrebungen zu bethätigen, als man das in andern Städten findet, wo die Deutschen mehr zersplittert leben.

Milwaukee erhält noch eine besondere Bedeutung dadurch, daß es die Hauptstadt eines Staates ist, in dessen Besiedelung das deutsche Element von vornherein eine bedeutende Rolle gespielt hat. Der junge Staat Wisconsin, der noch vor 40 Jahren zu den großen nur von Indianern durchstreiften Jagdgründen zählte, in welche früher nie ein Pflug seine Furchen gezogen, ist hauptsächlich durch deutsche Arbeit in eins der fruchtbarsten Ackerländer Amerikas umgewandelt worden. Die aus verschiedenen Nationalitäten zusammengewürfelte Bevölkerung von Wisconsin beläuft sich auf 1,315000 Köpfe, wovon etwa der dritte Theil aus Deutschen besteht, die als Farmer, Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker zu den reichsten Bürgern des Staates gehören, obgleich sie, mit wenigen Ausnahmen, sich aus kleinen Verhältnissen emporarbeiten mußten. Aber Wisconsin ist von der Natur mit unerschöpflichen Quellen des Reichthums ausgestattet, und sein Klima gehört zu den besten und gesündesten in Nordamerika. Wer sich über die landwirthschaftlichen Zustände des Staates genauer unterrichten will, wird in den „Skizzen über den Staat Wisconsin“

von K. Ludloff (Milwaukee 1881) die zuverlässigste Belehrung finden. Hier haben wir nur die Hauptstadt ins Auge zu fassen, deren Geschichte bald erzählt ist.

Im Jahre 1674 erschien das erste Weißgesicht unter den indianischen Wanderstämmen, die alljährlich am Michiganstrome, der heute Milwaukee durchfließt, zu ihrem großen Geiste Manitu beteten. Der Fremdling war Pater Marquette, der berühmte Missionar, der in seinem frommen Eifer den Rothhäuten das Christenthum beibringen wollte und merkwürdigerweise dabei am Leben blieb. Im Jahre 1805 knüpfte Jacques Vieau, ein Mischling von französischem Vater und indianischer Mutter, Handelsbeziehungen mit den Indianern bei der Mündung des Michiganstroms in den großen See an und brachte später einen jungen Mann Namens Salomon Juneau mit, der im Jahre 1822 ein Blockhaus errichtete, in welchem er 18 Jahre lang wohnen blieb, Handel mit Pelzen treibend, die er von den ihm freundlich gesinnten Indianern erwarb und an Agenten, die vom Osten her in die Wildniß kamen, verkaufte. Er ist als der eigentliche Gründer von Milwaukee zu betrachten, denn er zog bald andere Ansiedler nach sich, und die günstige Lage des Platzes erkennend, erwarb er allmählich großen Landbesitz, der ihn zum reichen Manne machte, da der Werth des Bodens mit der Menge der Einwanderer wuchs. Als Salomon Juneau im Alter von 64 Jahren 1856 starb, war Milwaukee bereits eine blühende Stadt von etwa 40000 Einwohnern. In ihrem Aufschwung hatte sie während der ersten Jahrzehnte fast gleichen Schritt mit dem noch günstiger gelegenen Chicago gehalten. Wie diese Schwesterstadt, verdankt sie ihre Blüte hauptsächlich dem Getreidehandel. Dazu kommt eine großartige Eisenindustrie, deren schnelles Wachsthum durch die täglich sich mehrende Ausbeutung der unerschöpflichen Mineralschätze Wisconsins genährt wird. Eine fernere bedeutende Erwerbsquelle der Stadt sind ihre großen, durch die ganze Neue Welt berühmten Bierbrauereien, in Bezug auf welche nur Cincinnati sich mit Milwaukee messen kann.

Die Geschäftshäuser haben nicht ganz die ungeheuern Dimen-

sionen, wie die in Chicago, und in den Straßen geht es bei weitem nicht so lärmend her wie dort. Die ganze Stadt macht schon durch ihre vorherrschend hellen, blanken Häuser einen freundlichern Eindruck und bietet von ihren weitgeschwungenen Höhenzügen freiere Ueberblicke und schönere Bilder. Milwaukee dehnt sich von dem nördlich gelegenen großen Schützenpark bis zu dem südlich gelegenen Forest Home-Friedhof sechs englische Meilen weit aus, und vom Ufer des Michigansees im Osten bis nahe zu der Stadt Wauwatosa im Westen vier englische Meilen weit. Es zerfällt in 13 Bezirke, von welchen der sechste am höchsten ansteigt und ein großes, nach Humboldt benanntes Schulgebäude trägt, in dessen Nähe man einen herrlichen Ausblick auf die östlichen, westlichen und südlichen Theile der Stadt hat, die Hauptgeschäftsstraßen umschließend. Im östlichen Theile befinden sich auch einige der vornehmsten öffentlichen Gebäude, wie das Court-House mit seiner prächtigen Umgebung von Bäumen und Fontainen; die St.-Johns-Cathedral, welche mich einigermaßen an die Theatinerkirche in München erinnerte; die Residenz des Gouverneuers Harrison Ludington; der „Temple Emanu-El"; die Presbyterianerkirche Immanuel u. s. w.

Doch den Hauptreiz erhält Milwaukee durch seine vielen geschmackvollen Privatwohnungen, welche in den sogenannten Residenzstraßen und den großen Avenuen liegen, und bald im Villen-, bald im Cottagestil erbaut, immer eine grüne Umgebung haben, die von der sorgfältigsten Pflege zeugt und oft selbst als ein schönes Kunstwerk erscheint.

Schon im Winter macht Milwaukee einen sehr freundlichen Eindruck, aber im Sommer bietet es alle Reize des Stadt- und Landlebens zugleich. Ueberall trifft das Auge auf blühende Gärten und Squares mit Schattenbäumen und Springbrunnen. Die Wohnhäuser stehen hier noch weiter auseinandergerückt als in andern amerikanischen Städten, aber es liegen keine wüsten Plätze dazwischen, sondern alles ist zierlich angebaut. Und geradezu bezaubernd ist der Aufenthalt am nahen Michigansee, wo viele Fa-

milien ihre Sommerfrische halten und einige sich ganz niedergelassen haben, was die Männer nicht hindert, täglich in der Stadt ihren Geschäften obzuliegen, da der Weg nicht weiter ist als von Hamburg nach Altona.

Auch Frank Siller bewohnte auf einem der höchsten Punkte am Michigansee ein sehr behäbig eingerichtetes Haus, das schon sein Vater erbaut hatte, der mit seiner Familie von Rußland eingewandert war, wo ihm die politische Atmosphäre zur Zeit des allmächtigen Kaisers Nikolaus nicht behagte.

Ich brachte einen Tag im Winter und einen andern im Sommer auf der prächtig gelegenen Besitzung von Frank Siller zu, der jeden Morgen in die Stadt reitet und nachmittags um die Tischzeit zurückkommt, nach welcher er dann ganz seinen Studien und poetischen Arbeiten lebt, die ihn zum berufenen Vermittler zwischen deutscher und englischer Literatur machen, da er nicht blos beide Sprachen in gleicher Weise beherrscht, sondern auch die seltene Fähigkeit hat, sich ganz in die Seele des Dichters, den er überträgt, hineinzuversetzen. Er hat in der zu Boston erscheinenden Fortnightly Review „The Literary World" auch eine Anzahl meiner Gedichte so trefflich wiedergegeben, daß sie sich wie englische Originale lesen. Er ist mit einer Schottin verheirathet, welche seine Interessen theilt, und hat eine Tochter von hervorragend musikalischer und, wie mir schien, auch poetischer Begabung.

Der Michigansee zeigt sich nahe der Mündung des nach ihm benannten Stromes weit schöner als bei dem im flachen Prairielande gelegenen Chicago, da seine Ufer bei Milwaukee bald steil abfallende, bald anmuthig geschwungene Bodenerhebungen bilden, mit ihrem üppigen Busch- und Baumwuchs streckenweise noch an den alten Urwald erinnernd.

Frank Siller war befreundet im Goldschmidt'schen Hause, wo ein reges Interesse für alle höhern Bestrebungen herrschte, und so hatte ich die Freude ihn öfter zu sehen. Ich lernte dort auch einen andern milwaukeer Poeten, Konrad Krez, kennen, von welchem eine Sammlung „Gedichte aus Wisconsin" bei E. Steiger

in New-York (1875) erschienen ist. Es offenbart sich darin eine poetisch angelegte Natur, die es nicht zu vollem Ausklang gebracht hat, aber viel Sinniges und Anregendes bietet. Konrad Krez gehört schon zu den ältern Ansiedlern; ein jüngeres Talent kam mir in Dr. Loebel entgegen, der erst vor wenigen Jahren aus Oesterreich eingewandert war, und, obwol Arzt von Beruf und als solcher viel beschäftigt, doch noch Zeit zu größern poetischen Arbeiten findet: er hat unter anderm ein paar Dramen („Louvois" und ein anderes, dessen Titel mir im Augenblick nicht beifällt) geschrieben, die bei ihrer Aufführung in Milwaukee freundliche Aufnahme gefunden haben.

Als einen Mann von gründlichem Wissen, klarem Urtheil und ungewöhnlicher Begabung lernte ich in längern Unterhaltungen den schon genannten Dr. Otto Günther kennen, der erst vor einiger Zeit als Hauptredacteur des „Herold" nach Milwaukee gekommen war. Ich traf ihn fast in allen Gesellschaften, die ich besuchte. Auch die übrigen Herren von der Presse machten mir einen günstigen Eindruck, allein ich fand nicht Gelegenheit sie öfter zu sehen; wir trafen nur noch einmal zusammen bei einem großen Banket, welches sie selbst so freundlich waren zu veranstalten, woran sich aber auch Herren von der englischen Presse und viele Damen betheiligten, sodaß die Unterhaltung mehr ins Allgemeine ging. Uebrigens verlief auch dieses Banket, wobei der Hon. Horace Rublee den Vorsitz führte und eine sehr gelungene Rede hielt, so harmonisch und bot so viele poetische Momente wie alles, was während meiner Anwesenheit in Milwaukee veranstaltet wurde.

Horace Rublee war längere Zeit Gesandter der Vereinigten Staaten in der Schweiz gewesen, hatte sich mit deutscher Sprache und Literatur einigermaßen vertraut gemacht und verkehrte gern in deutscher Gesellschaft. Es wurde ihm, wie ich aus einem Privatbriefe ersehe, vor kurzem vom Präsidenten Arthur der Gesandtschaftsposten in Berlin angetragen, er hat sich aber nicht entschließen können, Milwaukee wieder zu verlassen. . . .

Die liebenswürdigen Milwaukeer waren unerschöpflich in immer neuen Ueberraschungen für mich. Ich hatte auf Wunsch des Directors der deutsch-englischen Akademie, des trefflichen Pädagogen Herrn Keller, einmal dem Unterricht beigewohnt, um die Lehrmethode kennen zu lernen, und später gelegentlich eines feierlichen Schulactes eine Anrede an die Zöglinge der Anstalt gehalten, wobei auch die Aeltern und Angehörigen derselben zugegen waren. Nach dem Schlusse lud mich der Director nebst den Lehrern und andern Herren in seine Wohngemächer ein, um uns bei einer kleinen Erfrischung zu erholen. Wir waren aber kaum recht zum Sitzen gekommen, als die liebenswürdige Frau Directorin erschien, um ihrem Gemahl etwas ins Ohr zu flüstern, worauf dieser, als ob er mir etwas unter vier Augen anzuvertrauen hätte, mich in einen großen, glänzend erleuchteten Saal führte, der so duftig und festlich ausgeschmückt war, als ob ein prinzliches Hochzeitsfest darin begangen werden sollte.

Ob dies nun derselbe Saal war, in welchem kurz vorher der Schulact stattgefunden hatte, ob ein anderer, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, da ich nichts darüber angemerkt habe. Doch ich erinnere mich noch, wie die Herren sich wunderten, daß die Damen alles so rasch fertig gebracht; denn von diesen allein war die ganze Zauberei ausgegangen; sie hatten in anmuthigster Weise und mit rührendem Eifer ein Banket in Scene gesetzt, bei welchem die Herren nichts weiter zu thun haben sollten, als an den schimmernd gedeckten und reich mit Blumen geschmückten Tischen sich niederzulassen und zu erlaben. Die sinnreiche Anordnung des Ganzen wie aller Einzelheiten hatte Bezug auf deutsche Dichtung, dazu kamen von seiten der Damen an mich persönlich gerichtete poetische Begrüßungen, welche im Verlaufe des heitern Gelages auch verschiedene Herren anregten, sich in mehr oder minder gelungenen Versen zu äußern. Jedem einzeln zu danken, wäre mir unmöglich gewesen; ich suchte deshalb alle bis dahin empfangenen freundlichen Eindrücke in ein paar Strophen zusammenzufassen, wozu die Melodie mir schon im Kopfe summte, und welche, wäh-

rend ich sie vortrug, sofort in der Seele des anwesenden Musikdirektors Eugen Lüning ein musikalisches Echo fanden. Er bat mich, die Verse aufzuschreiben, was ich thun mußte indem ich sie laut wiederholte, sodaß andere mitschreiben konnten, wonach er sich an den Flügel setzte und die Strophen in so verlockender Weise sang, daß alle Hörer den Drang fühlten mitzusingen. Das geschah dann auch, nachdem Eugen Lüning durch nochmalige Wiederholung der Strophen unter stürmischem Beifall sich überzeugt hatte, daß er den rechten Ton zu meinem Liede getroffen, welches begann:

Das schöne Milwaukee am Michigansee
Durchleuchtet das Herz mir, wo immer ich geh';
Was sonst sich mir Schönes in Funken verlor,
Das schlug hier in Flammen zum Himmel empor.

Das Lied wurde, etwas erweitert und verändert, zuerst im „Herold" abgedruckt, und Frank Siller hat in den englischen Blättern eine schöne Uebersetzung davon erscheinen lassen. Es ist inzwischen oft abgedruckt worden, und ich habe es auch in meine neueste Gedichtsammlung „Aus Morgenland und Abendland" (Leipzig, F. A. Brockhaus) unter der Ueberschrift „Milwaukee" aufgenommen.

Daß diese schöne Stadt den Beinamen „Deutsch-Athen" trägt, hat natürlich nicht verfehlt, zu allerlei Glossen Anlaß zu geben intra muros et extra. Ich habe selbst im Hauptblatte der Deutschen, dem „Herold", wiederholt eingehende Erörterungen gefunden, ob und wodurch die Stadt berechtigt sei, solchen Beinamen zu führen. Machen wir doch auch unsere Glossen über Isar-Athen, Elb-Athen und Spree-Athen, obgleich diese Städte für die Kunstgeschichte mehr bedeuten als alle amerikanischen Städte zusammengenommen. Nach Amerika ziehen die Auswanderer nicht, um Kunst zu studiren, sondern um durch harte Arbeit zu einem gesicherten, wenn auch bescheidenen Besitz zu gelangen, der ihnen in der alten, übervölkerten Heimat unerreichbar geblieben. Aber die Gebildetern unter ihnen empfinden es bald tief genug, daß

sie, der Noth und Heuchelei der Alten Welt entfliehend, auch viel Schönes und Herrliches zurücklassen mußten, was ihnen die Neue selbst im größten Wohlstande nicht ersetzen kann, wo die langen Arbeitstage einander folgen wie Pappelbäume an der Landstraße, so dürr, so duft- und schattenlos, in trostloser Gleichförmigkeit. Und wer will es dem heimatfremden Wanderer verdenken, wenn er, endlich am Ziele angelangt, athemlos, ermattet, erst der Ruhe und Stärkung bedarf, ehe sein Sinn sich wieder öffnet für andere als materielle Genüsse, ehe sich wieder die Sehnsucht nach der verlorenen und vergessenen Poesie des Lebens in ihm regt! Wie manchem aber kommt diese Poesie ganz abhanden auf der mühseligen Wanderung, wo sie ihm so wenig genützt — er stößt sie vom Throne und setzt dafür den „heiligen Dollar", den er mit der arbeitsungewohnten Hand so mühsam erworben, als König ein. Und so werden gar viele zu jenen poesielosen Menschen, für welche die Künste vergebens blühen; denn nicht nur die Dichtkunst, auch die Werke des Musikers, des Bildhauers, des Malers wollen mit poetischem Sinn genossen und gewürdigt sein. Wer es nicht versteht, die Töne der Musik zu übersetzen in die Sprache der Menschen, zu wem sie nicht redet in der Sprache der Poesie, dem ist die Musik nur Lärm. Wer in den Marmorgestalten des bildenden Künstlers nicht die Geschichte eines Menschenlebens liest, wer nicht den Frühlingszauber der gemalten Landschaft, den geheimnißvollen Duft der Mondnacht beim Anschauen des Bildes lebendig in sich fühlt, für den sind die Schöpfungen der größten Künstler nur Farbe und Stein.

Betrachtungen dieser Art, durch welche ein leises Heimweh zittert, hört und liest man öfter von alten Einwanderern und gerade von solchen, die am meisten beigetragen haben, den Sinn für das zu wecken, was sie in der neuen Heimat vermissen.

Wenn Milwaukee „Deutsch-Athen" genannt wird, so ist damit gewiß kein Vergleich beabsichtigt, sondern nur ein Hinweis auf ideale Ziele gegeben. Athen läßt sich überhaupt mit keiner andern Stadt vergleichen und am wenigsten mit einer amerika-

nischen. Die Blüte der hellenischen Cultur war nicht zugleich die Blüte des Volkswohls, denn dieses konnte nicht gedeihen, wo Sklaverei herrschte und der Genius seine ewigen Werke auf Kosten der unterdrückten Massen schuf. Die Arbeit, welche den freien Amerikaner ehrt, galt dem freien Athener als Schande. Allein die Amerikaner arbeiten nicht blos: sie überarbeiten sich, selbst dann noch, wenn sie schon tief im Reichthum stecken, und die meisten verlieren dadurch den rechten Genuß des Lebens. Dieses ist etwas weniger der Fall bei denjenigen eingewanderten Deutschen, welche es schon zu einigem Wohlstand gebracht haben, und am wenigsten, soweit meine Erfahrung reicht, bei den Bewohnern von Milwaukee, wo, wie schon bemerkt, das deutsche Element das vorwiegende ist, und deshalb seine Eigenart mehr geltend machen kann als in andern Städten. Ich habe dort auch Familien gefunden, welche dem alten deutschen Adel angehören und in der Heimat hinlänglich begütert waren, um ihrem Stande gemäß darin leben zu können, sie aber doch verließen, um kleinstaatlich bedrückenden Verhältnissen sich zu entziehen und in der Neuen Welt freie Luft zu athmen.

Es kamen mit dem aus einer angesehenen Familie aus Kurhessen stammenden Herrn von Trott ein paar seiner Landsleute, die Herren von Baumbach, zu mir mit der Bitte, ihren einundachtzigjährigen Vater zu besuchen, den Krankheit ans Haus fessele, der aber sehr wünsche mich zu sehen, als ein alter Freund und Kriegskamerad meines Schwiegervaters aus der Zeit der Kämpfe gegen den ersten Napoleon. Beide hatten ihre Studien in Marburg unterbrochen, um die Befreiungskriege mitzumachen. Später spielte Herr von Baumbach in den hessischen Verfassungskämpfen eine hervorragende Rolle. Als Kammerpräsident war er dem Kurfürsten zu freisinnig, woraus sich Verstimmungen ergaben, die den damals schon einige funfzig Jahre zählenden energischen Mann veranlaßten, nach Amerika auszuwandern. Es war ihm kein Leichtes, in so vorgerückten Jahren sein Erbgut bei Marburg zu verlassen, wo er im Kreise seiner zahlreichen Familie seine glücklichsten Tage

verlebt hatte; aber er entschloß sich rasch zu dem schweren Schritte im Hinblick auf seine Söhne, als ihm ein deutlicher Wink geworden war, daß diese zu büßen haben würden für seine Ueberzeugungstreue. In der Heimat konnten sie nach den gegebenen Verhältnissen nur als Offiziere oder Staatsdiener etwas werden; in Amerika konnten sie werden was sie wollten, und so zog er mit ihnen nach Amerika, den Spuren so vieler seiner Landsleute folgend, denen das Hassenpflug'sche Regiment die Heimat verleidet. Gleich nach seiner Landung in New-York war er sehr erstaunt, im reinsten kurhessischen Deutsch von einem Kutscher angerufen zu werden:

„Wohin befehlen Sie zu fahren, Herr Baron?"

Er traut seinen Ohren und Augen nicht, sieht sich den Kutscher näher an, entdeckt einen alten Bekannten in ihm und ruft:

„Ja, um des Himmels willen, Herr Assessor, wie sind Sie denn hier auf den Kutscherbock gekommen?"

„Nun, um das Leben zu fristen! Es ist mir nicht immer so gut ergangen wie jetzt; ich bin zu Fuß nicht so schnell vorwärts gekommen wie zu Pferde. Aber es wird bald noch besser gehen: nächste Woche trete ich mein Predigeramt in Brooklyn an; ich habe vergangenen Sonntag schon meine Probepredigt gehalten und Furore gemacht." —

Ich will hier nicht weiter auf die lange Unterhaltung eingehen, die ich mit dem alten stattlichen Herrn hatte, der in der neuen Heimat dieselbe Verehrung gefunden wie in der alten. Seine Söhne haben sich alle den Geschäften gewidmet und sind vortrefflich dabei gediehen. Einen von ihnen fand ich später als Schatzmeister des Staates Minnesota am obern Mississippi; die andern haben ein Bankhaus in Milwaukee, wo der Deutsche am leichtesten das Gefühl des Fremdseins vergißt. Das Theater und die öffentlichen Unterrichtsanstalten, von der Volks- bis zur Hochschule, gehören zu den besten in Amerika. Musik wird mit besonderer Vorliebe gepflegt. Eine Menge geselliger Vereine bieten im Winter und große Parks im Sommer Gelegenheit zur Zer-

ſtreuung. Herr W. W. Coleman holte mich zu einer Fahrt nach dem berühmten Bierpark von Schlitz ab, wo ein feſtlicher Aufzug in mittelalterlichen Coſtümen ſtattfand, der mich lebhaft an ähnliche Aufzüge in München erinnerte.

Von Schlitz' Park fuhren wir nach Soldiers' Home, deſſen Gouverneur, General Hincks, uns auf das freundlichſte empfing. Wie ich ſchon früher bemerkt habe, hat auch Milwaukee in ſeiner Nähe ein „Soldatenheim", welches zwar nicht ganz ſo groß, aber ebenſo eingerichtet iſt, wie das bei Dayton gelegene, ſodaß ich keine beſondere Schilderung davon zu geben brauche. Es dient wie jenes, wegen ſeiner herrlichen Anlagen und Concerte im Freien, den Stadtbewohnern als Zielpunkt zu ſommerlichen Ausflügen.

Auch zu der Zweiganſtalt der Staats-Fiſchzüchterei, welche ſich an der Ecke der Oſtwaſſer- und Huronſtraße befindet, führte mich Herr Coleman, der an allen nützlichen Anſtalten in Milwaukee betheiligt iſt. Die Zahl der in Kübeln und Trögen untergebrachten See-, Forellen- und Weißfiſcheier, die ſämmtlich zur Ausbeutung beſtimmt, ſich in verſchiedenen Stadien der Entwickelung befanden, wurde auf neun Millionen angegeben. — Zur Erinnerung ſchenkte mir Herr Coleman eine von ihm ſelbſt geſchriebene und verlegte, ſehr anſchauliche Schilderung der von ihm öfter beſuchten Bermudas-Inſeln, auf welchen Shakſpeare ſeinen „Sturm" ſpielen läßt.

Es gab täglich ſo viel zu ſehen und ſo mancherlei Zerſtreuungen, daß ich mich ein paar mal ſehr angegriffen fühlte und einmal ernſtlich zu erkranken fürchtete. Doch half mir die Heilkunſt des Dr. Loebel ſchnell wieder auf die Beine.

Im Goldſchmidt'ſchen Hauſe war ich ſo gut aufgehoben, daß mir nichts zu wünſchen übrigblieb. Das junge liebenswürdige Ehepaar las mir mehr Wünſche als ich hatte aus den Augen ab. Frau Ida war in Milwaukee geboren und erſt während eines längern Aufenthalts in Deutſchland mit ihrem Gatten bekannt geworden, der ihr reges Intereſſe für Kunſt und Literatur theilte und durch fortgeſetzte Anſchaffungen der beſten Werke nährte, ſodaß

ich hier werthvollere und fleißiger benutzte Sammlungen von Büchern und Bildern fand als in manchem größern Hause der alten Heimat. . . .

Ich kann diese schon zu lang gewordenen Aufzeichnungen nicht schließen, ohne nach den schon früher angeführten Schriftstellern noch einen zu nennen, den ich etwas später kennen lernte und in dessen Hause ich dann einen sehr angenehmen Abend verbrachte. Es ist das der junge Rabbiner Dr. A. Moses, Herausgeber eines israelitischen Familienblattes „Der Zeitgeist", aus welchem auch Christen viel lernen könnten, wenn sie es aufmerksam lesen wollten. Der gelehrte und geistreiche Herausgeber behandelt darin die Judenfrage in einer Weise, welche mir als die einzig richtige erscheint und die Frage bald lösen würde, wenn man allgemein seine Worte beherzigte. Er schmeichelt nämlich seinen Glaubensgenossen in keiner Weise, sondern geht scharf mit ihren durchaus nicht zum Glauben gehörigen Erbübeln und nicht immer angenehmen Absonderlichkeiten ins Gericht und zeigt, wie sie sich davon befreien können, um die gegen sie gerichteten Vorurtheile zu überwinden. Ich fand in seinen Aufsätzen mehr christlichen Geist als in den Schriften und Reden unserer christlich-germanischen Antisemiten. Uebrigens war der größte Judenfeind, den ich je gekannt habe, mein verstorbener Freund Professor Goldstücker in London, der große Sanskritgelehrte, selbst von jüdischer Herkunft. Ich für meine Person habe nie andere nach ihren Glauben gefragt oder beurtheilt, bin aber immer mistrauisch gegen solche gewesen, die mir zu viel Aufhebens von ihrem Glauben oder Unglauben machten.

In Chicago zeigte mir August Bauer feuerfeste Geschäftshäuser, die er selbst erbaut hatte; in Milwaukee sollte ich das Muster eines diebesfesten Privathauses kennen lernen gelegentlich eines Diners bei Herrn B. Stern, der seine stattliche Villa dergestalt mit Sicherheitsanstalten versehen hatte, daß eine große Uhr immer genau anzeigte, welche Thür und welches Fenster geöffnet wurde. Diese Uhr befand sich im Schlafgemache und diente vermittels einer sinnreichen Verknüpfung elektrischer Leitungen als

untrüglicher Nachtwächter und Wecker. Dicht daneben war ein Telephon angebracht, deſſen Leitung zur nahen Polizeiſtation führte, ſodaß jeder Verſuch eines Einbruchs augenblicklich gemeldet werden konnte. . . .

Schöne Stunden verlebte ich noch im Fortnightly-Club, in den Familien Niedecker, Karſten, Mohr und andern Geſellſchaften, die alle anzuführen mich hier zu weit führen würde. Ich kann nur ſagen, daß die Milwaukeer deutſcher und engliſcher Zunge ihre Abſicht, mir nur angenehme Erinnerungen an ihre ſchöne Stadt einzupflanzen, vollkommen erreicht haben. Aus der Heimat waren inzwiſchen auch beruhigende Nachrichten eingetroffen, und danach wurde meine Weiterreiſe nach dem Weſten bald ins Werk geſetzt.

Sechzehntes Kapitel.

Von Chicago nach Saint-Louis.

Vor meiner Abreiſe nach Saint-Louis machte ich von Chicago aus noch einen kleinen Ausflug nach dem ſüdweſtlich davon gelegenen Städtchen La Salle, wohin ich der freundlichen Einladung einer dort begüterten hamburger Familie Hegeler folgte. Ich machte die kaum fünf Stunden währende Reiſe in Geſellſchaft einer Tochter des Hauſes und einer Freundin derſelben in angenehmſter Weiſe.

La Salle führt ſeinen Namen von dem berühmten franzöſiſchen Jeſuitenpater, der vor 200 Jahren einer der eifrigſten Miſſionare und größten Pfadfinder in den Wildniſſen Amerikas war und zur Bekehrung der Rothhäute eine Menge Stationen gründete, wovon einige, wie die obengenannte, zu blühenden Anſiedelungen herangewachſen ſind.

Das Haus des Herrn Hegeler liegt nicht im eigentlichen Gebiete der Stadt La Salle, ſondern krönt, in ſtattlicher Höhe und Breite aus den Nebengebäuden und Anlagen ſich erhebend, einen Hügel, welcher die ganze Umgegend beherrſcht. Von fern geſehen macht es einen ſchloßartigen Eindruck, während es bei näherer Betrachtung als eine in großartigen Verhältniſſen erbaute Villa erſcheint mit Galerien, Balkonen und einer Veranda, zu welcher ein breiter Treppenbau hinaufführt. Dem

Aeußern entspricht die stilvolle Einrichtung des Innern, wo mit gediegener Eleganz aller moderne Comfort sich vereint und das Ganze doch den Eindruck edler Einfachheit macht.

Herr Hegeler ist in Gemeinschaft mit seinem Landsmann, Herrn Mathießen, Besitzer großer Zinkwerke, in welchen über 500 Arbeiter beschäftigt sind. Die Kohlen- und Erzlager, Schmelzhütten, Walzwerke u. s. w. dehnen sich weit am Fuße des Hügels aus und bilden mit den unfern gelegenen Wohnungen der fast sämmtlich verheiratheten Arbeiter, deren jeder sein eigenes Holzhäuschen hat, eine kleine Stadt für sich, welche sogar ihre eigenen Kirchen hat. Die Bevölkerung ist aus den verschiedensten Nationalitäten und Confessionen zusammengewürfelt, aber den weitaus größten Theil bilden Polen, Irländer und Deutsche. Es war mir interessant zu hören, daß hier die Polen nicht blos durch ihre Frömmigkeit und strenge Zucht im Lebenswandel, sondern auch durch Tüchtigkeit und Intelligenz als Arbeiter sich besonders auszeichneten. Uebrigens sprach sich Herr Hegeler sehr günstig über alle seine Arbeiter aus und bemerkte, daß gerade die Verschiedenartigkeit der Elemente zu dem Streben anspornе, es einander zuvorzuthun auf einem Felde, wo von Protection nicht die Rede sei, sondern jeder nur durch eigene Kraft und Intelligenz vorwärts kommen und seine Einnahmen steigern könne. Ich besuchte die Schmelzhütten und Walzwerke und fand lauter wohlgenährte Leute darin, die sichtbar mit Lust und Liebe bei der Arbeit waren. Ich verweilte lange unter ihnen, da mir die verschiedenen Acte der Zubereitung des Zinks ein völlig neues Schauspiel boten. Es war schon dunkel geworden, als wir die Werkstätte wieder verließen, und da machten mir die kleinen Flämmchen, welche aus den eng nach vorn zulaufenden konischen Röhren hervorschlugen, in denen das Zink gelöst wird, mit ihrem wundersame Lichteffecte erzeugenden Farbenspiel einen förmlich geisterhaften Eindruck. Am folgenden Morgen — es war Sonntag — machte ich einen Gang durch die Arbeiterstadt, wo alles einen wirklich festtäglichen Anstrich hatte. Ich sah nur sauber und wohlgekleidete Männer, Frauen und Kinder, in

vielen Häuſern Blumen an den Fenſtern, nirgends eine Spur von Armuth und Verkommenheit.

Die ganze Gegend macht, nicht ſowol durch anſehnliche Bodenerhebungen als vielmehr durch das tief und breit eingeſchnittene, hier und da zerklüftete und zerriſſene Bett des Illinoisſtromes den Eindruck eines Hügellandes. An den Ufern dieſes Stromes ziehen ſich, in geringer Entfernung voneinander, drei freundliche Städte hin: La Salle, Peru und Ottawa. La Salle und das kleinere Peru hängen faſt zuſammen; bis Ottawa gibt es noch eine Strecke zu fahren. Doch genügten uns einige Stunden, alle drei Städte zu beſuchen, deren jede eine breite Hauptſtraße hat mit ſo anſehnlichen Geſchäftshäuſern, wie man ſie bei uns in kleinen Städten kaum findet.

Trotz der großen Arbeitercolonie bei den Zinkwerken, nebſt damit in engſter Verbindung ſtehender Eiſenbahn, und trotz des benachbarten Städtekleeblatts am Illinoisſtrome erſchien mir, nach dem bewegten Leben, das ich bis dahin während meiner Reiſe geführt, die ganze Gegend wie eine ländliche Einſamkeit, wo alles Ruhe und Frieden athmete, und ein paar Stunden, die ich auf meinem hochgelegenen, eine weite, herrliche Ausſicht bietenden Zimmer allein zubrachte, um einige Briefe zu ſchreiben, kamen mir vor wie eine wochenlange Erholung. Die Feder flog raſcher übers Papier als gewöhnlich, weil ich meine Gedanken nicht erſt aus allerlei verwirrenden Eindrücken zu ſammeln brauchte, und ſo fand ich nach Vollendung meiner Briefe noch Zeit, einen Tſchibuk nach dem andern zu rauchen und dabei allerlei Betrachtungen anzuſtellen über einen bedruckten Papierſtreifen, der in meiner Briefmappe lag, ſchon lange darin gelegen hatte, aber mir erſt jetzt wieder in die Augen fiel. Es war ein Ausſchnitt aus der „Illinois-Staatszeitung“, wovon mir am 21. Februar, alſo kurz nach meiner Ankunft in Chicago, eine Nummer zugeſchickt wurde, welche unter andern Begrüßungen auch eine in plattdeutſcher Sprache abgefaßte enthielt, die mir am meiſten Freude machte, weshalb ich auch den Theil der Spalte, auf welchem ſie ſtand, ausſchnitt und aufbewahrte.

Der plattdeutsche Gruß war eingeleitet durch eine englische Uebersetzung meines kleinen Gedichts, welches beginnt: „Höre, was der Volksmund spricht", und diese Uebersetzung erschien mir entschieden gelungener als alle frühern, welche mir zu Augen gekommen waren, erhielt aber für mich noch einen höhern Werth dadurch, daß sie von einer plattdeutschen Landsmännin herrührte, deren Namen ich leider nicht habe ermitteln können, da sie ihn bei ihrer Einsendung weggelassen hatte, weshalb ich beides, Uebersetzung und Gruß, hier wortgetreu einrücke, um ihr zu zeigen, daß mein Dankgefühl für ihre feine Aufmerksamkeit mir in die Heimat gefolgt ist.

From: Songs of Mirza-Schaffy.

Hear, what's on the lips of folk:
If one loves the truth, he must
Grasp his horse's bridle tightly;
If one thinks the truth, he must
Step into the stirrup lightly;
If one speaks the truth, he must
Put on wings and wave them sprightly.
And yet Mirza-Schaffy sings:
Lies should earn a whipping rightly.

„Ne Fru von'n Plattdütschen Vereen hab sik dit versöcht. Sei denkt, dat de Würd un de Sinn von gaud plattdütschen Stamm sünd, ok in der annern Sprak. Dat is nu all so, as dat Ledder is; Ghaselen kann sei nich maken, den Gast tau fiern, de in Dütschland un Amerika, in'n Morgen- un Abendland so veel Frünn het; dat möt annere Lüd besorgen."

Meine Betrachtungen führten mich nun beim Lesen des Ausschnitts in die Zeit zurück, in welcher die von mir ursprünglich nur zu eigener Herzenserleichterung geschriebenen sogenannten Lieder und Sprüche des Mirza-Schaffy entstanden, bei deren erstem Erscheinen niemand — und ich am wenigsten — glaubte, daß sie je in das Volk dringen würden, während ich ihnen doch hauptsächlich die freundliche Aufnahme zu verdanken hatte, die ich in

der Neuen Welt gefunden. Und was mich am meisten überraschte, war aus verschiedenen Briefen, die mir von fernen Ansiedelungen zukamen, zu ersehen, daß gerade die ernsten Gedichte des Buchs noch mehr Anklang gefunden hatten als die heitern. So ist denn auch das Gedicht, welches beginnt:

Ein schlimmeres Unglück als der Tod
Der liebsten Menschen ist die Noth —

am öftersten ins Englische übersetzt worden. . . .

Mein Aufenthalt im Hegeler'schen Hause, wo ich zwei Nächte zubrachte, gestaltete sich zu einem freundlichen Nachspiel der festlichen Tage von Milwaukee. Am ersten Abend brachten mir die Turner von La Salle einen großen Fackelzug; am zweiten Abend gab es in den fürstlichen Räumen des Hauses eine große Gesellschaft, welche sich für die jüngern Gäste zu einem Balle entwickelte.

Ich traf hier ein liebenswürdiges Ehepaar Namens Engelmann wieder, welches ich schon abends zuvor kennen gelernt, und mit welchem ich mich nun eingehender unterhalten konnte, wozu sich mannichfache Veranlassung bot. Dr. Engelmann, der, bevor er sich in La Salle niedergelassen, als Geolog große Forschungsreisen gemacht und sich besonders in den Rocky-Mountains längere Zeit aufgehalten hatte, gehört nämlich zur nächsten Verwandtschaft meines Schwiegersohns Dr. Fritz Engelmann in Kreuznach a. d. Nahe, und seine Frau ist eine Tochter des Ex-Gouverneurs Gustav Körner, dessen Frau ebenfalls aus der Familie Engelmann stammt. So hatten wir denn einander viel zu erzählen, und der Abend verging mir auf das angenehmste, wie überhaupt mein ganzer Aufenthalt in La Salle, der nur noch bis zum folgenden Mittag währte.

Es herrschte in der Hegeler'schen Familie ein so feiner Takt, eine solche Herzensfreundlichkeit und gediegene Bildung, daß mir die wohlthuenden Eindrücke, die ich dort empfing, unvergeßlich bleiben werden. . . .

Eine Fußverletzung, die ich mir auf der Rückfahrt nach Chicago

durch einen kleinen Unfall zugezogen, verzögerte meine Abreise nach Saint-Louis noch um eine Woche, sodaß ich in der Familie Bauer, von welcher das Scheiden mir schwer wurde, noch das Osterfest mitfeiern konnte, welches übrigens in Amerika auf einen Tag beschränkt wird. Zu einer Feier von drei Tagen, wie bei uns, oder gar von vierzehn Tagen, wie bei den arbeitsscheuen Russen, hat man dort keine Zeit.

Am 31. März, abends neun Uhr, verließ ich Chicago und kam am 1. April in der neunten Morgenstunde in Saint-Louis an. Die eine Nacht brachte mich aus dem Winter in den Frühling, aus den öden eintönigen Prairieflächen von Illinois in das mannichfaltiger gegliederte und wärmer angehauchte Missourigebiet. Der von den Höhen der Rocky-Mountains kommende Strom, welcher dem Staate, den er in östlicher Richtung quer durchschneidet, seinen Namen gegeben, mündet oberhalb Saint-Louis in den hier weit weniger mächtigen Mississippi, welcher vor seiner Vereinigung mit dem Missouri nur wie ein Nebenstrom desselben erscheint.

Ich war schon seit Wochen in Saint-Louis erwartet und vom Mayor der Stadt eingeladen worden, in seinem Hause zu wohnen. Dieser empfing mich nun auf dem Bahnhofe, begleitet von Dr. Preetorius, dem Herausgeber des großen Journals „Westliche Post"; Dr. Georg Engelmann, dem berühmten Botaniker; Herrn Wilhelm Rieckhoff, Director des deutschen Theaters in Saint-Louis, und andern Herren, welche mit nach der Wohnung des Mayor Overstolz fuhren, wo sie zum Frühstück blieben.

Schon während der Hinfahrt ging mir das Herz auf beim Athmen der milden Frühlingsluft und beim Anblick der blühenden Bäume in den Gärten und der farbenbunten Blumenbeete auf den Rasenplätzen vor den Häusern. In Chicago hatte in der letzten Woche des März der bis dahin ziemlich freundliche Winter erst recht angefangen seine rauhe Seite hervorzukehren, und hier am Mississippi war keine Spur davon zu finden.

In der eleganten Grand and Washington Avenue, in welcher das Haus des Mayor liegt, herrschte eine ländliche Stille; nie-

mand war zu ſehen, als die in den Gärten beſchäftigten Arbeiter. In der Einrichtung und Ausſchmückung der Empfangs- und Wohnräume des äußerlich nichts Abſonderliches aufzeigenden Hauſes offenbarte ſich ein feiner Geſchmack und künſtleriſcher Sinn von eigenartigem Gepräge. Luxus und Comfort, koſtbare Möbel und Teppiche findet man in allen reichen Häuſern, aber die meiſten bieten auch wenig mehr als das. Hingegen erſchien alles, was gewöhnlich zuerſt in die Augen fällt, in der Overſtolz'ſchen Wohnung nur als Nebenſache, weil eine Menge ſchöner Kunſtwerke den Blick mehr feſſelte als die koſtbaren Teppiche und Möbel.

Dem eleganten Flur zur Linken zog ſich der prächtige Empfangsſaal hin, geſchmückt mit zahlreichen Gemälden von niederländiſchen, deutſchen und franzöſiſchen Meiſtern. Rechts vom Flur öffneten ſich zwei andere große Räume: der vordere als ſehr anſehnliche Hausbibliothek, der hintere als Speiſezimmer, beide mit werthvollen Bildern und Sculpturen geſchmückt, an welchen es auch den Zimmern im obern Geſchoß nicht fehlte. Das Ganze machte einen durchaus harmoniſchen, würdevoll freundlichen Eindruck; es ſprach ſich ein vornehmer Geiſt darin aus, und in der That paßte das Haus zu ſeinem Herrn wie ein geſchmackvoller Rahmen zu einem guten Bilde.

Der Mayor, der ſein wichtiges Amt ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren bekleidete, da er als ſeltene Ausnahme von der Regel, daß die Stadt nach jeder Olympiade ſich ein neues Haupt erkürt, wegen des allgemeinen Vertrauens, deſſen er ſich erfreute, immer wiedergewählt wurde, ſtammt aus der alten kölner Patricierfamilie Overſtolz und gehört zu den würdigſten Repräſentanten des Deutſchthums, die ich in Amerika gefunden habe. Er iſt in zweiter Ehe mit einer in Saint-Louis geborenen Dame von deutſcher Abkunft vermählt, die durch ihre Schönheit und herzgewinnende Anmuth zum Glanze des gaſtlichen Hauſes weſentlich beiträgt. Die Schönheit ſchien in ihrer Familie erblich zu ſein, denn ich lernte noch eine Schweſter und eine Couſine von ihr kennen, die auch glänzend damit ausgeſtattet waren.

Unſer Gabelfrühſtück, an welchem außer den ſchon genannten Herren noch Dr. Spiegelhalter und die Herren Ed. C. Kehr und C. R. Fritſch theilnahmen, zog ſich bei lebhafter Unterhaltung einigermaßen in die Länge. Ich fühlte, als es zu Ende war, das Bedürfniß ein wenig auszuruhen, da mir am Abend noch ein großer öffentlicher Empfang im Germania-Club bevorſtand und ich die Nacht vorher kein Auge geſchloſſen hatte.

Um ſieben Uhr holten mich die Herren Dr. Bierwirth, Harrſen und Soldan ab nach dem Germania-Club, in deſſen großer Halle die Elite der deutſchen Bevölkerung von Saint-Louis ſchon verſammelt war, als wir eintrafen. Mayor Overſtolz reichte mir den Arm und führte mich bis vor die im Hintergrunde befindliche Bühne, auf welcher, hinter einem prächtigen Aufbau von Blumen und hohen Topfgewächſen, das Orcheſter den Triumphmarſch aus Mendelsſohn's „Athalia" anſtimmte. Nachdem ich mit meinen Begleitern an einem großen Tiſche vor der Rampe Platz genommen hatte, verſtummte die Muſik und der Mayor begrüßte mich mit herzlichen Worten im Namen der Stadt. Gleich darauf erhob ſich Dr. Preetorius zu einer ſchwungvollen Anrede, aus welcher ich nur die Schlußworte anführen will, als charakteriſtiſch für den Redner und zugleich für die nach Hunderten zählende Verſammlung, welche durch ſeine Worte zu ſtürmiſchem Beifall hingeriſſen wurde:

„Meerabwärts fließen Rhein und Miſſiſſippi; meerabwärts fließen alle Ströme, und wie der Ocean, getrennten Brüdern gleich, ſie vereint, ſo ſchlingt auch der deutſche Gedanke ein kosmopolitiſches Band um alle ſeine Bekenner, *ein gemeinſames Band, das nichts zu löſen vermag.* Der deutſche Geiſt hat ſchon lange Land und Meer überflutet. Dank den Errungenſchaften des 19. Jahrhunderts kann der Körper dem Geiſtesfluge nachkommen."

Meine Erwiderungsrede kann ich füglich übergehen und ebenſo einen ſchönen poetiſchen Gruß, welchen Dr. Caſtelhun, der Vorſitzende des Comité, in Ghaſelform vortrug unter großem Beifall.

Als der officielle Theil der Begrüßung vorüber war, folgte zwangloſe Unterhaltung, welche ſehr erleichtert wurde durch die praktiſche Einrichtung, daß die große Geſellſchaft um viele kleine Tiſche herum vertheilt ſaß. Ich wurde einer Menge Damen und Herren vorgeſtellt; viele ſtellten ſich mir ſelbſt vor, während ich von einem Tiſche zum andern ging, und ich war erſtaunt, in der Verſammlung ſo manches bekannte Geſicht aus der Alten und Neuen Welt wiederzufinden. Zuerſt eine hier an Herrn Tiedemann verheirathete junge Dame aus München, Tochter des berühmten Phyſiologen Geheimrath Biſchoff; dann einen Ingenieur Raupp aus Kaſſel, den ich ſeit 30 Jahren nicht geſehen hatte; darauf verſchiedene Damen und Herren aus New-York, Cincinnati und Detroit, und endlich, was mich am meiſten freute, auch Frau Ida Goldſchmidt aus Milwaukee, die zum Beſuch ihrer an einen reichen Amerikaner verheiratheten Schweſter nach Saint-Louis gekommen war.

Ab und zu wurde die Unterhaltung durch prächtigen Geſang unterbrochen. Die Sänger des „Germania Sängerbund", des „Männerchor der Hermannsſöhne", und der Geſangſection des Saint-Louis-Turnvereins betraten aus einer Nebenhalle die Bühne und trugen mit rühmenswerther Präciſion zuerſt „Das deutſche Lied" von Kaliwoda und ſpäter „Der Wald" von Häuſer vor.

So vereinigte ſich alles, um den Stunden Schwingen und dem Abend einen harmoniſchen Verlauf zu geben. Am Morgen war ich als Fremdling in Saint-Louis eingezogen, und vor Schlafengehen fühlte ich mich in der großen Metropole des Weſtens ſo wenig fremd wie beim Beſuch einer großen Stadt in der Heimat.

In Chicago hatte, mehrere Tage nach meiner Ankunft, auch ein zahlreich beſuchter öffentlicher Empfang ſtattgefunden, in allem äußern Zubehör dem eben geſchilderten ähnlich, aber nicht ſo geſchickt in Scene geſetzt und nicht ſo ſchwungvoll durchgeführt. Mein Platz wurde mir auf der Bühne angewieſen, wo Kaspar Butz mich in wohlgefügter Rede im Namen der deutſchen Bevöl-

kerung begrüßte und ich, in Worten wie sie der Augenblick mir eingab, meinen Dank dafür aussprach. Dann erschien ein allerliebstes junges Mädchen, Fräulein Prüssing, um mir ein Gedicht und einen schönen Blumenstrauß zu überreichen, wofür ich ihr einen Kuß auf die Stirn gab. Als sie verschwunden war, saß ich auf der Bühne gleichsam zur Schau, ohne die Möglichkeit mich mit der Versammlung vor mir zu unterhalten; bis ich selbst die Schranken übersprang, die mich von ihr trennten. Ich entdeckte auf den ersten Bänken Frau Bauer nebst einigen andern Damen, die ich bei ihr kennen gelernt, und setzte mich zu ihnen. So war ich für meine Person einstweilen gut aufgehoben, ohne mich indeß mit denen, die nicht in meiner Nähe saßen, unterhalten zu können, weil die den Zuschauerraum füllenden Bänke keinen Platz zu freier Bewegung ließen.

In Chicago lernte ich eher die Stadt kennen als die Menschen darin; in Saint-Louis war das Umgekehrte der Fall, und ich habe mich deshalb hier bei der Schilderung des Tages meiner Ankunft etwas länger aufgehalten, als sonst geschehen sein würde. Im nächsten Kapitel wird mehr von der Stadt die Rede sein.

Siebzehntes Kapitel.

Saint-Louis.

Saint-Louis iſt, wie ſchon der Name andeutet, franzöſiſchen Urſprungs und hat das Andenken daran auch noch in vielen Straßennamen erhalten. Die Franzoſen waren im 16. und 17. Jahrhundert die kühnſten Pionniere in den Wildniſſen Nordamerikas, wo ihre Miſſionare die abenteuerlichſten Unternehmungen ausführten, um die Indianer zum Chriſtenthum zu bekehren. Während die Spanier unter haarſträubenden Greueln den Süden des Continents ausbeuteten, machten die Franzoſen wichtige Entdeckungen im Norden, überall Niederlaſſungen gründend und Handelsverbindungen anknüpfend.

Im Jahre 1673 erreichte der Jeſuitenpater Marquette, der mehrere Jahre hindurch Miſſionar unter den flüchtigen Huronen am Michiganſee geweſen war, durch Wisconſin vorwärts dringend den Miſſiſſippi und fuhr mit ſeinem Gefährten Louis Joliet den Strom hinab bis zur Mündung des Arkanſas. Alles von ihm entdeckte Land wurde von der franzöſiſchen Regierung in Anſpruch genommen. Seinen Spuren folgte ſpäter (der ſchon im vorigen Kapitel erwähnte) Pater La Salle, welcher den Miſſiſſippi bis zum Golf von Mexico hin erforſchte.

Die Anfänge von Saint-Louis reichen bis 1764 zurück, in welchem Jahre ein Pelzjäger Namens Laclède ſich am Weſtufer des Miſſiſſippi niederließ, um Handel mit den Indianern des Miſſouri zu

treiben. Allein Spanien hatte schon früher die Wichtigkeit dieses zwischen dem Hügellande und den Prairien, an den beiden größten Strömen gelegenen Punktes erkannt und Ansprüche darauf begründet, die es im Jahre 1768 geltend machte durch Besitznahme des ganzen Landgebiets, welches damals zu Louisiana gehörte; doch gelang es den Franzosen, im Jahre 1800 die Spanier wieder aus dem westlichen Louisiana zu vertreiben und sich in Saint-Louis festzusetzen, bis dieses 1804 an die Vereinigten Staaten kam. Damals zählte Saint-Louis kaum 140 Häuser, war also noch keine Stadt zu nennen. Merkwürdigerweise ging es auch in den folgenden Jahrzehnten mit seiner Entwickelung nur langsam vorwärts. In dem 1843 erschienenen „Grundriß der Geographie" von Professor Heinrich Berghaus steht Saint-Louis mit 8000 Einwohnern verzeichnet, und heute zählt es nahezu 400000.

Der amtliche Bericht der Volkszählung von 1880 gibt 395000 Einwohner an. Es ist bemerkenswerth, daß auf diese Zahl nur ein paar tausend Franzosen kommen, und daß diese im Großhandel gar nicht mitzählen, da selbst der Verkehr mit Frankreich durch deutsch- oder anglo-amerikanische Häuser vermittelt wird.

Jede große Stadt Amerikas rühmt sich, wie wir schon an verschiedenen Beispielen gesehen haben, eines besondern Vorzugs, durch welchen sie einzig in ihrer Art dasteht; in Saint-Louis ist es neben der überaus günstigen Lage am Vereinigungspunkte des Missouri und Mississippi, welche die Stadt zum größten Flußhafen der Welt macht, die grandiose Brücke, die in drei Bogen den Strom überspannt. Der mittlere Bogen hat eine Spannung von 520 Fuß, sodaß die größten Schiffe in stattlicher Reihe nebeneinander darunter hindurchfahren können. Vom andern Ufer oder vom Flusse aus gesehen, gewährt die hochansteigende Stadt mit ihren imposanten Häusermassen und vielen Kirchthürmen einen weit großartigern Anblick als das umfangreichere, aber flach gelegene Chicago, welches seinerseits im Innern größere Reihen von Prachtbauten aufweist als Saint-Louis. Im übrigen ist zwischen den beiden Städten, die eine gewisse Eifersucht aufeinander nicht verleugnen

können, kein äußerlicher Unterschied zu merken; man sieht hier wie dort dieselbe schachbretartige Eintheilung des Ganzen, dieselben breiten Avenuen und Straßen, dieselbe Bauart der Häuser, dieselben Riesenhotels, kolossalen Geschäftslocale und öffentlichen Gebäude, dieselben Squares und weitausgedehnten Parkanlagen, die mir wol nur deswegen in Saint-Louis schöner erschienen, weil hier der Frühling schon seinen Einzug gehalten hatte.

Wesentlichere Unterschiede fand ich zwischen der deutschen Bevölkerung beider Städte. In Chicago lernte ich die gebildetern Elemente nur in der Diaspora kennen, in Saint-Louis traten sie mir in größerer Zahl und in engerm Zusammenhange entgegen.

Ein deutscher Gelehrter, Dr. Gottfried Duden, der sich in der Heimat der größten Achtung erfreute und über bedeutende Mittel gebot, gründete im Jahre 1824 in einer waldigen Hügelgegend, etwa eine Tagereise von Saint-Louis entfernt, eine Niederlassung, wo es ihm so gut gefiel, daß er über die — in seinen Augen — paradiesischen Zustände des Landes ein Buch schrieb, welches in Deutschland ungeheueres Aufsehen machte und eine Menge Menschen aus den höhern Ständen bewog, nach dem gesegneten Staate Missouri auszuwandern.

Duden hatte nach Vollendung seiner Studien die Freiheitskriege mitgemacht und später hohe Stellungen im preußischen Staatsdienste eingenommen; er war als ein liebenswürdiger und durchaus zuverlässiger Mann bekannt, den nur deutscher Wandertrieb und Wissensdurst über den Ocean geführt; seine begeisterten Schilderungen aus der Neuen Welt konnten daher eine verlockende Wirkung, seinen Spuren zu folgen, nicht verfehlen. So machten sich denn viele wohlsituirte Leute bald auf die Reise, in der Hoffnung, daß es ihnen in der Fremde noch besser gehen werde als in der Heimat. Selbst hochgebildete Familien von Adel — wie z. B. die hannoverischen Familien von Bock und von Martels — zogen mit Kind und Kegel in die Neue Welt, wo es der Pfadfinder, der sie dazu verlockt hatte, am wenigsten lange aushielt. Nach

zweijähriger Abwesenheit erschien Gottfried Duden wieder in Deutschland, um nicht nach Amerika zurückzukehren, wo es ihm in seiner von einer alten Haushälterin geführten Junggesellenwirthschaft auf die Dauer doch nicht gefallen wollte. Er hatte sein Buch geschrieben in der ersten Begeisterung über die großartigen Natureindrücke, welche das waldreiche Hügelland an den Ufern des Missouri und Mississippi ihm bot, und während des Schreibens war ihm die Zeit angenehm genug vergangen, zumal der erste Winter, den er auf seiner Farm verlebte, ein so ausnahmsweise milder war, daß er ihn als einen sicilianischen schildern konnte, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun.

„Es ist nicht zu verwundern" — sagt mein Gewährsmann[1] — „daß einem Manne in gereiften Jahren, der sich immer in gewählter Gesellschaft bewegt hatte, für die Dauer der ausschließliche Verkehr mit alten Hinterwäldlern, so brav sie auch waren, nicht genügen konnte, denn um ein solches Leben aushalten und sogar liebgewinnen zu können, muß man sehr jung und biegsam sein und darf die Genüsse einer auch nur äußerlichen Civilisation noch nicht kennen gelernt haben."

Duden ist längst todt, hat aber in Missouri ein gutes Andenken hinterlassen, und eine unfern seiner Farm sich erhebende Bergkuppe heißt „Duden's-Hügel".

Ein anderer Deutscher, Namens Eversmann, der mit Duden zugleich nach Missouri kam, wußte sich besser zu amerikanisiren. Er heirathete eine reiche Tochter des Landes und war einer der ersten deutschen Sklavenhalter, hat aber unter seinen Landsleuten nur wenige Nachfolger gefunden. —

Von der alten gießener Auswanderungsgesellschaft, welche in den dreißiger Jahren nach Missouri kam und theils in Saint-Louis, theils in der Nähe an beiden Ufern des Missouri, theils auch in Illinois sich niederließ, habe ich schon in einem frühern Kapitel

---

[1] Gert Göbel in seinem zuverlässigen Buche „Länger als ein Menschenleben in Missouri" (Saint-Louis, C. Witter).

gesprochen, mit Hervorhebung der beiden hochgeachteten Friedrich Münch und Paul Follenius.

Saint-Louis wurde immer mehr der Sammelplatz solcher Einwanderer, welche von Deutschland eine gediegene Bildung mitbrachten, zum Theil dort schon angesehene Stellungen eingenommen hatten und nur in die Neue Welt zogen, um den früher so unerquicklichen Zuständen der alten Heimat zu entgehen. Zu diesen Männern gehörte auch Professor Göbel aus Koburg, der erst auf einer Farm sein Glück versuchte, aber in der Wildniß die idyllischen Zustände nicht fand, die er geträumt hatte, und sich endlich in Saint-Louis niederließ, wo er als Lehrer der Mathematik und Astronomie bis zum Jahre 1868 wirkte, dann aber in seine Vaterstadt Koburg zurückkehrte, wo er 1872 im 84. Lebensjahre starb. Sein Sohn Gert Göbel blieb in Missouri, gedieh dort vortrefflich, wurde in die Gesetzgebung gewählt als entschiedener Bekämpfer der Sklaverei, betheiligte sich auch am Bürgerkriege, bekleidete wichtige Vertrauensposten und schreibt jetzt auf seiner Farm die Erinnerungen seines bewegten Lebens nieder.

Im Jahre 1844 kam Arthur Olshausen und einige Jahre später auch sein Bruder Theodor nach Saint-Louis, das damals schon eine stattliche Vereinigung akademisch gebildeter Deutscher aufzuweisen hatte und bald durch die versprengten Achtundvierziger noch bedeutenden Zuwachs erhielt. So machten sich in der Entwickelung der Stadt frühzeitig Einflüsse geltend, welche dem gebildeten Deutschthum dort einen engern Zusammenhang gaben, als es in Chicago gewinnen konnte, wo erst in den vierziger Jahren die deutsche Einwanderung begann.

Für das südliche und selbst das mittlere Illinois blieb Saint-Louis noch lange die eigentliche Hauptstadt, wo sich aller Handel und Großverkehr concentrirte. Im Staate Illinois selbst entwickelte sich deutsches Wesen vor allem in den Saint-Louis zunächst liegenden Bezirken Madison, Saint-Clair und Monroe.

Für Illinois wurde das County Saint-Clair, eines der fruchtbarsten des ganzen Staates und unmittelbar der Stadt Saint-Louis

gegenüber gelegen, zum Sammelpunkt der deutschen westlichen Einwanderung.

Ich werde später bei der Schilderung eines Ausflugs nach Belleville, dem Gerichtssitze des County, eingehender über die blühenden deutschen Ansiedelungen sprechen, welche ich dort gefunden, um hier, nach der rückschauenden Abschweifung, die mir zur Orientirung nöthig schien, zunächst in der Erzählung meiner Erlebnisse von Saint-Louis fortzufahren.

Das Leben in dem idealisch eingerichteten Hause Overstolz wurde mir so bequem und angenehm wie möglich gemacht, und zwar nicht blos in allen wesentlichen Dingen, sondern auch in solchen, die der Regel nach gar nicht zur amerikanischen Hausordnung gehören, wie z. B. die Reinigung der Kleider und Stiefel, die man sonst gewöhnlich nur durch Neger in den großen Barbiersalons vornehmen läßt, da weiße Hände sich nicht gern damit befassen. Allein unter der Dienerschaft des Hauses Overstolz befanden sich auch zwei Neger, wovon einer sich ganz meinem Dienste widmete und mir die Kleider immer so sauber und die Stiefel so blank erhielt, daß ich nie Veranlassung gefunden hätte, in Saint-Louis einen Barbiersalon zu besuchen, wenn es nicht des Barbierens wegen gewesen wäre, welches an mir selbst zu üben ich nie habe recht lernen können. Ich habe es mit einer ganzen Reihe von Rasirmessern versucht, aber jedes derselben offenbarte meinen Wangen jene Tücke des Objects, welche Friedrich Vischer in seinem Buche „Auch Einer" so ergötzlich schildert.

Mein Neger, ein sehr munterer, von Aussehen gar nicht übler junger Mann, einen halben Kopf kleiner als ich, führte mich gleich am ersten Tage in ein ziemlich entfernt gelegenes Riesenhotel, in dessen sehr elegantem Barbiersalon alles auf riesige Verhältnisse angelegt zu sein schien. Ein Dutzend riesiger Neger bearbeitete vor ebenso vielen riesigen Spiegeln die Gesichter auf riesigen Streckstühlen eingeseifter Kunden, und ich mußte lange warten, ehe ich an die Reihe kam, da der Andrang groß war und jede Operation viel Zeit in Anspruch nahm.

Die Neger beobachten als Barbiere und Aufwärter nicht das feierliche Schweigen der Weißen; sie ergreifen jede Gelegenheit, sich mit den Kunden zu unterhalten, und sind unbefangen zuthunlich wie die russischen Bauern. Um mir die Zeit zu vertreiben, bis ein Platz für mich frei wurde, holte mein Führer alle Journale und illustrirten Blätter herbei, die er erwischen konnte, gab dazwischen auch seine eigenen politischen Ansichten zum besten und flüsterte, als ich endlich an die Reihe kam, dem schwarzen Riesen, der mich unters Messer nehmen sollte, etwas ins Ohr, was offenbar zu meiner besondern Empfehlung diente, denn der Riese behandelte mich mit ausnehmender Freundlichkeit, unterhielt mich auf das angelegentlichste und rasirte weit länger an mir herum als an meinem Vorgänger. So oft ich den Kopf erhob, im Wahne, jetzt sei die Operation zu Ende, drückte er ihn sanft zurück, um meine Wangen aufs neue einzuseifen und auf dem langen, am Stuhl befestigten Riemen sein Messer wieder zu schärfen. Ich war schon seit einer Viertelstunde zwischen Wachen und Schlafen und wußte kaum noch, was mit mir geschah, als plötzlich der Schluß der Manipulation, das erfrischende Waschen des Gesichts und Kopfes mit Bay-Rum, die Lebensgeister erweckte. Unwillkürlich schnellte ich empor, aber der Riese drückte mich mit beiden Händen in den Stuhl zurück, um vor dem Scheiden mein durch das Waschen verwirrtes Haar wieder in Ordnung zu bringen.

Ich fühlte nach der langen Zwangslage das lebhafte Bedürfniß, mich einmal wieder recht auszutreten, und bat meinen Begleiter, mich auf einem beliebigen Umwege nach Hause zu führen, wobei ich dann an einer Menge großer Kaufläden vorbeikam, deren Wahrzeichen mein Staunen erregten. Auch bei uns zu Lande sieht man vor vielen Kaufläden weithin erkennbare Embleme ihres Inhalts, aber man muß sich diese zehnfach vergrößert denken, um eine Vorstellung von denen zu gewinnen, die man in Saint-Louis findet: Hüte von der Größe einer Tonne; Stiefel mit Schäften von dem Umfang eines Fabrikschlots; Brillengestelle gleich Wagendeichseln an Reifen befestigt, durch welche eine Kunst-

reiterin hindurchſpringen könnte, u. ſ. w. — Alles geht ins Ungeheuerliche.

Mein erſter Beſuch galt dem ſchon genannten Dr. Georg Engelmann, der als Siebziger noch eine erſtaunliche Rüſtigkeit des Geiſtes und Körpers offenbarte. Sein Leben bietet ſo viel Intereſſantes, daß es wol einer eingehenden Schilderung werth wäre; hier können nur kurze Andeutungen gegeben werden. In Frankfurt a. M. am 2. Februar 1809 geboren, bezog er ſchon im Alter von 18 Jahren die Univerſität Heidelberg, wo er neben mediciniſchen Studien auch Chemie, Botanik und Geologie eifrig trieb, vielfach gefördert durch ſeine Freunde L. Agaſſiz, A. Braun und C. Schimper. Nachdem er dann noch ein Jahr in Berlin ſtudirt, zog ihn Schönlein nach Würzburg, wo er promovirte. Von dort ging er nach Paris, um ſich weiter auszubilden, aber ſchon mit der Abſicht nach Amerika auszuwandern, wozu ihn, wie ſo viele andere, das Buch von Duden veranlaßt hatte. Im Jahre 1832 führte er ſeinen Plan aus und lebt nun ſchon nahezu ein halbes Jahrhundert in der Neuen Welt, wohin ihm ſo viele Verwandte folgten, die dort anſehnlichen Grundbeſitz erwarben, daß es ihm leicht wurde, ſich in der Fremde heimiſch zu fühlen. Nach längern Forſchungsreiſen im fernen Weſten ließ er ſich erſt in Belleville, dann in dem benachbarten Saint-Louis nieder, wo er die Academy of Science gründete, deren Präſident er wurde. Mit Agaſſiz blieb er bis zu deſſen Tode in freundſchaftlicher Verbindung, machte auch wiederholte Reiſen nach Europa, um ſeine Beziehungen zu den hervorragendſten deutſchen und franzöſiſchen Naturforſchern und Aerzten aufzufriſchen. Abgeſehen von ſeiner gemeinnützigen Thätigkeit, die er durch Hebung der Bildungsanſtalten in Saint-Louis, durch rege Förderung der Entdeckungsreiſen Nicollet's und Fremont's im fernen Weſten, ſowie durch ſeine Mitwirkung zur Schaffung eines Botaniſchen Gartens offenbarte, hat er ſich auch als ausgezeichneter Arzt bewährt und iſt als Botaniker eine Autorität erſten Ranges. Aus einer glücklichen Ehe iſt ihm auch ein Sohn entſproſſen, der, auf des Vaters Bahnen

fortwandelnd, ſich ebenfalls dem ärztlichem Berufe gewidmet, in Deutſchland ſtudirt, in der Alten und Neuen Welt große Reiſen gemacht und werthvolle Sammlungen mit heimgebracht hat. Mit beſonderm Eifer widmet er ſich ſeit Jahren der Erforſchung indianiſcher Alterthümer, hat in Miſſouri, Illinois und andern Staaten eine Menge Ausgrabungen ſelbſt geleitet und in ſeinem ſtattlichen Hauſe in Saint-Louis ein Muſeum angelegt, welches in überſichtlicher Ordnung alles vereinigt, was er an indianiſchen Alterthümern gefunden und erworben. Vieles davon führt in uralte Zeiten zurück und dient zur Beſtärkung der Annahme, daß die nordamerikaniſchen Rothhäute losgeriſſene, verkümmerte Zweige eines Volksſtammes ſind, deſſen einſtige Culturzuſtände auf einen engen Zuſammenhang mit denen der älteſten aſiatiſchen Völker hinweiſen.

Wie das Erklimmen hoher Berge langſamer vor ſich geht als das Herabſteigen davon, ſo gewinnen auch die Völker nur nach langem Aufſtreben eine Culturhöhe, welche immer ſchwer zu behaupten, aber leicht zu verlieren iſt. Jahrzehnte der Verwilderung können die Bildungserrungenſchaften von Jahrtauſenden zerſtören. Die Verwilderung wird nicht allein durch Kriege herbeigeführt, ſondern fängt ſchon da an, wo die Gewöhnung an geregelte Arbeit aufhört....

Dem großen Empfang in der Germaniahalle ſollte ſchon am zweiten Tage nach meiner Ankunft eine andere Feſtlichkeit folgen, welche einen mehr excluſiven Charakter trug. Die Alma mater von Saint-Louis, die nur akademiſch gebildete Deutſche zu ihren Mitgliedern zählt, veranſtaltete ein Banket, welches bei ſehr zahlreicher Betheiligung einen glänzenden Verlauf nahm.

In der neunten Abendſtunde erſchienen Dr. Caſtelhun und Dr. Guſtav Fiſcher, um mich nebſt Mayor Overſtolz nach dem Feſtlocale bei Tony Fauſt abzuholen. In dem prächtig decorirten Saale waren die deutſchen Farben vorherrſchend; dazwiſchen erblickte man die Farben der verſchiedenen deutſchen Landsmannſchaften. Die vier langen Tafeln, an welchen etwa 80 Perſonen

Platz nahmen, waren reich mit Blumen geschmückt. Ich erhielt meinen Sitz an der Haupttafel zwischen dem Präsidenten der Alma Mater und Dr. Praetorius. Mir gegenüber saßen die Herren Dr. Castelhun, Karl Dänzer, der ehrwürdige Dr. Georg Engelmann und Dr. Bremer, der zu dem Banket von Belleville herübergekommen war. Meine übrigen Tafelgenossen waren der deutsche Consul Gerlich, Dr. Gebser, Dr. Weigel, Dr. Fischer, Dr. Sonneschein, G. A. Finklenburg, A. Theodor Meier, F. Harrsen, Anton Witter und H. Tiedemann aus Belleville.

Als der Präsident mich der Gesellschaft als Ehrengast der Alma Mater vorgestellt hatte, erhob sich Dr. Castelhun, um mich in einem längern Gedicht zu begrüßen, das mit rauschendem Beifall aufgenommen wurde, den es auch wol verdiente, besonders der charakteristischen Strophen wegen, die auf Amerika Bezug haben, weshalb ich diese Strophen hier einschalte mit Hinweglassung der andern, welche mein eigenes Lob singen:

Du gingst, des Ostens Weisheit zu ergründen,
Und konntest nur in diesem Spruch sie finden:
„Freut euch des Weins, genießt der Liebe Glück!“
Von Freiheit aber und von höh'rem Streben,
Von Frauenwürde und Familienleben
Bot leider nichts sich deinem Forscherblick.

Ein andres Schauspiel wirst du hier gewahren,
Ein rastlos schaffend Volk, noch jung an Jahren,
Das wie nach Reichthum so nach Bildung ringt,
Das rodet, Städte baut und Staaten gründet,
Mit Draht und Eisenbahnen sie verbindet
Und jede Kraft in seine Dienste zwingt.

Ein tüchtig Volk, wie wen'ge noch erstanden,
In dem Europas beste Säfte branden,
Die mächt'gen Stroms nach Westen sich gewandt,
Ein Volk, das rasch fürs Beff're sich entzündet,
Die Menschenrechte laut der Welt verkündet
Und jedem Fremdling beut ein Vaterland.

Und überall, im Osten wie im Westen,
Begrüßen dich der Freiheit starke Festen,
Die freie Schule und das freie Wort.
Du siehst die Kinder froh zum Lernen eilen,
Den Mann der Arbeit gern beim Lesen weilen,
Bis ihn zum Tagwerk ruft die Glocke fort.

Und staunen wirst du, kaum den Augen trauen,
Erblickest du des Abendlandes Frauen;
Denn schön're hast du selten wol geschaut.
Das thut die Freiheit, die hier wirkt und waltet,
Die geistig bildet, seelenvoll gestaltet:
„Es ist der Geist, der sich den Körper baut!"

Mirza-Schaffy, dies alles wirst du sehen,
Doch werden dir auch Fehler nicht entgehen,
Die Eigenliebe gern als Tugend preist.
O lasse nicht vom Scheine dich bestechen,
Der Thorheit wage kühn den Stab zu brechen,
Hoch schätzt ein freies Volk den freien Geist.

Die schlau sich in der Tugend Mantel hüllen
Und gegen Wein und Sonntagsfreuden brüllen,
O, schon' des Abendlandes Muftis nicht!
Die stolz und hoch den leeren Schädel tragen,
Mit vielen Worten wenig Weisheit sagen,
O, über diese Mollas halt' Gericht!

Es folgten dann sehr gelungene Reden von Dr. Bremer aus Belleville und Dr. Emil Preetorius. Hierauf brachte zur Abwechselung Dr. Gustav Fischer einen anmuthigen Toast in Versen aus und Dr. Starkloff von Carondolet ließ in zündenden Worten, die einen Sturm von Beifall hervorriefen, den allverehrten Mayor Overstolz leben. Endlich hielt noch Dr. Sonneschein eine von Witzfunken blitzende Rede, welche sehr dazu beitrug, die heitere Stimmung der Gesellschaft zu nähren. So verlief — da auch Speisen und Getränke vortrefflich waren — alles aufs beste, und der Wunsch, dem Dr. Bremer in seiner Rede Ausdruck gab: daß Saint-Louis in meinem Kranze deutsch-amerikanischer Er-

innerungen nicht das kleinste Blatt bilden möge, ist in Erfüllung gegangen.

Das schöne Fest währte bis tief in die Nacht hinein; ich kam erst drei Uhr morgens ins Bett und gegen neun Uhr wieder heraus, um mit Mayor Overstolz eine längere Ausfahrt zu machen, da Sonntag im Kalender stand, der einzige Tag, an welchem die vielen Amtsgeschäfte seine Freiheit der Bewegung nicht hemmten.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, als wir erst durch die Hauptstraßen der Stadt und dann über die majestätische Brücke fuhren in die meilenweit sich ausdehnenden jungen Parkanlagen hinein, von welchen sich noch viele Reste des alten Urwalds abheben als Zeugen der nicht lange vergangenen Zeit, da noch alles hier Wildniß war. Unter den Bäumen ragten besonders hervor mächtige Platanen, Ulmen, Eschen und schwarze Walnußbäume, deren Stämme das beste Material zu den eleganten amerikanischen Equipagen liefern. Aus den Parkanlagen fuhren wir in den großen Botanischen Garten, den ein alter reicher Engländer, Mr. Henry Shaw, der Stadt gestiftet hat, welcher, mit Dr. Georg Engelmann befreundet, in diesem den besten Rathgeber und Mitarbeiter bei seinem Bestreben gefunden, die großartige Anlage, die den Namen des Stifters trägt, zu einer Musteranstalt zu machen. Stiftungen dieser Art, durch welche der Reichthum des Einzelnen wissenschaftlichen, gemeinnützigen Zwecken geopfert wird, kommen in Amerika häufiger vor als bei uns. Ich hatte dergleichen auf meiner Reise schon viel gesehen, aber noch nie einen der Stifter, und ließ mich daher leicht von Mayor Overstolz zu einem Besuche bei dem ihm befreundeten Mr. Shaw bewegen. Wir hielten vor einem zierlichen Eisengitter, welches herrliche Park- und Gartenanlagen umschloß und dessen hohe Pforte bald vor uns aufsprang, als der Pförtner meines Begleiters ansichtig wurde. Wir stiegen aus und gingen zu Fuß nach der im Hintergrunde des Parks aus einer Umgebung von sorgfältig gepflegten Blumenbeeten schloßartig aufragenden Villa, wo uns der alte Herr mit großer Freundlichkeit empfing. Er

hatte in den Zeitungen gelesen, daß mich meine Wanderungen in jüngern Jahren nach Rußland geführt, und erzählte mir gleich, daß er sich dort längere Zeit aufgehalten habe. Rußland war die Quelle seiner Reichthümer gewesen, aber zu bleibendem Aufenthalt hatte es ihn nicht verlockt; auch in England gefiel ihm das Leben nicht mehr, und so kam er nach Amerika, um seine Tage in Saint-Louis zu beschließen, fortwährend mit Ausführung der großartigsten Pläne beschäftigt, die der Stadt seiner Wahl ein Vermächtniß sicherten, in welchem sein Name unvergänglich fortblühen sollte.

Die Unterhaltung mit dem schlichten, klugen, wetterfesten Manne, der ein zufriedenes Junggesellenleben führte in fürstlicher Einsamkeit, machte sich bequem und angenehm, aber wir konnten nur eine halbe Stunde bei ihm verweilen, da mehr als die Hälfte des Tages schon verstrichen war und uns noch zeitraubende Aufgaben bevorstanden. Zunächst mußte ich einer freundlichen Einladung des Concordia-Turnvereins folgen, wobei Mayor Oberstolz die Liebenswürdigkeit hatte, mich zu begleiten. Er ließ sein feuriges Zweigespann ausgreifen, als ob es sich um ein Wettrennen handelte, und dennoch kamen wir weit später an, als wir erwartet wurden.

Das ganze Gebäude prangte in festlichem Schmucke, und bei unserm Eintritt in die große Halle war diese schon bis auf den letzten Platz gefüllt. Wir wurden auf die hohe Plattform geführt, wo der Sprecher, Herr John A. Ballinger, mich der Versammlung unter großem Jubel von alt und jung vorstellte. Er begrüßte mich dann in einer kernhaft deutschen, herzlichen und wohlgefügten Rede, welche mit der Bitte schloß, meinen Namen als Ehrenmitglied des Concordia-Vereins eintragen zu lassen. Diese Bitte wurde natürlich gern gewährt und ebenso gern schrieb ich ein paar Verse zum Andenken in ein mir vorgelegtes Exemplar des „Mirza-Schaffy", welches der Vereinsbibliothek angehörte. Nachdem ich dann noch einmal durch ein dreifaches „Gut Heil", in welches die ganze Versammlung jubelnd einstimmte, be-

grüßt worden war, sprach ich in kurzer Rede meinen herzlichen Dank für den so freundlichen Empfang aus und meine Freude, so viele liebe Landsleute aus allen Gauen des alten Vaterlands hier am Mississippi in so guter Eintracht und gehobener Stimmung beisammen zu finden.

Nun wurde Mayor Overstolz durch den Sprecher der Versammlung vorgestellt in Worten, die einen Sturm von Beifall hervorriefen und dem Vorgestellten ebenfalls zu einer kurzen Rede Anlaß gaben, welche zündend wirkte.

Als der Beifallssturm sich gelegt hatte, scharten die Zöglinge der Gesangssection sich um ihren Lehrer, Professor Bumiller, und trugen in lieblicher, frischer Weise die beiden schönen Lieder: „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen" und „Im Wald" vor.

Hierauf folgten die Keulenübungen der Mädchen und die Stabexercitien der Knaben, die mich insgesammt schon durch die freie Sicherheit ihres Aufmarsches in Erstaunen setzten und ihre Uebungen mit einer Präcision durchführten, welche nichts zu wünschen übrigließ. Es machte mir wirklich große Freude, den jungen Nachwuchs der deutschen Turngemeinde von Saint-Louis in so guter Haltung und Führung zu sehen und dazu so sauber gekleidet, daß alles den günstigsten Rückschluß auf die Aeltern gestattete, welche ihren Kindern schon von früh auf eine so sorgfältige Pflege und Ausbildung des Körpers angedeihen lassen. . . .

Nach dem langen Aufenthalt in der großen Halle mußten wir uns beeilen, nach Hause zu kommen, denn zu Tisch wurden Gäste erwartet und gleich nach Tisch hatten wir in Pope's Theater zu erscheinen, wo mir zu Ehren eine Festvorstellung stattfinden sollte, eingeleitet durch einen von E. A. Zuendt gedichteten und von Herrn Otto vorzutragenden Prolog. Schon am Morgen bei der Fahrt durch die Stadt hatte mich mein Gastfreund auf die mannshohen Zettel aufmerksam gemacht, welche, in langen Reihen an den Mauern klebend, mit weithin lesbaren Riesenlettern das Ereigniß des Abends verkündeten. Obgleich ich natürlich von der mir zugedachten Ehrenbezeigung schon vorher in Kenntniß gesetzt war,

überſchlich mich doch beim Anblick der großen Ankündigungen ein gelinder Schrecken, da ich aus Erfahrung wußte, daß es bei ſolchen Gelegenheiten ohne eine Erwiderungsrede nicht abgeht, und ich doch keine Möglichkeit ſah meine Gedanken ein wenig zu ſammeln, um nicht blos zu ſprechen, ſondern auch etwas zu ſagen. Indeſſen blieb mir nichts übrig, als mich in mein Schickſal zu fügen. Das große Theater war ſchon gefüllt als wir eintrafen und in der rechten Proſceniumsloge unſere Plätze angewieſen bekamen. Bald darauf rauſchte der Vorhang in die Höhe und Herr Otto trug den Zuendt'ſchen Prolog ausdrucksvoll mit guter Betonung vor, reichen Beifall dafür erntend.

Nun mußte ich mich aber auch dem Publikum zeigen, betrat jedoch nicht die Bühne, ſondern ſprach, mich aus der Loge vorbeugend, ſo gut es im Augenblick gehen wollte, wobei jedoch das Beſte fehlte, nämlich eine weithin tönende Stimme, die mir leider nicht zu Gebote ſteht. Eben das Bewußtſein dieſes Mangels iſt es auch, was mich beim Reden vor großen Verſammlungen immer einigermaßen befangen macht.

Aus dem Zuendt'ſchen Prolog kann ich natürlich die mir perſönlich geltenden Verſe nicht anführen, aber aus dem Eingange, der ſich in mehr allgemeinen Betrachtungen über Kunſt ergeht, mögen hier einige Stellen folgen:

Ein Roſenband vereint die geiſtige Welt;
So zart es iſt, ſo feſt iſt es geſchlungen,
Aus tauſend Blüten iſt es hergeſtellt,
Was es umſchließt, das lebt in tauſend Zungen,
Das Edelſte, das Beſte hält's zuſammen
Und dämpft des Haſſes, nährt der Liebe Flammen.

Es iſt der Künſte lieblicher Verein,
Der wie die Herzen, ſo die Geiſter bindet.
Was kann der Werth des Menſchenlebens ſein
Wo ſie nicht ſind, nicht *ihre* Spur ſich findet! —

Wer in dem Wort des Denkens Macht erſchloß,
Wer aus dem Stein ein Götterbild geſchaffen,
Wer in der Töne Strom ſein Herz ergoß,

Wer siegreich kämpfte mit des Geistes Waffen:
Um dessen Stirne windet sich der Kranz,
Der unvergänglich duftet, grünt und blüht;
Aus seinem Auge strahlt des Lichtes Glanz,
Das nie erlischt, solang' die Sonne glüht.

Nicht Nord und Süd, nicht Westen und nicht Osten
Gibt's für der Götter Schoßkind Phantasie;
Der mag der Hesperiden Früchte kosten,
Dem sie die nimmer müden Schwingen lieh:
Es sprossen Blumen unter seinen Tritten,
Sein Odem wird zu holden Melodien,
Und wo er seine Schritte hemmt, da schütten
Die schattigen Zweige Blüten über ihn. . . . .

Aufgeführt wurde „Die bezähmte Widerspenstige" in gutem Zusammenspiel. Besondern Beifall fand Herr Rieckhoff als Petruchio.

* * *

Auf einer Fahrt, die ich mit Mayor Overstolz nach dem Zoologischen Garten machte, fielen mir dort die ersten Exemplare des großen amerikanischen grauen Bären (Grizzly bear) und des zierlichen Prairie-Hundes (Prairie dog) in die Augen, der meine Aufmerksamkeit mehr fesselte als alle übrigen Thiere. Ich habe dieses reizende und possierliche Geschöpf, das klügere Augen hat als mancher Mensch — um nicht zu sagen als die meisten Menschen — später in Hunderten von Exemplaren in den Salbeiwüsten angetroffen, durch welche mein Weg nach Californien führte, und das letzte Exemplar, das ich gesehen, hat mir denselben wundersamen Eindruck gemacht wie das erste. Allein bis heute ist mir unbegreiflich geblieben, warum es Prairie-Hund genannt wird, da es in den Prairien gar nicht vorkommt und mit einem Hunde nicht mehr Aehnlichkeit hat als ein kleiner Affe.

In den sogenannten Plains, grauen, endlosen Flächen, wo nichts wächst als der scharfriechende wilde Salbei (sage-brush) und das niedrige, haarfeine Büffelgras (buffalo-grass), findet

man die in großer Ausdehnung ſich hinziehenden „Prairie dog towns“ (Prairie-Hunde-Städte), die nichts ſind als untereinander in Zuſammenhang ſtehende Aushöhlungen kleiner Bodenerhebungen, deren jede eine Oeffnung hat, groß genug, um eine ausgewachſene Klapperſchlange hindurchſchlüpfen zu laſſen. Die Prairie-Hunde wohnen nämlich nicht allein, ſondern in Gemeinſchaft mit Klapperſchlangen und kleinen Eulen, und gerade die Gaſtfreundſchaft, welche ſie dieſen ſeltſamen Schlafgenoſſen erweiſen, läßt die muntern Thiere ſo intereſſant erſcheinen. Ob die gewöhnliche Annahme, daß auf jeden Prairie dog eine Klapperſchlange und zwei Eulen kommen, richtig iſt, dürfte ſchwer zu ermitteln ſein, denn um die Erdhöhlen zu unterſuchen, muß man ſie erſt zerſtören, und während dies geſchieht, ſind die Bewohner längſt verſchwunden. Richtig iſt es aber, daß die klugen Hunde die alleinigen Baumeiſter ihrer Städte ſind, während ſie die Bewachung derſelben mit den Eulen theilen. Ihr gelblich erdfarbenes Fell ſtimmt zu ihrer Umgebung und läßt ſie wie einen verkörperten Auszug derſelben erſcheinen. In ihrer Geſtalt gleichen ſie mehr Kaninchen als Hunden, aber in ihrem Weſen ſind ſie ganz eigenartig. Mit affenartiger Geſchwindigkeit der Bewegung verbinden ſie eine freie, entſchloſſene Haltung ganz erſtaunlicher Art. Aus ihren großen Augen blitzt zugleich Klugheit und Muth. Ich habe es öfter erlebt, daß ein Prairie-Hund ganz dicht an den haltenden Bahnzug herankam und die an den Fenſtern ſitzenden Paſſagiere muſterte, als ob er Bekannte unter ihnen ſuchte. Die furchtloſen Thiere laſſen ſich durch die vorüberbrauſenden Züge nicht von ihren Wachtpoſten vertreiben, auf welchen ſie, abwechſelnd mit den Eulen, den Dienſt verſehen. Der Prairie-Hund hält auf dem kleinen Erdhügel, unter welchem er ſeine Wohnung hat, die Wache immer aufrecht ſtehend, die Vorderpfötchen wie auf der Bruſt gekreuzte Arme haltend. So ſpäht er, ſich oft wendend, ſcharf nach allen Seiten aus, um, wenn Gefahr droht, ſeinen Schützlingen Kunde davon zu geben. Wo die Eulen Wache halten, ſind es ihrer gewöhnlich zwei auf einem Hügel, die einander den Rücken zukehrend nach

verschiedenen Seiten ausspähen. Mir erschien dieses seltsame Schauspiel so interessant, daß es meine Augen oft mehr fesselte als die schneebedeckten Gebirgszüge an den Rändern der Wüste. Wie kommt der Prairie-Hund dazu, mit Eulen und Klapperschlangen gemeinsam zu hausen, und wie verständigen sich diese Thiere untereinander? Diese Frage wußte mir niemand zu beantworten.

Im Zoologischen Garten zu Saint-Louis hielt man die in der Wildniß zusammenlebenden Thiere getrennt, allein die Prairie-Hunde standen dort ebenso auf ihren Posten, sahen uns ebenso furchtlos an und machten dieselben drolligen Manöver, wie ich es später in den Plains fand.

* * *

Wenn Mayor Overstolz durch seine Amtsgeschäfte verhindert war, mich auf meinen Ausflügen und Besuchen zu begleiten, trat sein junger Schwager, Attorney Espenshed, an seine Stelle; auch Dr. Georg Engelmann stellte mir täglich seinen Buggy zur Verfügung, den der alte Herr mit einer Kühnheit lenkte, daß mir zuweilen Hören und Sehen verging bei dem schnellen Fahren. Ich machte so viele Bekanntschaften, daß ich sie hier nicht alle anführen kann, sondern nur bemerken, daß sie alle mehr oder weniger beitrugen, meine guten Eindrücke zu mehren. Zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehört mein Verkehr mit den Herren Preetorius und Gerlich, von denen ich in längern Unterhaltungen mancherlei lernen konnte, um meine Beobachtungen zu bestätigen und zu berichtigen. Emil Preetorius hat, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Karl Schurz, der lange Jahre in Saint-Louis lebte und an der „Westlichen Post" betheiligt war, dieses Blatt zu großem Aufschwung und Ansehen gebracht.

Dr. Gerlich, unser trefflicher Consul in Saint-Louis, hatte dort, kurz nach seiner Ankunft, vor ein paar Jahren eine Heimsuchung zu bestehen gehabt, die ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Er wohnte mit seiner jungen Gemahlin im dritten Stock eines

Riesenhotels (der Name ist mir entfallen), in dessen unterm Geschoß zur Nachtzeit Feuer ausbrach, welches so rasch um sich griff, daß dem jungen Ehepaar keine andere Aussicht zur Rettung blieb, als ein gewagter Sprung durchs Fenster, der schwere Verletzungen zur Folge hatte. . . .

Saint-Louis gilt unter den großen Städten Amerikas vorzugsweise als diejenige, in welcher der Deutsche sich am leichtesten heimisch fühle. Es soll, wie mir alte Ansiedler gesagt, selten vorkommen, daß Eingewanderte, die etwas vor sich gebracht, in die alte Heimat zurückkehren. Dasselbe habe ich übrigens auch vielfach in Cincinnati und Milwaukee von den dort ansässigen Deutschen gehört. Einen Vorzug hat Saint-Louis jedenfalls in seinem mildern Klima, das auch außerhalb des Hauses zu einem behaglichern Leben einladet. Im übrigen schienen sich die Deutschen in Cincinnati und Milwaukee ebenso wohl in ihrer Haut zu fühlen wie die in Saint-Louis, und wenn hier Vergleiche angestellt wurden, so hatte man dabei keine andern Städte im Auge als das in rastloser Unruhe vorwärts strebende Chicago und das kosmopolitische New-York.

Während meines Aufenthalts in Amerika schwoll die Einwandererflut aus Europa zu einer Höhe an, daß überall Anstalten getroffen werden mußten, um sie in die rechten Bahnen zu lenken. So bildete sich auch in Saint-Louis ein Immigranten-Comité, welches Aufrufe an die Bevölkerung des Staates Missouri ergehen ließ, Zweigvereine zu organisiren und aus allen Counties Berichte einzusenden über die Vortheile und Bürgschaften, welche neue Ansiedler dort zu erwarten hätten. Im April 1880 fand in Saint-Louis eine große Convention statt, welche Mayor Overstolz durch eine Rede eröffnete, die unter dem Titel „The city of St. Louis: its history, growth and industries" gedruckt erschienen ist und in großen Zügen alles über Stadt und Staat Wissenswerthe enthält. Es wird darin nachgewiesen, daß die Entstehung der Stadt im Herzen des Westens gleichsam eine Naturnothwendigkeit gewesen sei, und daß ihre Entwickelung daher auch

einen eigenartigen Charakter aufweise, der sie von allen andern Städten unterscheide. Sie habe sich immer von abenteuerlichen Wagnissen und alles aufs Spiel setzenden Speculationen fern gehalten und daher oft hören müssen, daß es ihr an kühnem Unternehmungsgeiste fehle; allein eben in diesem Mangel, den man ihr zum Vorwurf mache, erblicke sie ihren Vorzug, da sie ihr Glück nicht in ungeheuerlichen Sprüngen suche, die leicht zum Sturze führten, sondern in stetigem, ersprießlichem Fortschritt, der im Innern das Gedeihen auf fester Grundlage sichere und nach außen Vertrauen erwecke. Trotzdem sei das Wachsthum der Stadt ein erstaunliches gewesen, wie schon die Vermehrung der Einwanderung schlagend beweise: im Jahre 1827 zählte die Stadt kaum ein Dutzend deutscher Familien und heute übersteigt die deutsche Bevölkerung die Zahl 100000!

In dem Bericht des Mayors ist die Gesammtzahl der Bevölkerung der Stadt auf 600000 angegeben, weil er die zahlreichen Nachbarorte als Vorstädte mit eingerechnet hat. Das ist in der amtlichen Volkszählung von 1880 nicht geschehen und diese gibt deshalb für Saint-Louis nur die Einwohnerzahl von 310864 an.

Die Bevölkerung des ganzen, durchweg fruchtbaren Staates Missouri beläuft sich nur auf 2,300000, läßt also der Einwanderung noch auf lange Jahre einen weiten Spielraum offen.

Das Verhältniß der Hauptstadt zum Staate in Bezug auf Einkommen und Steuern stellt sich in folgenden Zahlen dar. Im Jahre 1878 wurden die steuerbaren Besitzwerthe des Staats auf 415,868365 Dollars, die der Stadt Saint-Louis auf 173,670620 Dollars geschätzt. Da diese Schätzung diejenige des vorhergegangenen Jahres fast um 10 Millionen Dollars überstieg, so läßt sich daraus ein Schluß auf die Steigerung der vier Jahre ziehen, welche seitdem wieder vergangen sind und einen gewaltigen Aufschwung im Handel und Verkehr erzeugt haben. So betrug z. B. die Einfuhr von Weizen im Jahre 1877 8,274151 Bushels und im Jahre 1879 17,093362 Bushels, also binnen zwei Jahren

eine Zunahme von mehr als hundert Procent. Die Einfuhr von Baumwolle ſtieg in derſelben Zeit von 217734 auf 472436 Ballen, und in demſelben Verhältniſſe geht es fort durch alle übrigen Waaren, welche Saint-Louis zu Schiffe den Miſſiſſippi hinabſendet oder aus dem Süden und Weſten zu Lande dem Oſten zuführt. Neben ſeinem großartigen Handel hat es auch eine anſehnliche Induſtrie und beſchäftigt gegen 50000 Arbeiter in Eiſenwerken, Zuckerraffinerien und Fabriken verſchiedener Art.

Man merkt es der Stadt nicht mehr an, daß ſie bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges die Metropole eines Sklavenſtaats geweſen, deſſen Bevölkerung damals zum zehnten Theile aus Schwarzen beſtand. Die Deutſchen dürfen ſich rühmen, unter den Vorkämpfern gegen die Sklaverei in erſter Linie geſtanden zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

Belleville und die deutſchen Anſiedler im County Saint-Clair. Uebergänge nach Californien.

Durch meinen Ausflug nach Belleville, wohin Attorney Eſpenſhed die Freundlichkeit hatte mich zu begleiten, wurde mein Aufenthalt in Saint-Louis nur um wenige Tage unterbrochen. Doch wollte ich dieſe Unterbrechung nicht in meine Schilderung übertragen und habe deshalb das Kapitel über Saint-Louis im Zuſammenhang geſchrieben. Denn obwol, wie ſchon früher hervorgehoben wurde, zwiſchen den gebildetern Deutſchen von Saint-Louis und Belleville ein lebhafter Verkehr und eine Gemeinſamkeit geiſtiger Intereſſen beſteht, ſo ſind die beiden Städte doch an ſich ſehr verſchieden voneinander und gehören zudem zwei verſchiedenen Staaten an.

Von Saint-Louis nach dem ſüdöſtlich gelegenen Belleville iſt nur ein Sprung, aber dieſer Sprung führt aus dem Staate Miſſouri in den Staat Illinois, und mich ſollte er zugleich aus dem Frühling wieder in den Winter führen, der freilich inmitten grüner Fluren nur als eine rauhe Aprillaune erſchien, aber doch Kälte genug brachte.

Um Mittag des 6. April kamen wir in Belleville an, wo uns Exgouverneur Körner, Dr. Bremer, Superintendent Cramer und noch einige Herren auf dem Bahnhofe empfingen und von dort nach dem Körner'ſchen Hauſe geleiteten, wo alle zum Gabelfrühſtück

blieben. Es befand sich in der Gesellschaft auch Herr Kurt von Heinfelder, eine noch jugendliche, sehr sympathische Erscheinung. Er war früher preußischer Offizier gewesen und ist jetzt Herausgeber des belleviller deutschen Journals „Der Beobachter".

Nach dem Frühstück, welches bei sehr munterer Unterhaltung verlief, machte Körner mit mir eine längere Fahrt durch die wohlangebaute Umgegend, welche in der Abwechselung ihrer wellenförmig weitgeschwungenen Bodenerhebungen eine Fülle anmuthiger Landschaftsbilder entrollte. Den Abend brachte ich beim Kaminfeuer in der Familie zu, wo jeder ein gutes Stück Lebensgeschichte zu erzählen hatte, vor allem aber der vielerfahrene Hausherr, der als junger Rechtsgelehrter schon im Jahre 1833 nach Illinois gekommen, von vornherein nach wohldurchdachtem Plan sein Leben hier so einrichtete, wie er es noch jetzt weiter führt. Bereits ein Jahr vor ihm hatten sich die zu seiner nähern Verwandtschaft gehörigen Gebrüder Hildgard aus Speier in der Rheinpfalz im County Saint-Clair angesiedelt und bedeutendes Grundeigenthum erworben. Den Spuren dieser Hildgards, wovon der ältere in München, Heidelberg und Paris die Rechte, der jüngere in Hohenheim die Landwirthschaft studirt hatte, folgte Körner mit einer ganzen Karavane von Freunden und Verwandten, an deren Spitze Friedrich Engelmann als Haupt einer zahlreichen Familie stand. Auch ihn hatten die verlockenden Berichte Duden's nach Missouri gezogen, wo er sich ganz nahe bei den Besitzungen seiner Neffen Hildgard auf einem Hügelabhang ankaufte, der von Belleville in nordöstlicher Richtung nach Lebanon läuft. Zu Bacharach am Rhein 1779 geboren, stand er schon in der Mitte der Funfziger, als er in die Neue Welt übersiedelte. Sein Vater Theodor Erasmus Engelmann war erster reformirter Prediger und geistlicher Inspector der Stadt, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit und von seiner Gemeinde wie ein Patriarch verehrt. Friedrich studirte mit besonderm Eifer Mathematik und Naturwissenschaften, wurde schon früh als Regierungsgeometer angestellt und war zur Zeit seiner Auswanderung Forstmeister zu Winnweiler im bai-

rischen Rheinkreise. Alle, die ihn gekannt haben, rühmen seinen vortrefflichen Charakter, seine imposante Gestalt und den unwiderstehlichen Zauber, den er auf jeden übte, der mit ihm in Berührung kam. Sein ältester Sohn Theodor hatte in Heidelberg, Jena und München die Rechte studirt, betheiligte sich aber 1833 an dem Frankfurter Attentat, flüchtete durch Frankreich nach Havre und traf noch glücklich mit seiner Familie vor deren Einschiffung nach den Vereinigten Staaten zusammen. Er hat sich ebenfalls im County Saint-Clair niedergelassen, eine Zeit lang in Belleville die Rechtspraxis betrieben, aber später mit größerm Eifer auf einer Farm den Weinbau, in welchem er als Autorität gilt. Dasselbe wird seinem jüngern Bruder Adolf nachgerühmt, der auch seine Laufbahn als Advocat begonnen, aber als der Krieg gegen Mexico ausbrach, mit ins Feld zog, in der Schlacht von Buena-Vista schwer verwundet wurde, und erst ein Jahr später den Gebrauch seiner Glieder wiedergewann. Er machte dann eine Reise nach Deutschland, und derselbe Eifer, mit welchem er für sein neues Heimatland gekämpft hatte, trieb ihn in die Reihen der Schleswig-Holsteiner, als diese, von den andern deutschen Mächten verlassen, 1850 allein den Kampf gegen Dänemark aufnahmen. Der unglückliche Ausgang dieses Krieges führte ihn nach Illinois zurück, wo er die Farm seines Bruders, der zur See verunglückt war, übernahm. Das Kriegsjahr 1861 fand ihn als Landwirth und Obstzüchter, und namentlich als erfolgreichen Weinbauer. Er verließ sein Heim und seine junge Frau und wurde als schon in zwei Feldzügen erprobter Offizier zum Oberstlieutenant des 43. Infanterieregiments von Illinois erwählt. In der blutigen Schlacht von Shiloh, wo der Oberst fiel, erhielt Engelmann das Commando des hart mitgenommenen Regiments, schlug damit bei Jackson in Tennessee Forrest's Cavalerie zurück und führte dann drei Jahre eine Brigade. Nach dem Friedensschluß verließ er als Brigadegeneral die Armee, um sich in seinem ländlichen Heim wieder ganz den Arbeiten des Friedens zu widmen. Als ich ihn am Tage nach meiner Ankunft in Belleville auf seiner ein paar

Stunden davon entfernt liegenden Farm beſuchte, wußte ich noch nichts von ſeinen kriegeriſchen Erlebniſſen. Er erſchien mir als der ſchönſte Mann, den ich bis dahin in Amerika geſehen. Große, feurige, blaue Augen, edelgeformte Geſichtszüge und eine ſtattliche Geſtalt vereinten ſich, ſeine Erſcheinung zu einer auffallenden zu machen. Beſonders fiel mir bei den 55 Jahren, die er ſchon zählte, ſeine noch jugendlich freie Haltung und die friſche Röthe ſeiner Wangen auf, die ihm kaum das Ausſehen eines Vierzigers gaben. Er war uns unbedeckten Hauptes entgegengekommen, als wir aber das Haus verließen, um unter ſeiner Führung eine Wanderung nach dem in einiger Entfernung davon liegenden Familienbegräbniß anzutreten, trug er eine Soldatenmütze, und durch dieſe erſt bin ich auf die Spur ſeiner frühern militäriſchen Laufbahn gekommen, von welcher, ohne meine Fragen, gar nicht die Rede geweſen ſein würde. Die wenigen Einzelheiten, die ich oben davon mitgetheilt, habe ich auch nicht ihm, ſondern dem Buche G. Körner's: „Das deutſche Element in Amerika", entnommen, denn er ſelbſt ging über ſeine Kriegsfahrten ſo flüchtig wie möglich hinweg, und ſprach am liebſten von ſeinem Obſt- und Weinbau, durch welchen er ſich im ganzen Lande einen großen Ruf erworben hat. Nicht weit von ſeiner Farm lag diejenige ſeiner Schweſter (oder Schwägerin), einer verwitweten Frau Engelmann, bei welcher wir mit ihm zu Tiſch blieben und ſeine eigenen Weine durchkoſteten. Dieſes „wir" bezieht ſich auf die liebenswürdige Frau Körner, die mich zu dem Ausflug veranlaßt hatte, und auf ihren Sohn, der ſein Zweigeſpann dabei ſelbſt lenkte. Beiden fühlte ich mich ſehr zu Dank verpflichtet, daß ſie mir durch dieſe Fahrt, welche den ganzen Tag in Anſpruch nahm, ſo bequeme Gelegenheit geboten, das Landleben im County Saint-Clair im Verkehr mit den älteſten und intereſſanteſten deutſchen Anſiedlern kennen zu lernen.

Wälder und Felder prangten ſchon in friſchem Grün, die Pfirſich- und Apfelbäume in den wohlgepflegten Gärten ſtanden in voller Blüte, und wenn es dazwiſchen, wie ich es erlebte, noch

ein bischen fror und schneite, so konnte das nur meine Erinnerungen an Deutschland auffrischen, wo der Kampf des Winters mit dem Frühling sich oft bis in den Mai hineinzieht. An Deutschland wurde ich überhaupt auf Schritt und Tritt erinnert, ja, es wollte mich fast bedünken, als ob echt deutsche Art und Weise sich unter den Ansiedlern im County Saint-Clair reiner erhalten habe, als man sie bei uns heutzutage insgemein findet. Das erklärt sich daraus, daß diese Ansiedler, welche alle aus gebildeten, zum Theil auch wohlhabenden Familien stammen, nicht als Abenteurer in die Neue Welt zogen, sondern in geordneten Verhältnissen kamen, um sich und ihren Kindern ein neues Heim zu gründen, welches ihnen größere Vortheile und Freiheit der Bewegung bot als das alte. Sie waren hier die ersten Träger einer höhern Cultur, als sie vorfanden, und hielten, im vollen Bewußtsein dieses Vorzugs, der keines Flitterstaats bedurfte, um sich geltend zu machen, an Brauch und Sitte der alten Heimat mit einer Zähigkeit fest, die sich bis heute nicht verleugnet hat. Ein glücklicher Zufall hat es so gefügt, daß die hervorragendsten Häupter unter den ältern Ansiedlern hier und im nahen Missouri aus deutschen Pfarrhäusern stammten, von welchen G. Körner behauptet, daß sie in ihren Sprößlingen der Auswanderung nach dem fernen Westen die besten Führer geliefert.

Gerade in dieser Zeit socialer und confessioneller Zerfahrenheit in der Alten Welt mag es von allgemeinem Interesse sein zu hören, wie ein Deutscher von hoher Bildung nach fast halbhundertjährigem Aufenthalt in der Neuen Welt über das deutsche Pfarrhaus urtheilt. Ich führe deshalb hier eine der betreffenden Stellen aus dem Körner'schen Buche an, als am besten den Geist veranschaulichend, welcher unter den ältern Ansiedlern von Illinois und Missouri der herrschende geblieben ist:

„Unter den von mannichfachen Uebeln begleiteten Segnungen der Reformation in Deutschland ist vielleicht keine von größerer Bedeutung für unsere Cultur, und besonders unsere Literatur geworden als die Segnung des protestantischen Pfarrhauses. Kein

anderes Volk hat auch nur im entfernteſten eine ſolche Pflanzſtätte der Bildung, der Tüchtigkeit des Mannesſinnes aufzuweiſen. Seine Wirkungen in den drei Jahrhunderten, welche dem Auftreten des kühnen Mönches von Wittenberg folgten, auf das ſittliche Leben in Deutſchland ſind in ihrem Zuſammenhang noch viel zu wenig gewürdigt worden. Wohl iſt es weltbekannt, wie viele unſerer größten Männer und vorzugsweiſe Schriftſteller in dem ländlichen Pfarrhauſe das Licht erblickt haben. Aber auch die weniger begabten Landgeiſtlichen haben nach oben und nach unten mehr an dem Aufbau des deutſchen Volks gearbeitet und ihm ſeinen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt, als irgendeine andere Klaſſe der Bevölkerung. Die auf der Schule, dem Seminar, der Univerſität erlangte gelehrte Bildung ſtieß in dem Pfarramt in den kleinen Städten und Dörfern mit dem praktiſchen, rauhen, egoiſtiſchen Weſen des Landbewohners zuſammen. Der Idealismus mußte ſich nothgedrungen mit dem Realismus abfinden. Die Abwechſelung, welche das Studirſtübchen mit Gottes freier Natur, die geiſtige Beſchäftigung mit oft mühſeliger Handarbeit gab, bildete in der Regel einen kernigen und doch zugleich nach Höherm und dem Höchſten ſtrebenden Stand. Die Mäßigkeit, zu welcher die beſchränkten Verhältniſſe zwangen, erbte ſich fort und wurde zur Quelle vieler Tugenden.... Dieſe durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland verbreiteten Pfarrhäuſer, in denen die verſtändige und liebevolle Hausmutter ſelten fehlte, ſäeten Cultur in Millionen von Landbauern und Arbeitern und ſteuerten der Roheit und Verwilderung, die wir ſelbſt heute noch in den Ländern ſehen, deren Geiſtlichkeit familienlos und deshalb auch vaterlandslos iſt...."

Nicht blos in den Wohnhäuſern auf den Farms ihrer Verwandten, zu welchen Frau Körner mich führte, ſondern auch in ihrem eigenen Hauſe in Belleville fand ich noch eine allen modernen Prunk verſchmähende Einfachheit der Einrichtung, die mich an manches deutſche Pfarrhaus in der alten Heimat erinnerte, wie es mir aus meiner Jugend vorſchwebt. Und doch hat die wür-

dige Frau an der Seite ihres Gemahls, während dieser stellvertretender Gouverneur des Staates Illinois und später Gesandter in Spanien war, eine lange Reihe von Jahren hindurch den Glanz und Prunk der großen Welt nicht blos nach allen Richtungen kennen gelernt, sondern auch mitmachen müssen. Sie wußte sehr hübsch davon zu erzählen, aber sehnte sich nicht danach zurück, weil ihr die einfache Lebensführung, welche ihre Jugend zu einer friedlich glücklichen gemacht, auch im Alter mehr zusagte als das glänzende Zwischenspiel des Hof- und Salonlebens.

Gustav Körner, der bereits im 74. Lebensjahre steht, hat sich, nachdem er, außer den schon genannten, noch eine Menge anderer Aemter versehen (als Mitglied des obersten Gerichtshofs, Präsident verschiedener Commissionen, Oberst des während des Bürgerkriegs von ihm selbst organisirten 43. Illinois-Infanterieregiments u. s. w.), in seinen alten Tagen keineswegs zur Ruhe gesetzt, sondern betreibt die Rechtspraxis, womit er seine Laufbahn begonnen, noch ebenso eifrig, wie er in der Jugend gethan. Sein Sohn Adolf hat mit Glück dieselbe Laufbahn eingeschlagen wie der Vater, auch bereits einen eigenen Hausstand gegründet und war gerade während meines Aufenthalts in Belleville mit dem Bau seines neuen Hauses beschäftigt, welches neben dem väterlichen sich erhebend, dieses einigermaßen ausstechen wird.

Ich war erstaunt über die Menge von Rechtsgelehrten, welche ich in Belleville fand, und doch schienen sie alle zu floriren, ein Beweis, daß es an diesem Gerichtssitze des County Saint-Clair an Processen nicht fehlt.

Die Stadt Belleville hat ihre Bedeutung erst durch die Einwanderung der Deutschen (seit 1833) gewonnen, die zwei Drittheile ihrer noch jetzt kaum die Zahl von 10000 erreichenden Einwohner bilden. Inmitten reicher Kohlenminen gelegen, nährt sie eine bedeutende Industrie, die sich auch zum großen Theil in deutschen Händen befindet. Ihre hervorragendsten Gebäude sind der Justizpalast und eine große katholische Kirche im normannisch-gothischen Stil erbaut und mit einem Kloster und einer Erziehungs-

anstalt verbunden. Die protestantischen Kirchen fallen weniger in die Augen. Die öffentlichen Schulen werden sehr gerühmt.

In der Geschichte der deutschen Einwanderung spielt die kleine Stadt schon dadurch eine große Rolle, daß sie vom Anbeginn die besten Elemente in sich vereinigte und durch diese lebhaftern Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, als die Deutschen in Amerika der Regel nach zu thun pflegen, woher es sich denn auch erklärt, daß ihre politische Machtstellung bei weitem nicht im Verhältniß zu ihrer numerischen Stärke steht. Der Gründe dafür gibt es viele; die gewichtigsten aber sind wol diese: daß anfänglich die große Masse der Einwanderer dem Bauern- und Handwerkerstande angehörte und den besten Theil ihres Lebens hindurch mit näher liegenden Sorgen zu kämpfen hatte als mit politischen; ferner, daß die alte Heimat früher überhaupt nicht dazu angethan war, praktische Politiker zu bilden, und endlich, wie ich oft klagen hörte, daß die Einwanderer das alte deutsche Erbübel des Neides und der Uneinigkeit auch in der Neuen Welt noch immer oft genug offenbaren. Der treffliche Rattermann in Cincinnati bringt über diesen Punkt in seiner Zeitschrift „Der deutsche Pionnier" (Bd. 11, Heft 4) eine Zusammenstellung von Urtheilen und Beispielen, welche beweisen, daß die Israeliten, obgleich in den Vereinigten Staaten zwanzigmal geringer an Zahl als die Deutschen, diese doch an politischer Bedeutung übertreffen. In dem Aufsatze wird unter anderm gesagt: „Noch niemals hat ein Deutscher im öffentlichen Leben dieses Landes einen Rolle gespielt, der nicht von seinen eigenen Landsleuten am grimmigsten verfolgt und angefeindet worden wäre. Wir brauchen gar nicht an die Niederträchtigkeiten zu erinnern, welche früher, und zwar stets von Deutschen, gegen Karl Schurz ausgeheckt wurden, wir dürfen nur erwähnen, mit welchem Haß Brentano in letzter Zeit wieder in Chicago verfolgt worden ist und wie gegenwärtig die deutsche Gesinnungstüchtigkeit es im Westen versucht, sich an den beiden wackern Repräsentanten Deuster und Pöhler zu reiben. Wie kann ein Deutscher Achtung und Rücksicht von den Ameri-

kanern fordern, ſolange dieſe ſehen, daß er an ſeinen Landsleuten keinen Rückhalt hat, daß vielmehr deutſche Zungen und Federn fortwährend beſchäftigt ſind ihn zu untergraben? Nie wird man ein ähnliches Treiben unter den Iſraeliten bemerken, ſie mögen ſich untereinander ebenſo grimmig haſſen, ſie mögen ſich ebenſo unnachſichtig bekritteln, aber es dringt ſelten an die Oeffentlichkeit. Ferner, der Jude darf in dieſem Lande noch ſo reich und noch ſo angeſehen, er darf, wie Auguſt Belmont, ein Matador des Turf und der Börſe werden, er darf ſich im ſocialen Leben vollkommen amerikaniſiren, er wird immer in gewiſſem Rapport mit ſeiner Raſſe bleiben; dieſes verleiht dem Judenthum in den Vereinigten Staaten den politiſchen Einfluß. Der Deutſche dagegen iſt für das Deutſchthum verloren, ſobald er ſich amerikaniſirt hat: er ſchämt ſich deſſelben nicht ſelten und entzieht dem Deutſchthum das Gewicht ſeiner ſocialen Stellung. — Ob dieſes jemals zu ändern ſein wird, ob es nicht vielmehr in der Natur und dem Weſen der Germanen tief begründet liegt, dieſe Fragen möchten wir nicht zu entſcheiden verſuchen."

Auf dieſes gibt der bekannte jüdiſche Politiker Simon Wolf von Waſhington die folgende Erwiderung:

„Das große Geheimniß (warum die Iſraeliten trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl eine ſolche Macht im Lande ſind), iſt leicht erklärt. Es iſt gar nicht ſchwierig, irgendeinen Zweck zu erreichen, beſonders einen guten, lobenswerthen Zweck, ſolange die Klaſſe, zu deren Gunſten gearbeitet wird, ſich im «Hauptquartier» vertreten läßt. Dieſes haben die Juden immer freudig zugeſtanden; aber während Einer die Arbeit that, ernteten Alle die Wohlthaten derſelben. Die Deutſchen haben ihre Repräſentanten immer verleugnet und ſie bei jeder Gelegenheit verhöhnt; denn jeder Bierwirth hält ſich für einen Schurz, und wenn Bismarck heute ſterben würde, ſo könnten ſie in irgendeiner Bierkneipe dieſes Landes mit verbundenen Augen einen beſſern oder wenigſtens ebenſo tüchtigen Staatsmann finden. Wo ſich vier Deutſche verſammeln, finden ſie fünf verſchiedene Ideen. Das Gefühl des

kleinlichen Neides und der Eifersucht ist so überwiegend, daß der Geist des umfassenden Liberalismus, welcher der Erziehung entspringt, wie sie die Deutschen besitzen, gänzlich erstickt wird. Das Gold der Cohäsivkraft wird mit dem Kupfer kleinlicher Streitsucht versetzt, und auf diese Weise werden die Aussichten, politische Factoren zu sein, zerstört. Der Deutsche naht sich seinem in Amerika geborenen Vetter mit einem Gefühle der Fügsamkeit und Unterwürfigkeit; jeder amerikanische Drahtzieher kann einen deutschen Denker lenken, wenn er ihm die Hand freundlich auf die Schulter legt. Dieses kann er nicht mit einem Juden thun. Derselbe ist die Verkörperung der Kühnheit, welche man in Amerika «brass» nennt, die aber, wie Emerson sagt, Genie ist. Der Jude ist aggressiv, positiv, selbstbewußt und ehrgeizig; er arbeitet dafür, daß seine Stammesgenossen in der öffentlichen Achtung steigen.

„Es war der Einfluß des amerikanischen Judenthums, welcher es durchsetzte, daß in dem Berliner Vertrage Rumänien gezwungen wurde, die Juden anzuerkennen; es war der Einfluß des amerikanischen Judenthums, welcher die Aufhebung des Ukas veranlaßte, der die Juden aus Bessarabien verbannte, und dieser Einfluß hatte sein Werkzeug und concentrirte seine Kraft in dem frühern Recorder Simon Wolf. Und warum nicht? Diese Forderungen sind gerecht, und Recht darf wagen kühn zu sein; ein kühnes Verlangen nöthigt zur Achtung, ein bittender Wunsch ist eine Beleidigung sowol für den Bittenden als für den Angebettelten."

Das eingewanderte Deutschthum bildet reichlich den achten Theil der ganzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten und müßte demnach, wenn es sich politisch geltend machen wollte, durch 9 Senatoren und 37 Repräsentanten, also zusammen durch 46 Abgeordnete im Congreß vertreten sein. Statt dessen war es (abgesehen von einem Schweizer, Albert Gallatin) bis 1866 gar nicht im Congreß vertreten und seit der Zeit nur durch einen einzigen Senator (Karl Schurz), und etwa ein Dutzend Repräsentanten.

Einer der ältesten und angesehensten Deutschen in New-York sagte mir zur Erklärung des oben erwähnten Misverhältnisses:

„Die meiſten nach Amerika verſprengten politiſchen Flüchtlinge ſuchten ein Unterkommen bei der Preſſe, und gar viele von ihnen trieben nach dem Vorgange von Karl Heinzen ſogenannte «Flüchtlingspolitik», d. h. ſie ſchimpften in ihrer Verbitterung weidlich auf das deutſche Vaterland. Es mochte dazu manche Veranlaſſung ſein, allein es war nicht der Weg, die Achtung der Amerikaner zu gewinnen, welche nach dem Sprichwort urtheilten: daß nur ein ſchlechter Vogel ſein eigenes Neſt beſchmutzt. Die Verſtändigern unter den Journaliſten begriffen mit der Zeit ſehr gut, daß ſie ſich durch den angeſchlagenen gehäſſigen Ton ſelbſt am meiſten ſchadeten, allein es bot ſich keine rechte Veranlaſſung, ihn zu ändern. Dem wiederhergeſtellten Bundestag, der in Deutſchland ſelbſt zum Spott der Weiſen geworden, konnten ſie in Amerika doch kein Loblied ſingen. Erſt das Jahr 1859 brachte in der Feier von Schiller's hundertjährigem Geburtstag der deutſch-amerikaniſchen Preſſe die lange erſehnte Gelegenheit, den Ton patriotiſcher Begeiſterung in einer Weiſe anzuſchlagen, die alles mit fortriß. Schon zu Anfang des Jahres bildeten ſich in allen größern Städten der Union Feſtcomités, die mit der Preſſe wetteiferten, die Deutſchen im Lande anzufeuern zur Verherrlichung unſers populärſten Dichters, den Amerikanern ein Schauſpiel zu bieten, wie ſie noch keins geſehen. Das Hauptcomité hatte ſeinen Sitz in New-York; Dr. W. Löwe-Kalbe war Vorſitzender und W. Aufermann ſein Stellvertreter und Schatzmeiſter. Dieſe Schiller-Feier, an welcher ſich in New-York auch hervorragende Amerikaner betheiligten (Dr. Löwe-Kalbe hielt die deutſche und Oberrichter Daly die engliſche Feſtrede), geſtaltete ſich durch die Großartigkeit ihrer Ausführung zu einem Ereigniß, welches die Deutſchen gewaltig im Anſehen der Amerikaner hob.“

In ähnlicher Weiſe wurde zehn Jahre ſpäter die Humboldt-Feier begangen, welcher dann bald die herzerhebende Feier der deutſchen Siege über Frankreich folgte. Der Enthuſiasmus der Deutſchen in Amerika kannte damals keine Grenzen und gab ſich nicht nur in glänzenden Demonſtrationen und Aufzügen kund, von

ſo großartiger Entfaltung, wie die Neue Welt dergleichen noch nicht geſehen hatte, ſondern auch durch opferfreudige Hülfe für die im Kriege Verwundeten.

Das alles imponirte den Amerikanern höchlich; allein ſolche Eindrücke, ohne entſprechende Fortſetzungen, halten bei ihnen nicht lange vor. Sie ſind ein Volk, welches immer neuer Aufregungen bedarf, eine womöglich ſtärker als die andere. Dieſe aber konnte ihnen Deutſchland nicht bieten; denn ſo weltbewegende Ereigniſſe wie die der Jahre 1870—71 wiederholen ſich nicht leicht, und für die unendlichen Schwierigkeiten des innern Ausbaus unſerer durch das Schwert errungenen Einigung haben die Amerikaner kein Verſtändniß. Ein Jahrzehnt verging ſeit den Tagen unſers großen Aufſchwungs, ohne ihnen etwas erfreulich in die Augen Fallendes zu bieten. Sie ſahen die Socialdemokratie, die in Amerika für ihre Beſtrebungen den undankbarſten Boden in der Welt findet, in Deutſchland bedrohlich um ſich greifen und alle Errungenſchaften unſerer Siege wieder in Frage ſtellen. Sie ſahen den alten, unſeligen Zwieſpalt zwiſchen Staat und Kirche ſich erneuern und daraus die Maigeſetze erblühen, ohne Frucht zu tragen. Sie ſahen eine Reihe trüber Jahre über uns kommen, Jahre des Mißwachſes und ſchwerer Prüfungen, welche die Armuth im Volke ſteigerten und Hunderttauſende rüſtiger Männer über den Ocean trieben; — kurz, der Amerikaner fühlt ſich wieder in einer Ueberlegenheit, wie der Reiche dem Dürftigen gegenüber.

Allein das deutſche Element greift in Amerika in einer Weiſe um ſich, die ihm eine große Zukunft ſichert. Es wächſt nicht blos durch die Einwanderung, ſondern auch durch die Fortpflanzung in demſelben Maße, als das amerikaniſche abnimmt bei ſeinen vielen kinderarmen und kinderloſen Ehen. Auch lernen die Deutſchen täglich mehr einſehen, daß Einheit ſtark macht; das Streben danach äußert ſich überall und jeder Schritt, der ſie dem Ziele näher führt, wird auch ihren politiſchen Einfluß mehren.

* * *

Je weiter ich nach Weſten kam, deſto weniger fühlte ich mich in der Fremde. In Milwaukee und Saint-Louis kam es mir heimiſcher vor als in dem kosmopolitiſchen New-York, und die Fahrt von Saint-Louis nach Belleville machte mir ungefähr den Eindruck wie ein Abſtecher von Hamburg nach Celle. Ich hätte ebenſo gut ſagen können, wie ein Abſtecher nach Lüneburg, wenn Celle als Sitz eines Oberappellationsgerichts nicht beſſer zum Vergleich mit Belleville paßte, wo ich faſt nur mit Juriſten zuſammenkam, zu deren Zunft, wenn ich nicht irre, auch General Kueffner gehörte, der bei einem großen Banket, welches die Herren mir am Abend vor meiner Abreiſe gaben, einer meiner Tiſchnachbarn war und mir den Eindruck eines ſo angenehmen wie hochgebildeten Mannes machte. Mein anderer Tiſchnachbar war der ſchon öfter genannte liebenswürdige Dr. Bremer aus Braunſchweig, der ſich wieder als vortrefflicher Redner bewährte und auch ein paar engliſche Reden hielt aus Rückſicht auf einige ſeiner anweſenden amerikaniſchen Collegen, welchen die deutſche Sprache nicht ſo geläufig war wie ihm die engliſche. Das Banket geſtaltete ſich unter zahlreicher Betheiligung ſo glänzend, daß es ein würdiges Nachſpiel zu dem von Saint-Louis bildete.

Bis hierher habe ich meine Reiſe gleichſam Schritt vor Schritt erzählt, muß aber jetzt anfangen, einige große Sprünge zu machen, wenn dieſer Band halten ſoll, was er auf dem Titel verſpricht, nämlich meine Leſer bis zum Stillen Ocean zu führen, wohin wir noch einen weiten Weg zu machen haben durch endloſe Wüſten an faſt ebenſo endloſen, ſchneebedeckten Alpenketten vorbei, und über hohe, wildzerklüftete, vorwiegend kahle Felſengebirge hinüber, welche in der Mannichfaltigkeit ihrer phantaſtiſchen Formen alles übertreffen, was ich in den Hochgebirgen der Alten Welt von grotesken Felsbildungen geſehen.

Neunzehntes Kapitel.

Saint-Paul und Minneapolis.
Die Fälle der Minnehaha und des Miſſiſſippi.

Meine Reiſe führte mich nicht direct von Saint-Louis nach Californien, ſondern erſt zurück nach Chicago und von dort nach dem nordweſtlich gelegenen Staate Minneſota. Auf der nächtlichen Fahrt nach Chicago (13. April) wurde mir zum erſten mal das großartige Schauſpiel eines Prairiebrandes, welcher von ungeheuerer Ausdehnung ſein mußte, da er ein paar Stunden hindurch ſichtbar blieb. . . .

In Saint-Paul, der am obern Miſſiſſippi gelegenen Hauptſtadt von Minneſota, traf ich nachmittags 15. April bei winterkaltem Wetter, aber ſonnigem Himmel ein, ganz voll von den herrlichen Landſchafts- und Strombildern, welche die Fahrt, dem Miſſiſſippi entlang, mir in reicher Abwechſelung geboten. Denn hier, im Lande ſeines Urſprungs, zeigt ſich „der Vater der Ströme" noch in jugendlicher Friſche und Reinheit, unvergleichlich ſchöner als auf ſeinem ganzen weitern, 3000 engliſche Meilen langen Laufe bis zum Meerbuſen von Mexico. Breit zwiſchen waldreichem Hügellande dahinfließend, trägt er auf ſeinem ſmaragdenen Rücken Hunderte von kleinen Inſeln, die zum Theil nicht größer ſind als genügt, um drei bis ſechs hochragenden Bäumen Platz zu bieten. Bis zu meiner Ankunft in Saint-Paul ſah ich kein einziges Dampf-

ſchiff auf dem Strome, wol aber verſchiedene von Rothhäuten gelenkte Indianercanoes.

Schon auf der letzten Station vor der Stadt wurde ich von einer Deputation, beſtehend aus Attorney Mainzer, den Herren Scheffer, Lienau u. a. begrüßt, die mich dann nach Saint-Paul begleiteten und im Metropolitan-Hotel, wo ich abſtieg, mit mir dinirten. Nach Tiſch machten wir eine Spazierfahrt durch die zwiſchen weitgeſchwungenen Hügeln prächtig am breiten Waſſerſpiegel gelegene Stadt und darüber hinaus. Als wir mit einbrechender Dunkelheit zurückkehrten, fanden wir eine große Menſchenmenge vor und in dem glänzend erleuchteten Metropolitan-Hotel verſammelt, von deſſen Zinne links das amerikaniſche Sternenbanner, rechts die deutſche Reichsflagge wehte. Ich merkte bald, daß es wieder auf einen feierlichen Empfang abgeſehen war, der denn auch nicht lange auf ſich warten ließ. In den Empfangsſälen des erſten Stocks hatten ſich viele Deutſche und Amerikaner eingefunden, um mich zu begrüßen, und während ich langſam die Runde machte, um Landsleuten und Fremden die Hand zu drücken, verſammelte ſich in den untern Räumen des Rieſenhotels eine zahlreiche Sängerſchar, beſtehend aus den vier Geſangvereinen, „Männerchor", „Liederkranz", „Arion" und „Germania", umdrängt von einer neugierigen Menge, unter welcher es auch an Damen nicht fehlte. Dieſen wurden von dem ſtattlichen Beſitzer des Hotels, Colonel Belote, Plätze am obern Ende der breiten Treppe angewieſen; die Sänger bildeten am Fuß der Treppe in der großen Halle einen Halbkreis und hinter ihnen ſtanden etwa 500 Bürger aller Nationalitäten.

Als die Aufſtellung vollendet war, ſtimmten die Sänger das Marſchner'ſche Lied an: „Frei wie des Adlers mächtiges Gefieder", und ich wurde nun von dem Empfangscomité bis zur Hälfte der Treppe hinabgeführt, wo Attorney Mainzer mich den Anweſenden vorſtellte und Dr. Albert Wolff, als Hauptvertreter der deutſchen Preſſe, mich durch eine kurze, aber ſehr gelungene Rede begrüßte, die einen Sturm von Beifall entfeſſelte, der ſchon nach den Ein-

gangsworten begann, welche lauteten: „Das Land der Dakota hat Ihr Fuß betreten, die Stätte jener lieblichen Sage, besungen von dem gefeiertsten Barden amerikanischer Nation. Hier in der Heimat «Hiawatha's» ist kein Dichter ein Fremdling. . . ."

Als Rede und Gegenrede zu Ende waren, stimmten die Sänger das Kreuzer'sche Vaterlandslied „Dir möcht' ich diese Lieder weihen" an, mich auf das freudigste durch den vollendeten Vortrag überraschend.

Am nächsten Morgen kam, unter vielen andern Besuchern, auch ein Kapitän John Van der Horck zu mir, der mich einlud, mit ihm einen Ausflug zu den Wigwams der Indianer von Mendota zu machen. Nach fast halbjährigem Aufenthalt in Amerika hatte ich bis dahin noch keine Gelegenheit gefunden, Indianer in ihrem Heim zu sehen, und nahm deshalb mit Freuden die Einladung des Kapitäns Van der Horck an, der sein halbes Leben unter den Rothhäuten zugebracht hatte und seit einigen Jahren in dem etwa hundert Meilen landeinwärts gelegenen Fort Sisseton stationirt war, um die dortige Reservation der wilden Sioux zu überwachen, die seit meiner Rückkehr nach Europa wiederholt ausgebrochen sind, um den Kriegspfad zu beschreiten.

Herr Scheffer, welcher den Kapitän zu mir geführt hatte, zeigte sich nebst einigen andern Herren, die gleich mir noch nie ein Wigwam in der Nähe gesehen, obgleich sie mitten im Lande der Indianer wohnten, schnell bereit den Ausflug mitzumachen, welcher dann auch sofort ins Werk gesetzt wurde. Wir fuhren in südlicher Richtung, soweit uns starke Pferde auf leichten Wagen durch felsiges Hügelland und gelichteten Urwald ziehen konnten, und kletterten dann noch eine Meile zu Fuß aufwärts, bis Hundegebell von den Wigwams uns auf die rechte Fährte brachte. Die wie aus braun angestrichenem Lehm geformten, scheußlich aussehenden alten Weiber, auf welche wir zuerst stießen, verstanden kein Wort englisch und glotzten uns wild an wie Gorillas, bis wir ihnen einige mitgebrachte Süßigkeiten und Spielsachen für die Kinder schenkten, worauf die eine uns zum nächsten Wigwam

führte, in welchen ich sofort hineinkroch, um mir das Innere zu besehen, welches im allgemeinen einem Zigeunerzelte glich, nur in der Form davon verschieden. Das Wigwam war nämlich so regelrecht rund, sich nach oben verjüngend, wie ein auf den Kopf gestellter Trichter ohne die schmale Verlängerung, welche seine Röhre bildet. In der Mitte des Wigwams brannte ein kleines, sehr viel Rauch entwickelndes Feuer, über welchem ein Kochtopf hing. Meine Begleiter waren mir unter den ohrenzerreißenden Klängen von Hundegebell schnell nachgekrochen, und so standen wir vor dem Feuer und sahen zu unserer Linken, mit untergeschlagenen Beinen, ganz verwittertem, langem, großem Gesicht, großer Nase und großem Munde einen alten Indianer kauern, der uns anstierte wie ein Kettenhund. Dann folgten, im Halbkreise auf Matten sitzend, jüngere Indianer mit feurigen Augen und ganz kindlichen braunen Gesichtern. Uns zur Rechten, dem Alten gerade gegenüber, lag ein wol einige dreißig Jahre zählender, auffallend schöner Mann von hellerer Gesichtsfarbe nachlässig ausgestreckt. Er war augenscheinlich ein Mischblut von weißem Vater und brauner Mutter, trug sich auch halb europäisch und ließ sein dunkles Haar nicht lang wachsen wie die andern, die der Tracht ihres Stammes treu geblieben waren, bis auf die gestickten, aber schmuzigen Mokassins herab. Alle hatten kurze Pfeifen im Munde, denen sie in langen Zügen Dampfwolken entlockten, die sich in einer Weise mit dem Rauche des vor uns brennenden Feuers mischten, daß mir bald die Augen zu schmerzen begannen. Das Weißgesicht zu unserer Rechten sah gar nicht aus, als ob es zu den übrigen gehörte, kümmerte sich aber um uns ebenso wenig wie diese. Nur der uralt aussehende Riese zur Linken, der uns beim Eintritt angestiert hatte, schien uns im Auge zu behalten, die andern betrachteten uns nicht im geringsten, oder thaten wenigstens so. Wir hatten geglaubt, daß der Kapitän sich leicht mit ihnen verständigen könnte, allein seine indianische Anrede blieb unerwidert, sei es nun, daß man ihn nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Erst als er mit lauter Stimme fragte, ob keiner

von ihnen englisch verstehe, erhob der Weiße ein wenig den Kopf und sagte: „Ich verstehe etwas englisch; ich habe in der Unionsarmee gedient.“ Der Kapitän gab sich ihm nun zu erkennen und der Indianer stand auf. Es war jedoch nicht viel aus ihm herauszubringen; wir konnten nicht einmal erfahren, woher er die tiefe Narbe habe, die sich von der rechten Schläfe herunterzog. Er verstand nur, was er verstehen wollte, und das einzige, was wir von ihm genau verstanden, war, daß der alte Mann zur Linken, der uns so anstierte, 83 Jahre alt und halb blind sei, was mich nicht wundernahm, da ich selbst schon halb blind geworden von dem scharfen Rauch im Wigwam. Ich kroch wieder hinaus und ließ mir die draußen prangenden Jagdtrophäen des Indianers zeigen, wie Hirschgeweihe, Bärentatzen und Bälge von Wildkatzen. Gerippe und Reste von allerlei Thieren lagen umher; der Gestank von dem Aase war unbeschreiblich, und wir krochen in keinen weitern Wigwam hinein, sondern kehrten zu unsern Wagen zurück.

Das Plateau, wo die Indianer von Mendota hausen, erhebt sich zu einer Höhe von etwa tausend Fuß; ein paar hundert Fuß tiefer hielten unsere Gespanne, die uns nun auf längerer Fahrt durch eine herrliche, wasserreiche Gegend nach Fort Snelling brachten, dem ältesten am obern Mississippi gelegenen festen Platze. Das Fort wurde in den Jahren 1819—22 erbaut, um die unternehmenden Einwanderer, welche sich am Mississippi niederließen, um eine Zwischenstation für den Pelzhandel zu gründen, gegen die Wilden zu schützen. Denn damals gehörte noch das ganze Land zu den Jagdgründen der Dakota, welche erst im Jahre 1837 durch einen auf Fort Snelling abgeschlossenen Vertrag ihr auf der Ostseite des Stromes gelegenes Gebiet an die Vereinigten Staaten abtraten. Ein Jahr später wurde dieser Vertrag durch den Congreß bestätigt, und erst aus jener Zeit datiren die Anfänge der heute so blühenden Stadt Saint-Paul, welche bereits 50000 Einwohner zählt, und ihrer Schwesterstadt Minneapolis, welche jener an Bedeutung kaum nachsteht.

Fort Snelling liegt auf einem steil abfallenden Felsen etwa 70 Fuß über dem Strome und bietet prächtige Ausblicke in die Thäler des Mississippi und Minnesota. Wir wurden von einem jungen Offizier, dem ersten, der uns begegnete — es war ein Sohn des Generals Johnson —, sehr zuvorkommend aufgenommen und überall umhergeführt, um zu sehen, was es irgend zu sehen gab. Die Soldatenquartiere befinden sich in großen, blanken, luftigen Sälen; die Wohnungen der Offiziere in Reihen von zierlichen Holzhäusern, deren jedes in zwei Abtheilungen zerfällt, für zwei Familien berechnet. Wir mußten auch das neue Springfield-Gewehr mit dem Trowel-Bajonnet und den dazugehörigen Patronengürtel in Augenschein nehmen, wurden dann zu einer Erfrischung eingeladen und beim Abschied gebeten, unsern Besuch bald zu wiederholen, was auch wirklich geschah. Wir machten nämlich am folgenden Tage einen Ausflug nach den lieblichen Fällen der Minnehaha, die durch Longfellow's anmuthige Dichtung „Hiawatha" einen Weltruf erlangt haben, und fuhren von dort nach Minneapolis, wohin der Weg an Fort Snelling vorbeiführte. Nun begab es sich, daß ein großer Waldbrand ausgebrochen war, den man von der Höhe des Fort am besten in Augenschein nehmen konnte, weit über den breiten Wasserspiegel hinaus, und diese Gelegenheit durfte ich mir nicht entgehen lassen, um, nachdem ich einen Prairiebrand erlebt, doch auch von einem Waldbrand erzählen zu können. Es gibt Reisende, denen solche Erlebnisse zur Gewohnheit geworden, die mir nur ein einziges mal sich geboten. . . .

Die Minnehaha — was auf deutsch heißt „die lachenden Wasser" — entsprechen ganz ihrem Namen, indem die Augen- und Ohrenweide, die sie gewähren, durchaus freundlich anmuthender Art ist.

Durch eine wellenförmig geschwungene Hochebene hin fließt in behäbiger Flachheit ein Bach, den man kaum beachten würde, wenn man nicht wüßte, daß er der Vater der berühmten Minnehaha ist. Folgt man nun dem bedächtigen Laufe dieses Bachs, so begreift man nicht, wie er es anstellen wird, mitten auf der Ebene seinen verheißenen Sprung auszuführen. Aber plötzlich spaltet

ſich die Ebene und uns zu Füßen klafft eine tiefe Schlucht, die den Bach zwingt, ſeine Waſſer abwärts zu wälzen ſtatt vorwärts; indem ſie nun über eine 95 Fuß hoch ſteil aus der Tiefe aufſteigende Felswand fallen, ſehen ſie oben, wo der breite Felſenrand ſich ſchon abgeglättet hat, ſo blank aus wie gebogenes Glas. Erſt in ihrem weitern Sturze flattern ſie auseinander, bilden blitzende Schleier und Sprühfunken und verſchwinden in der Tiefe unter hochaufſtrebendem ſchneeigem Geſchäume und einem Rauſchen und Plätſchern, das wie tauſendſtimmiger Geſang erſchallt. Oben ſtehen Bäume zu beiden Seiten des Waſſerfalls, und Buſch- und Strauchwerk zieht ſich herunter bis in die Tiefe, aus welcher wiederum hohe Bäume aufſteigen, ähnlich wie der Sprühſchaum der lachenden Waſſer, ſodaß hier eins ins andere webt, um Auge und Herz zu erfreuen. Um den Zauber noch zu erhöhen, hat man die Felswand dergeſtalt ausgehöhlt, daß hinter dem Waſſerſchleier eine förmliche Halle ſich aufthut, welche ſchon zum Schauplatz vieler romantiſchen Abenteuer geworden iſt. . . .

Um die Minnehaha in ihrer ganzen Herrlichkeit zu ſehen, muß man ſie nicht von oben herab betrachten, ſondern von unten hinauf, wozu, ſeit die Zahl der Beſucher ſich gemehrt hat, allerlei Vorrichtungen getroffen ſind.

Im Winter hat man nur den halben Genuß vom Spiel der lachenden Waſſer, weil ſie dann dürftiger von Inhalt und auch des grünen Rahmens beraubt ſind. Als ich ſie zum erſten mal ſah, war es noch Winter in Minneſota, dieſem nördlichſten Agriculturſtaate der Union, und ich fühlte mich, nach den großen Erwartungen, die ich von den Minnehaha mitgebracht, bei ihrem Anblick einigermaßen enttäuſcht, aber ich habe ſie im Sommer wiedergeſehen und dann ihr Bild in folgenden Verſen feſtgehalten:

Hier ſtürzt ſich kein Bergſtrom mit donnernder Wucht
Aus ſchwindelnden Höhn in die hallende Schlucht;
Hier verhüllt kein hochaufſprühend wildes Geſchäume
In der Tiefe die Felstrümmer, Büſche und Bäume;
Kein Rauſchen tönt fern hin — man hört nur ganz nah
Die lachenden Waſſer, die Minnehaha.

Doch ihr Lachen iſt lieblich wie Kindergelall,
Wer ihm ſieht, lächelt mit bei dem lachenden Fall:
Ein ſilbern zerflatterndes Bächlein wallt munter —
Durchſichtig wie Schleier — die Felswand herunter;
Kein Kind lebt, dem jemals ein Leides geſchah
Von den lachenden Waſſern, den Minnehaha.

Wir ſaßen bei brennendem Sonnenſchein
Im Raſen und ſchauten vergnüglich darein,
Und — wären nicht Damen dabei geweſen —
Gern hätt' ich gleich ohne viel Federleſen
Ein Sturzbad genommen, ſo friſch war es da
In den lachenden Waſſern, den Minnehaha.

Weit gewaltiger als die Minnehaha ſind die Miſſiſſippifälle zwiſchen Minneapolis und Saint-Anthony, 15 engliſche Meilen von Saint-Paul entfernt. Der Miſſiſſippi ſtürzt hier in einer Breite von 1500 Fuß über mächtige Vorſprünge und Trümmer von Kalkfelſen in das 20 Fuß tiefer liegende Strombett hinab, deſſen zahlreiche Erhebungen die vielen kleinen Inſeln bilden, die ich ſchon früher als charakteriſtiſch für das obere Stromgebiet geſchildert habe. . . .

Die Fälle von Saint-Anthony ſtürzen mit einer Gewalt in die Tiefe, daß der wiederaufſteigende Giſcht und Sprühſchaum ihre eigene Höhe um das Doppelte überragt und in ſeinen wechſelnden Bildungen von ſchimmernden Waſſergarben, Regenbogen und Silberſtaub ein immerhin großartiges und glanzvolles Schauſpiel bietet, von allen Seiten bequem zu überſehen, gleichviel ob man auf dem linken oder rechten Stromufer, bei den „Pioneer Mills" oder auf der ſchönen Hängebrücke ſteht, welche die beiden Nachbarſtädte Saint-Anthony und Minneapolis miteinander verbindet, denen der Miſſiſſippi durch ſeine Sturzfluten noch mehr bietet als zaubervolle Augenweide, indem er die Rieſenmühlen treibt, welche den Reichthum beider Städte nähren.

Die Deutſchen in Minneapolis haben es ſich nicht nehmen laſſen, mich nach dem Vorgange derer von Saint-Paul mit Geſang, Blumen und ſonſtigen Ehrenbezeigungen zu begrüßen. Doch ich würde nicht zu Ende kommen, alle in beiden Städten, be-

ſonders aber in Saint-Paul, wo ich am längſten weilte, mir erwieſenen Freundlichkeiten zu ſchildern; ich kann nur ſagen, daß ich ſie in dankbarer Erinnerung bewahre.

Obwol das große Metropolitan-Hotel, wo ich wohnte — entſchieden das beſte, das ich bis dahin in Amerika gefunden — mir alle wünſchenswerthen Annehmlichkeiten bot, fand ich doch wenig Gelegenheit davon Gebrauch zu machen, da ich täglich zu Ausflügen und Einladungen abgeholt wurde. Bald gab es größere, bald kleinere, aber immer durch anmuthige Damen belebte Geſellſchaften in den Familien Scheffer, Auerbach, König, Willius u. ſ. w., und ich kam immer mit den beſten Eindrücken nach Hauſe. Auch viele Amerikaner der Stadt, wie General Johnſon, Hon. William Bickel, Reverend M. Thomas, die Familie Forepaugh u. ſ. w. wußten ſich meiner Erinnerung freundlich einzuprägen. Die Redacteure der großen in Saint-Paul und Minneapolis erſcheinenden engliſchen Blätter brachten eine Menge Ueberſetzungen aus meinen Gedichten. Einen gründlich gebildeten Schweizer vom beſten Schlage, Dr. Stamm, lernte ich, nebſt ſeiner blühenden Gattin, erſt ſpäter näher kennen und ſchätzen, als ich im Sommer auf mehrere Wochen nach Saint-Paul zurückkam und mit ihm Ausflüge in die Umgegend machte.

Der Staat Minneſota verdient ſowol wegen der hervorragenden Bedeutung, welche das deutſche Element dort errungen hat, als wegen der Fülle ſeiner eigenartigen Naturſchönheiten, unter welchen beſonders ſeine nach Tauſenden zählenden, von reichen Waldungen umgebenen Landſeen hervorzuheben ſind, eine weit eingehendere Schilderung, als der Raum hier geſtattet; ich werde noch einmal darauf zurückkommen, wenn ich in einem andern Buche meine Heimkehr ſchildere.

Zwanzigſtes Kapitel.

Von Saint-Paul nach San-Francisco.

Am 23. April verließ ich Saint-Paul, wo die Natur noch im Winterſchlafe lag, aus welchem ein furchtbarer Sturm, der die ganze Nacht hindurch tobte, ſie aufrütteln zu wollen ſchien und dabei allerlei Störungen auf der Bahn verurſachte, durch welche ſich unſer Zug um vier Stunden verſpätete, ſodaß wir den Anſchluß an die Central-Pacific-Bahn verfehlten und von Sioux-City erſt abends ſpät nach Council Bluffs gelangen konnten, wo ich übernachten mußte, um am 25. April in der Frühe nach dem nahen Omaha zu fahren. Von dort ging es dann weiter durch aſchgraue Alkaliwüſten, mit der Ausſicht auf ferne, ſchneebedeckte Höhenzüge, am Großen Salzſee vorbei und über phantaſtiſch geformte Felſengebirge, deren Hochebenen ſo öde waren wie die Wüſte unten, und ebenſo viele Gerippe vor Hunger gefallenen Viehes zeigten, und tagelang war kein grüner Fleck zu ſehen in den ausgedörrten Landen — wo es, wie man mir ſagte, ſeit acht Wochen nicht geregnet hatte — bis die Bahn, die zu einer Höhe von 8000 Fuß aufſteigt, uns aus der Sierra Nevada in das Sacramentothal hinabführte, wo ich beim erſten Anblick californiſcher Fluren mich wie in ein Paradies verſetzt fühlte. In Saint-Louis hatte ich ſchon in den erſten Tagen des April friſches Grün und Obſt-

bäume in Blüte gesehen; in Omaha fand ich drei Wochen später auch die ersten Regungen des Frühlings, aber erst in Californien kam ich mitten in die volle Pracht des üppigsten Frühlings hinein, Bilder von endlosen Wüsten, Schneekuppen und Abgründen zwischen dunkeln Granitkolossen mit einer Herrlichkeit jungfräulichen Naturlebens vertauschend, wie wir sie daheim mehr in der Dichtung als in der Wirklichkeit finden.

Auf der langen Wüstenfahrt, welche uns an vielen Indianer-Wigwams vorbeiführte und auch eine Menge Indianer zu unsern Reisegefährten machte, die aber außerhalb der Wagen, auf den sogenannten Platforms, ihr Unterkommen suchen mußten, gestalteten sich mir die empfangenen Eindrücke zu einem kleinen Gedichte, welches statt langer prosaischer Schilderungen hier seinen Platz finden möge:

Von den fernen Felsengebirgen blitzen
Im Mondlicht die beschneiten Spitzen.
Wir brausen über die dürren Matten
Der öden Steppen, — da huschen im Schatten
Gestalten vorüber mit braunen Gesichtern
Und Augen darin gleich verglimmenden Lichtern.
Es sind Indianer mit ihren Weibern,
Mit zerlumpt phantastisch umhüllten Leibern.
Am nahen Wasserplatz wird gehalten,
Und da schwingen sich die braunen Gestalten
(Es waren im Ganzen ihrer Zwölfe,
Und sie sahen aus wie gezähmte Wölfe)
Auf die Tritte und Außenplätze der Wagen,
Die sie dann mit uns bergaufwärts tragen.
Doch Keiner fürchtet sich mehr vor ihnen,
Die weiland als braune Teufel erschienen
Den Weißen, an ihnen viel Böses verschuldet,
Doch mehr noch des Bösen von ihnen erduldet.
Als Herren einst zogen sie stolz umher
Durchs Land und jagten Büffel und Bär,
Und stürmten mit wildem Kampfgeschrei
Auf die weißen Eindringlinge herbei,
Die den Rothen die Herrschaft wollten entreißen.
Manch blutiges Ringen gab's mit den Weißen,
Bis diese das Land auf eisernen Schienen

Durchbrausten und zwangen die Rothen zu dienen.
Jetzt sind sie, wie Bäume im Winter, entlaubt,
Keine wallenden Federn mehr schmücken ihr Haupt.
Wohl zuckt noch im Auge der alte Groll,
Doch weiß er nicht mehr, wo er einschlagen soll.
Und wenn sie sich heut auf die Wagen stürzen,
So gilt's nur die langen Strecken zu kürzen,
Die sie früher durchritten oder durchlaufen.
Jetzt erlaubt man ihnen zu ganzen Haufen
Durch alle die Lande frei mit zu fahren
Deren einzige Herrscher sie früher waren.

Auf die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung Californiens war ich schon während der Hinfahrt hinlänglich vorbereitet, da unser Zug Passagiere von jeder Gesichtsfarbe enthielt, vom zartesten Lilienweiß angefangen bis zum glänzendsten Ebenholzschwarz herab; aber der plötzliche Wechsel der Naturbilder überraschte mich höchlich, als ich am 29. April früh durch die ersten Sonnenstrahlen, welche in unsern Schlafwagen fielen, geweckt wurde und mir das Herz aufging über die Pracht der Fluren, des frischen Rasens, auf welchem zahllose Heerden weideten, der blühenden Bäume, der dunkeln Bergwälder und smaragdenen Hügelreihen. Da taucht das halb im Grün seiner Gärten und Baumgänge versteckte Sacramento mit der prächtigen Kuppel seines Staatscapitols und den zahlreichen Schiffen des nach der Stadt benannten Stromes vor unsern Blicken auf. Noch ein paar Stunden und wir haben Stockton erreicht, fahren über die Brücke des San-Joaquin, und bei dem immer wärmer werdenden Morgen wird ein Fenster nach dem andern geöffnet, um die balsamische Luft in den großen, noch geheizten Salonwagen einzulassen und freiern Ausblick auf die zaubervolle Frühlingslandschaft zu gewinnen. Kurz nach zehn Uhr, als der Zug ein Kurzes bei Benicia hielt, von wo eben die „Solano", das größte Ferry-Boot der Welt, ihre Fahrt nach Port Costa antrat, stiegen verschiedene Herren ein, die nach rascher Umschau im Salonwagen mich auf den ersten Blick zu erkennen schienen, denn sie kamen gerade auf mich zu, zunächst um zu erfragen, ob sie sich in meiner Person nicht geirrt, worauf ich dann

bald erfuhr, daß die freundlichsten Absichten sie zu mir geführt. Sie waren von San-Francisco gekommen, um mich schon unterwegs zu begrüßen und mir meine Hinfahrt durch ihre Begleitung möglichst bequem und angenehm zu machen. Ich war so gerührt wie überrascht durch dieses herzliche Entgegenkommen, da ich nicht begriff, wie die Herren unser Zusammentreffen in Benicia so genau berechnen konnten. Nun wurde ich belehrt, daß von Omaha aus immer die Namen der Passagiere des Ueberlandzuges nach San-Francisco telegraphirt und dort veröffentlicht werden. Danach konnte also, wer sich dafür interessirte, die Zeit meines Eintreffens leicht berechnen. Die Herren, welche sich zusammengefunden hatten mich einzuholen, waren: Dr. Barkan, einer der angesehensten Aerzte von San-Francisco; Theodor Kirchhoff, der durch seine Gedichte wie als Mitarbeiter der „Gartenlaube", des „Globus", des „Ausland" u. s. w. auch in Deutschland längst rühmlich bekannte Schilderer californischer Zustände; Dr. Julius Georges, ein hochgeachteter Rechtsgelehrter, Dr. Paulssen und Thomann, Redacteure der San-Francisco „Abendpost" und der letztere zugleich ein talentvoller Poet, der besonders durch eine humoristische Dichtung, die Abenteuer eines deutschen Bauerjungen schildernd, der in Amerika zum großen Manne wird, sich viele Freunde und Feinde gewonnen. — Zu den genannten, in San-Francisco schon lange ansässigen Herren, hatten sich noch ein paar andere gesellt, welche nur vorübergehend dort weilten: Kapitän Heinrich Wrede vom Bremer Lloyd, und Mr. Gray, der, aus Rußland kommend, eben Californien bereiste.

Mir kam es wie ein Traum vor, an der Bai von San-Francisco — die zehn deutsche Meilen weit in südlicher Richtung ins Land hineinragt, ein kleines Meer für sich bildend — mich plötzlich in einer Gesellschaft zu finden, die ganz auf der Höhe deutscher Bildung stand, mir wie ein lebendiger Auszug der fernen Heimat erschien, und es mir schnell in der Fremde heimisch zu machen wußte. Auf der Herreise von Omaha hatte ich nur zwei Deutsche im Zuge getroffen: einen alten Bierbrauer aus Cincinnati,

der ein ſo kauderwelſches Deutſch ſprach, daß ich es meiſt nur verſtehen konnte, wenn er es mir ins Engliſche überſetzte — ſo rief er z. B. beim Anblick der ſchneebedeckten Gebirgszüge: „Schweißige Alps! ganz ſchweißige Alps!“ womit er ſagen wollte: das ſieht ganz ſo aus wie die Schweizer Alpen! — und einen jungen Handlungsreiſenden, der für ein großes Schuhgeſchäft Abſatz in den kleinen Verkehrsplätzen der Wildniß ſuchte. Er war aus Oſtpreußen gebürtig, früh nach Amerika gekommen und ſprach das Deutſche mit ähnlicher Freiheit wie der ſelige Feldmarſchall Wrangel.

Seit ein paar ſehr unterrichtete Engländer uns verlaſſen, um nach Denver zu gehen, war der gebildetſte Menſch, den ich im Zuge traf, ein wohlgeſchulter Japaneſe, der Europa bereiſt hatte und jetzt nach ſeiner Heimat zurückkehrte. Unter den amerikaniſchen Reiſegefährten fehlte es nicht an intelligenten, wetterfeſten, unternehmenden und ſchlauen Geſichtern, allein ich fand keinen, deſſen Intereſſen über den Kreis ſeiner nächſtliegenden Geſchäftszwecke hinausgingen. Da waren ein paar Kaufleute aus Brooklyn, welche Ländereien in Californien erwerben wollten; da war ein junger unruhiger Mann, deſſen Ausdrucksweiſe wenig Bildung verrieth und deſſen Anzug ſchäbig genug ausſah, trotz einiger koſtbaren Ringe und eines pfundſchweren goldenen Uhrgehänges. Er kam aus den Minen der Blackhills, von welchen er mir Wunderdinge erzählte. Es ſchien ihm dort geglückt zu ſein, denn nach ſeinem Berichte hatte er in den letzten Monaten 30000 Dollars „gemacht“, wovon er nun den größten Theil in San-Francisco anlegen und mit dem Reſt eine Tour nach Europa machen wollte. — Da war ferner ein alter Farmer von Wyoming, der zur Hochzeit ſeines Sohnes nach Oakland reiſte und mir eine Taſchenuhr zeigte, die 500 Dollars gekoſtet hatte, worauf der vorhin erwähnte junge Mann die ſeinige hervorzog, welche 900 Dollars gekoſtet. Beide waren amerikaniſches Fabrikat, deſſen Vortrefflichkeit mir als weit über die Leiſtungen der ſchweizer Uhrfabriken hinausgehend geprieſen wurde. Es ſei hier nebenbei bemerkt, daß die Amerikaner durchſchnittlich auffallend ſchlicht gekleidet gehen, aber auf koſtbare

Uhren mit entsprechendem Gehänge großes Gewicht legen. Unter meinen Reisegefährten befanden sich, außer Geschäftsleuten aller Art, auch ein Baptistenprediger von höchst abenteuerlicher Vergangenheit; ein Mormonensendling, dessen Mission nach den Sandwichinseln ging, und der Besitzer einer Sägemühle, der sich ein paar lustige Wochen in San-Francisco machen wollte.

Doch ich komme von dieser Abschweifung, welche nur das Fremdartige meiner Umgebung markiren sollte gegenüber der deutschen Gesellschaft, welche mich in Benicia überraschte, zu dieser zurück, in deren Mitte ich nun die Fahrt nach San-Francisco fortsetzte, unter Umständen, wie sie günstiger nicht gedacht werden konnten. Ich habe die Kunst, beim Bahngerassel gründlich zu schlafen, nie erlernen können, und hatte deshalb während der langen Fahrt durch Wüste und Gebirge nicht so viel Stunden geschlummert, als ich Nächte unterwegs zugebracht bis zur Grenze von Californien. Allein die Müdigkeit, welche dadurch über mich gekommen war, wurde glücklich überwunden durch die herzerhebenden Eindrücke, welche die Einfahrt in das Thal des Sacramento mir bot. Doch was mich so bewegte, waren nicht blos die dunkeln Wälder und die lachenden Fluren mit blitzendem Wasser zwischen grünen Hügeln, noch die balsamische Luft und der tiefblaue Himmel Californiens, sondern dazu der Gedanke, ein Land, dessen Inneres vor einem Menschenalter noch eine unbekannte Wildniß war, jetzt schon in so blühendem Culturzustande zu finden, wie es da vor mir lag, bebaut und belebt durch rasche und planvolle Anwendung aller neuesten technischen Hülfsmittel und Erfindungen zur Vermehrung von Güter hervorbringender Kraft.

Ein ähnliches Beispiel so rascher und fruchtbarer Entwickelung, wie Californien zeigt, hat die Welt nicht aufzuweisen, und somit ist hier ein neues Blatt der Culturgeschichte aufgeschlagen.

Es ist reizvoll, auf den verödeten Culturstätten der Alten Welt zu wandeln, aus Trümmern die Herrlichkeit vergangener Jahrtausende im Geiste wieder aufzubauen; allein eine neue Welt im Werden zu sehen, hat ebenfalls großen Reiz, der freilich nicht

leicht zu ruhiger Sammlung kommen läßt, da das raſtlos bewegte Treiben der Gegenwart alles mit ſich fortreißt, was in ſeine Strömung hineingeräth, einer völlig verſchleierten Zukunft entgegentreibend.

Betrachtungen dieſer Art, die ſich mir unwillkürlich aufdrängten, konnte ich ſelbſt während der Fahrt nicht ruhig nachhängen, da immer etwas dazwiſchenkam, — noch weniger konnte ich ihnen Ausdruck geben, da mich niemand verſtanden haben würde, bis zum Eintreffen meiner neuen deutſchen Bekannten aus San-Francisco, die mir gleichſam aus den Augen laſen, was mir durch den Kopf ging und es durch eigene für mich lehrreiche Betrachtungen ergänzten, immer an das mir zunächſt Auffallende anknüpfend, um mich davon bis zu den Anfängen des heutigen Californiens zurückzuführen. Ein paar von ihnen hatten dieſe Anfänge noch miterlebt und konnten mir ſo ein lebendiges Bild der ſprunghaft ſchnellen Entwickelung entrollen, in welcher die bald zu Tauſenden herbeigeſtrömten Chineſen eine große Rolle ſpielten. Jetzt ſind ſie über das ganze Land zerſtreut, als die geſchickteſten, fleißigſten und billigſten Arbeiter überall geſucht und auf allen Wegen und Stegen zu finden.

Die frühern Herren des Landes, die eingeborenen Indianerſtämme, hatten in ihrer Freiheit nie vermocht, ein erſprießliches Gemeinweſen zu gründen, noch irgendein menſchenwürdiges Werk zu ſchaffen, und diejenigen unter ihnen, welche den Vertilgungskrieg überlebten, den die weißen Eindringlinge gegen ſie führten, waren als Arbeiter wenig oder gar nicht zu gebrauchen. Da kamen die chineſiſchen Kulis als willkommene Aushülfe und wußten ſich bald unentbehrlich zu machen, allein zugleich erregten ſie als gefährliche Concurrenten den Haß der Arbeiter germaniſcher und celtiſcher Raſſe, die alles daranſetzten, die gelben Eindringlinge wieder aus dem Lande zu vertreiben. So entſtand die bis heute noch ungelöſte chineſiſche Frage, die ſchon manche blutige Reibung hervorgerufen und kurz vor meiner Ankunft in San-Francisco durch eine drohende Maſſenbewegung die Stadt in Schrecken ver-

setzt hatte. Ich erfuhr das alles, bevor wir die reizvoll gelegene Gartenstadt Oakland erreichten, von welcher ein zwei englische Meilen langer Holzquai sich in die Bai vorstreckt, als Ausläufer der Pacific-Bahn, die man hier verläßt, um auf einer riesigen Dampffähre die Bai bis San-Francisco noch in einer Breite von etwa sechs englischen Meilen zu durchschneiden. Diese prächtig eingerichteten, zwei Stockwerk hohen Fähren sind von so gewaltigen Dimensionen, daß mir in der Erinnerung selbst die auf dem Hudson zwischen Hoboken und New-York schwimmenden Riesenboote klein dagegen erschienen.

Schon von Oakland aus machte mir das auf bogenförmig geschwungenem Felsrücken lagernde San-Francisco einen imposanten Eindruck, der sich noch steigerte, als ich die Stadt von der Höhe des Schiffes aus in weitem Umblick im Zusammenhang mit ihrer Umgebung betrachtete. Ein Theil der Häuser zieht sich auf dem Strande hin, der den Fluten erst durch ungeheuere Arbeit abgerungen werden mußte, während der größere Theil, der Bai zugekehrt, den östlichen Abhang des von Nord nach Süd streichenden Küstengebirges bedeckt, welches die Bai vom Stillen Ocean trennt, aber doch in der granitnen Mauer eine Oeffnung gelassen hat — das berühmte Goldene Thor — zur bequemen Ein- und Ausfahrt der Schiffe, wie auch zum Einzuge der eisigen Winde, wovon später die Rede sein wird.

Ruft man sich beim ersten Anblick der von hohem Felsenrücken auf Meer und Land herabschauenden herrlichen Stadt ins Gedächtniß, daß an der Stelle noch vor dreißig Jahren ein armseliges mexicanisches Dörfchen stand, Yerba Buena genannt, so kann man sich des Staunens nicht erwehren über die Kürze der Zeit, in welcher die Beherrscherin des Stillen Oceans zu ihrer heutigen Größe emporgestiegen, und zugleich gewahrt man, daß San-Francisco noch in stetigem Wachsthum begriffen ist, in einer Entwickelung, die so rasch vorschreitet, daß die heute schon 300000 übersteigende Zahl seiner Bewohner sich leicht im Laufe weniger Jahre verdoppeln mag.

Man gewahrt sofort, daß die Stadt, ihrer wunderbar günstigen Lage entsprechend, von vornherein nach großartigem Plane angelegt wurde, wobei es auf der felsigen, zwischen dem Ocean und der herrlichen Bai von San-Francisco sich hinziehenden Halbinsel die ungeheuerlichsten Bodenschwierigkeiten zu überwältigen gab, um eine sichere Grundlage zu gewinnen. Man fand nichts vor als spröde, unwirthbare Felsmassen, endlose Dünenreihen und zerstiebende Sandberge, denen jeder Fuß breit Landes zum Anbau abgerungen werden mußte.

Diese Riesenarbeit wird noch täglich fortgesetzt, um die übrigbleibenden Wüstenstrecken der Cultur zu gewinnen. Felsen werden gesprengt zu neuem Anbau und bewegliche Dünenhügel durch Anpflanzungen gefestigt, um den Stürmen des Oceans Trotz zu bieten.

Wie zum Schutz der Hafeneinfahrt aus den Fluten gestiegen liegt vor dem Goldenen Thor die kleine Felseninsel Alcatraz, mit Festungswerken überbaut, deren rothes Gestein in der Sonne weithin schimmert. Rechts vom Goldenen Thor erhebt sich der lange, dunkle Bergzug des 2600 Fuß hohen, üppig bewaldeten Tamalpais. Im Hintergrunde der zwischen immergrünen Eichen halb verborgenen Städte Oakland und Alameda steigen die Höhenzüge von Contra Costa empor, in weiter Ferne noch überragt von der dunkelblauen Doppelkuppe des nicht ganz 4000 Fuß hohen Monte Diablo. Etwa in der Mitte zwischen Oakland und San-Francisco liegt die Felseninsel Goat-Island, und wohin ringsum das Auge sich wendet, sieht es die herrliche, weitgeschwungene Bai von schnellgleitenden Booten, stolzen Segelschiffen und Dampfern, die schwimmenden Palästen gleichen, belebt. Bald sind wir im Hafen angelangt und fahren dem im untern Theile der Stadt an der breiten Market-Street gelegenen Palace-Hotel zu, wo schon eine freundliche Wohnung für mich bestellt war, der es selbst an frischem Blumenschmuck nicht fehlte. Dort verließen mich gegen ein Uhr vorläufig meine Begleiter unter Obhut einer dicken, alten, aber noch sehr rüstigen und sauber gekleideten Mohrin und eines

jungen, schmächtigen, leichtfüßigen Chinesen, dessen Kommen und Verschwinden so wenig hörbar war wie das einer Katze. Beide halfen mir beim Auspacken meiner Sachen, und während die Mohrin dann in dem kleinen zu meiner Wohnung gehörigen Badezimmer die passende Mischung von kaltem und heißem Wasser in die Wanne laufen ließ, trug mich ein mit Spiegeln und Sammtsitzen geschmückter Elevator, der schon ein halb Dutzend Ladies und Gentlemen aus den obern Stockwerken aufgenommen hatte, in das unterste hinab, wo in dem großen, eleganten Barbier- und Frisirzimmer acht handfeste Neger an ebenso vielen, auf großen Schraubstühlen fast der Länge nach ausgestreckten Opfern ihre Kunst mit Messer und Schere übten. Ich sah einigermaßen verwildert aus im Gesicht nach der langen Reise und seufzte danach, wieder ein civilisirtes Antlitz zu gewinnen. Bald wurde ein Platz frei und ein langer Neger vom Stamme der Tuareg winkte mir vertraulich ihn einzunehmen, wobei er mir beim Ausrecken der Gliedmaßen und Zurückbiegen des Kopfes dergestalt behülflich war, daß ich sicher in meiner Zwangslage ebenso lächerlich aussah, wie mir die andern Kunden erschienen waren. Wenigstens bedurfte ich der größten Selbstbeherrschung, um dem großen Spiegel gegenüber, der mir mein Jammerbild in malerisch bewundernswürdiger Verkürzung zeigte, nicht laut über mich selbst zu lachen.

Mr. Taylor — so hieß mein Neger, wie ich aus der Anrede eines andern erfuhr, der mit ihm politisirte, während beide zugleich auf langen Riemen an den Marterstühlen ihre Messer schliffen — hatte mich in einer Weise eingeseift, daß mir der Schaum in Mund und Nase drang, und schliff dann sein Messer so lange, daß der Schaum schon wieder geschmolzen war und ich aufs neue eingeseift werden mußte, bevor das eigentliche Rasiren beginnen konnte. Als dies glücklich vorüber war, reinigte Mr. Taylor mein Gesicht mit einem nassen Schwamme und befühlte dann Wangen und Hals, um zu erforschen, ob noch irgendwo ein Härchen sitzen geblieben. Ich erklärte ihm meine Zufriedenheit mit seinem Wirken und versuchte mich zu erheben, aber kopfschüt-

teind und mit mitleidsvoll überlegenem Lächeln drückte er mich zurück auf den Marterſtuhl, wobei es aus ſeinen Augen ſprach: „Was ſind dieſe Fremden doch in der Cultur zurück, daß ſie noch nicht wiſſen, was zu einem richtigen close shave gehört!“ Ein close shave bedeutet nämlich ein dreimaliges Raſiren, welches jedesmal unter denſelben Umſtänden vor ſich geht, wie ich es in ſeinem erſten Theile beſchrieben habe, nur mit dem Unterſchiede, daß das Meſſer zuerſt von oben nach unten geführt wird, während es bei der zweiten Procedur von unten nach oben fährt und bei der dritten in die Quere geht, wonach dann bei richtiger Handhabung kein Härchen zurückbleibt, aber dafür häufig die blutige Spur des Raſirmeſſers, wenigſtens nach meiner Erfahrung, der ich eine feine Haut habe und deshalb immer gegen die dreimalige Verarbeitung des Geſichts proteſtirte, aber bei Amerikanern und Negern immer vergebens. Mit den deutſchen Barbieren, deren es in den Vereinigten Staaten eine Menge gibt, konnte ich mich leicht verſtändigen; ſie machen den landesüblichen Brauch nur mit, um zu zeigen, daß ſie auch auf der Höhe der Bildung ſtehen, da der richtige Amerikaner die Nichtbeachtung des close shave (bei uns nennt man es „Nachraſiren“) für ein Zeichen von Barbarei hält. Iſt die ganze Procedur vorüber — die etwa ſo lange dauert, daß ein deutſcher Barbier, von Haus zu Haus gehend, in derſelben Zeit ſechs Kunden abfertigt — ſo wird Kopf und Geſicht mit Bay-Rum gewaſchen, einer erfriſchenden Eſſenz, aus californiſchem Lorber bereitet mit alkoholiſchem Zuſatz. Ich ließ mir den auf der Reiſe vielbeſtäubten Kopf noch beſonders waſchen, wofür es in den Barbierſtuben vortreffliche Apparate gibt; vorher waren mir auch Haupt- und Barthaar beſchnitten, und ich hatte für alles zuſammen an der Kaſſe anderthalb Dollar zu bezahlen, was nach deutſchem Gelde ſechs Mark ausmacht. Das klingt hoch, allein der mit großer Feierlichkeit von ſchwarzer Hand vollzogene Act des close shave, hair-cutting und head-washing ging dafür auch im Barbier- und Friſirſalon des Palace-Hotel vor ſich, welches im Rufe ſteht, das größte und prächtigſte Hotel

der ganzen Welt zu ſein. Das nächſte mal ging ich zu einem dem Hotel gegenüberwohnenden deutſchen Barbier, deſſen Stammkunde ich während meines Aufenthalts in San-Francisco wurde, weil er die Sache wenigſtens ebenſo gut, dabei dreimal ſchneller und ſechsmal billiger beſorgte.

Ich erwähne dieſe Kleinigkeiten nur, um mein Scherflein beizutragen zur Aufklärung der wunderlichen Vorſtellungen, welche bei uns über das Leben in San-Francisco herrſchen — ja, nicht nur bei uns, ſondern ſelbſt in den öſtlichen Staaten von Nordamerika. Wenn ich von dem Barbierſalon im Palace-Hotel allein geſprochen hätte, ohne ſeines deutſchen Gegenüber Erwähnung zu thun, ſo würde der Leſer ſich die ungeheuerlichſten Begriffe von californiſchen Preiſen gebildet haben. Er würde dann mit Recht ſchließen: wenn man für ein bischen Kopfwaſchen, Haarſtutzen und Barbieren ſechs Mark bezahlen muß, wie unerſchwinglich müſſen dann die Preiſe für alle andern weit nothwendigern Dinge ſein! Den Kopf waſchen und Bart ſcheren kann ſich jeder ſelbſt und auch die Haare wachſen laſſen ſo lang er will, aber Speiſe und Trank, Wohnung und Kleidung kann er nicht entbehren.

Darauf iſt zu bemerken, daß in Amerika die nothwendigſten Dinge zugleich die billigſten ſind und die Theuerung erſt mit dem Luxus beginnt. Eine ſo ſonnige, geräumige und bequeme Wohnung, wie ich ſie im Palace-Hotel hatte, würde in den erſten Hotels von Wien und Berlin wenigſtens das Doppelte gekoſtet haben. Die Preiſe für die Mahlzeiten ſind ungefähr wie bei uns, nur mit dem Unterſchiede, daß in Amerika eine größere Auswahl von Speiſen dafür geboten wird. Die Theuerung fängt bei Tiſch erſt mit den Getränken an und beſteht ſomit für den richtigen Amerikaner nicht, der es für anſtandswidrig hält, öffentlich Wein zu trinken, und ſich mit einem Glas Eiswaſſer oder Milch begnügt. So kann es denn einem fremden Gaſte leicht begegnen, daß er in den großen, feierlichen Speiſeräumen, unter Hunderten von Ladies und Gentlemen ſitzend, keine andere Flaſche Wein zu ſehen bekommt, als die er ſich ſelbſt beſtellt, ein Frevel, wofür

er natürlich büßen muß, nicht blos durch den hohen Preis, ſondern auch durch das Getränk, denn gute Weine ſind nur da zu haben, wo viel Nachfrage iſt. Der unruheselle, immer beſchäftigte Amerikaner hat die richtige Ausgleichung zwiſchen Arbeit und Genuß noch nicht finden können. Seine Hauptmahlzeit iſt das in den Hotels immer ſehr ſubſtantielle erſte Frühſtück, wobei er die dampfenden Speiſen ſo haſtig verſchlingt wie den Inhalt der rieſigen Zeitungen, welche er dabei lieſt.

In einem der Durchgangszimmer zu den prächtigen Speiſeſälen des Palace-Hotel befand ſich ein für den Tagesbedarf berechneter Buch- und Zeitungsladen, wo jeder der zum Frühſtück gehenden Gäſte ſich eins oder mehrere der neueſten Morgenblätter kaufte.

Gleich nach dem Frühſtück geht es dann in die Stadt hinaus an die Geſchäfte, und um die Mittagszeit verwandelt ſich auch ein großer Theil der zu allgemeiner Benutzung offen ſtehenden untern Räume, Hallen und Säle des Hotels in ein Geſchäftslocal, wo es zuweilen ſo lebhaft hergeht wie auf einer Börſe. Den Mittelpunkt bildet hier die „Office", ein großes Durchgangszimmer, welches der Länge nach durch eine breite Schranke (wie ein Ladentiſch) durchſchnitten wird, hinter welcher das Bureau ſich befindet, wo alle Beſtellungen gemacht, alle Briefe auf- und abgegeben, die Bücher geführt und die Rechnungen bezahlt werden. In einiger Entfernung davon iſt ein noch größeres Gemach mit einem Trinkſtande (bar), wo alle möglichen Getränke: einheimiſche und fremde Biere, Porter, Ale, Wein und Branntwein ausgeſchenkt werden, die aber nur ſtehend genoſſen werden dürfen, wenn der Gaſt zugleich einen Imbiß nehmen will, wofür er dann nichts zu bezahlen hat.

Dieſe in allen großen amerikaniſchen Hotels herrſchende Einrichtung der Bar-rooms und der darin übliche Brauch iſt ſo eigenthümlicher Art, daß ich einen Augenblick dabei verweilen muß.

Die Bar-room, oder das Trinkſtandzimmer, wie ſich es deutſch am beſten umſchreiben läßt, wird nur von Herren beſucht, die ſich

hier für die anſtandshalber in den vorhin geſchilderten feierlichen Speiſeräumen geübte Enthaltſamkeit von geiſtigen Getränken nach Belieben entſchädigen können, vor oder nach Tiſch, wie es ihnen am beſten ſchmeckt. Daß ein Amerikaner dabei Wein trinkt, habe ich ſelten bemerkt; er zieht ein Glas Whisky oder Brandy (Cognac) vor; am liebſten aber nimmt er gemiſchte Getränke zu ſich, in deren mannichfaltiger Bereitung die Bar-keepers eine fabelhafte Virtuoſität entwickeln. Der übliche Ausdruck für dieſe Getränke iſt cock-tail (Hahnenſchwanz), mit Voranſetzung der Bezeichnung des ſpirituöſen Beſtandtheils, wie z. B. Whisky-cocktail, Brandy-cocktail u. ſ. w. — Bildet Champagner die Grundlage, ſo wird meiſtens das Wort cobbler (Schuhflicker) für cocktail gebraucht: Champagne-cobbler. Dieſes überaus wohlthuende und erfriſchende Getränk hat eine Grundlage von Eis, auf welches einige Tropfen Angoſtura geſpritzt werden, denen dann ſo viel Champagner folgt, als das Glas neben dem Eiſe zu faſſen vermag. Wie wenig Champagner dazu nöthig, erhellt daraus, daß ein Glas Champagne-cobbler nur 25 Cents (1 Mark) koſtet, während eine ganze Flaſche Champagner auf der Weinkarte im Palace-Hotel mit 5 Dollars (20 Mark) angeſetzt ſteht. Ein Glas Cobbler genügt aber vollſtändig zur Erfriſchung oder als Trank zu einem guten Imbiß, den man dazu umſonſt haben kann, nur muß man alles ſtehend genießen. Nicht blos in San-Francisco, ſondern in allen amerikaniſchen Hotels befindet ſich neben dem Trinkſtand ein großer, ſauber gedeckter Tiſch, auf welchem allerlei nahrhafte und pikante Dinge ſtehen, wie kalter Braten, italieniſcher Salat, Käſe u. ſ. w. — Davon kann nun jeder zu einem Glas Bier oder einem cock-tail nehmen ſoviel er will; ein Neger iſt fortwährend beſchäftigt, Teller, Meſſer und Gabel zu wechſeln, und von irgendwelcher Vergütung iſt dabei keine Rede.

Ich hatte ſchon manchen Dollar unnütz ausgegeben, ehe ich von dieſer bequemen Einrichtung erfuhr, die ſich nicht blos jeder im Hotel Wohnende, ſondern überhaupt jeder in ſauberer Kleidung Eintretende zu Nutze machen kann, was denn auch von früh bis

spät fleißig geschieht, sodaß es an der Bar an Gästen nie fehlt. Etwas der Art findet sich in allen Wirthschaften, bis in die Trinkstuben niedersten Ranges herab. Ich hielt diese Erscheinung für wichtig genug, um ihrem Ursprunge nachzuforschen, dem eine Quelle des Mitleids nicht fehlt.

Zum Betteln ist der arme Amerikaner zu stolz; er arbeitet solange er kann, aber wo die Arbeit fehlt oder seine Kräfte versagen, wird er sich eher auf Raub verlegen als auf Bettelei. So haben sich früh Vereine und Bräuche gebildet, um der äußersten Noth vorzubeugen und verschämter Armuth erleichternd entgegenzukommen. Zu diesen Bräuchen gehört auch die Einrichtung der Bar-rooms. Ein armer Schlucker, dem die Mittel fehlen ein Mittagsessen zu bezahlen, tritt an die Bar mit seinen paar Cents, die gerade noch für ein Glas Bier oder einen Whisky ausreichen, und ißt sich dabei satt, ohne dadurch im geringsten aufzufallen. Ein bemittelter Amerikaner hingegen läßt es bei einem Glase nie bewenden und steckt nur nebenher ein bischen zu Knupperndes in den Mund. So gleicht sich die Sache aus. Dennoch würde der Wirth dabei zu kurz kommen, wenn es der Landesbrauch nicht mit sich brächte, daß in den eigentlichen Speiseräumen die mannichfaltigen Gerichte in solcher Hülle und Fülle geboten werden, daß immer das meiste davon übrigbleibt, mehr als genügend, die Bar-room mit frischer Zufuhr reichlich zu versorgen.

Das Hotelleben in Amerika bietet überhaupt so viel Eigenartiges, daß sich leicht ein Buch darüber schreiben ließe. Doch hier bin ich vielleicht schon in der Schilderung einzelner charakteristischer Züge zu weit gegangen, zu deren richtigem Verständniß ich wenigstens noch ein paar Worte über das Ganze sagen muß, zumal in Amerika das Hotelleben eine weit bedeutendere Rolle spielt als bei uns.

Als ich nach San-Francisco kam, wurde dort allgemein über schlechte Zeiten, Mangel an Sicherheit und Vertrauen, Stockung im Handel und Wandel geklagt. Große Volkszusammenrottungen hatten stattgefunden und die Stadt in Angst und Unruhe versetzt;

es drohte zu blutigen Zusammenstößen mit den Chinesen zu kommen, gegen welche die irischen Arbeitermassen aufgehetzt waren. Dazwischen fiel ein persönlicher Conflict zwischen Reverend Mr. Kalloch, einem einflußreichen Baptistenprediger, und Mr. Charles de Young, einem einflußreichen Redacteur, der die einigermaßen anrüchige Vergangenheit des geistlichen Herrn in so beleidigender Weise enthüllt hatte, daß dieser noch schonungsloser gegen Mr. de Young vorging, welcher danach dem geistlichen Herrn auf offener Straße eine Kugel in die Brust jagte, die ihn jedoch nicht tödtete, sondern nur die Lunge schwer verletzte. Der öffentliche Skandal endigte zunächst damit, daß ein Sohn des Verwundeten, ebenfalls ein salbungsvoller Baptistenprediger, am folgenden Morgen in das elegante Haus des Mr. de Young ging und diesen in seinem zu ebener Erde liegenden, von der Straße aus jedermann zugänglichen Bureau erschoß und zwar in Gegenwart verschiedener in Geschäften anwesenden Personen, wonach er dann als offenbarer Mörder, der seine That weder leugnen konnte noch wollte, in sichere Haft gebracht wurde.

Der frühere Mordversuch des nun todten Mr. de Young auf den ältern Mr. Kalloch, dessen sehr kräftige Constitution dem Schuß in die Lunge nicht erlag, hatte zur tröstlichen Folge, daß das Ziel seines Ehrgeizes, Mayor von San-Francisco zu werden, um so schneller erreicht wurde. Die Majorität der Stimmen bei der eben schwebenden Wahl fiel auf ihn, und so erhielt er als Ersatz für den verlorenen Lungenflügel das höchste und einflußreichste städtische Amt. Bei meinem Eintreffen in San-Francisco war Reverend Kalloch sen. schon als Oberhaupt der Stadt installirt und Reverend Kalloch jun. saß in Untersuchungshaft hinter eisernen Gittern. Mr. Charles de Young war unter großem Volkszulauf begraben, aber der Hader der Parteien nicht mit ihm, wenn es auch dem neuerwählten Mayor bald gelang, die äußere Ruhe herzustellen. Was man immer gegen ihn zu sagen haben mochte: seine unbeugsame Energie und überlegene geistige Begabung mußte jeder anerkennen. Er verband mit einem weiten Ge-

wiſſen einen weiten Blick; er konnte ſich verhaßt, aber nicht lächerlich machen, und war, wie ich oft ſagen hörte, im Grunde nicht ſchlechter als ſeine Rivalen, ſondern nur geſcheiter.

Die Zeitungen waren natürlich voll von den hier nur kurz erwähnten Vorgängen und den vielen aufregenden Scenen, die damit zuſammenhingen. Man hätte nach den haarſträubenden Schilderungen erwarten können, daß in San-Francisco alles drunter und drüber ginge und ſelbſt die Pflaſterſteine Blut athmeten. In Wirklichkeit fand ich es ganz anders, gerade wie es mir ein Menſchenalter vorher im Kaukaſus ergangen war, wo damals der Krieg noch wüthete und kein Poſthalter einem Reiſenden Pferde zum Weiterkommen gab, der nicht bis an die Zähne bewaffnet war. So trug ich denn auch Säbel, Dolch und Piſtolen, aber ohne weiter davon Gebrauch zu machen, da mich von allen wilden Aſiaten, die mir begegneten, nicht ein einziger angriff. In San-Francisco nun trug ich nichts als meinen Schirm, der mir zugleich als Stock diente, und weder dem Schirm noch mir geſchah das Geringſte zu Leide.

Im Hotel hörte ich in den Speiſeräumen gar nicht von den nahen Begebenheiten ſprechen, die in der Ferne ſo viel Staub aufwirbelten. Die Zeitungen berichteten ausführlich genug darüber; wozu ſollte man ſich noch lange davon unterhalten und ganz unnütz die koſtbare Zeit verlieren? Nur im Bureau hörte ich ein paarmal klagen über die durch jene Unruhen herbeigeführte Stockung im Verkehr, welche ſo weit ginge, daß augenblicklich kaum 1200 Gäſte im Palace-Hotel wohnten, und die Zahl noch geringer ſein würde, wenn nicht kürzlich ein benachbartes großes Hotel Bankrott gemacht hätte.

Nun kann ſich jeder Leſer von einiger Einbildungskraft ſelbſt eine Vorſtellung machen von der Größe eines Hotels, in welchem 1200 Gäſte als eine Zahl erſcheinen, die wohlbegründeten Anlaß gibt zu Klagen über ſchlechte Zeiten und Stockung des Verkehrs!

Einundzwanzigſtes Kapitel.

San-Francisco.

Dr. Barkan holte mich zu einem Spaziergange ab, der uns ſchon beim Einbiegen in die nächſte Straße eine aufregende Scene bot: eine im raſcheſten Trabe um die Ecke raſſelnde elegante Equipage ſtieß mit einem ebenfalls raſch fahrenden Wagen der Straßenbahn ſo heftig zuſammen, daß der Kutſcher vom Bocke auf das Pflaſter flog, die Pferde zuſammenbrachen und die Equipage arg beſchädigt wurde. Doch war ſchnell Hülfe bei der Hand; weder die Verletzung des Kutſchers, noch die ſeines Herrn erwies ſich als lebensgefährlich; der ſtark gebaute Straßenwagen hatte nichts als ein paar zertrümmerte Fenſter zu beklagen; die Paſſagiere kamen mit dem bloßen Schrecken davon.

Daß dieſer Unfall der einzige ſeiner Art war, den ich in San-Francisco erlebte, erſcheint mir jetzt als ein wahres Wunder, denn angeſichts der oft ſehr ſchwierigen Wege und der bei uns beiſpielloſen Schnelligkeit, womit eine Menge zwiſchen hohen, ſchmalen Rädern ſchwankender Buggies bergauf und bergab fortwährend aneinander vorüberſauſten, war ich täglich auf einige Dutzend Zuſammenſtöße gefaßt, die glücklicherweiſe nicht erfolgten, obwol ich nur zwei- oder dreimal mit einem Kutſcher von Profeſſion fuhr und ſonſt immer mit einem Herrn oder einer Dame,

die ihr Buggy selbst lenkten und sich dabei noch lebhaft mit mir unterhielten.

Der obenerwähnte ausnahmsweise Unfall wurde auch nur durch zu rasches Umbiegen um eine Ecke herbeigeführt. Wo die Wagenführer einander Auge in Auge begegnen, da ist bei ihrer Gewandtheit in der Lenkung ihrer so klugen wie muthigen Pferde kein Zusammenstoß zu befürchten.

Als wir durch die Kearny-Street schlenderten, fragte mich Dr. Barkan, ob es mich nicht interessiren würde, das Local zu sehen, wo kurz vorher der junge Baptistenprediger Kalloch dem Chef-redacteur des „Chronicle" die verhängnißvolle Bluttaufe gegeben, die Mr. Charles de Young vermittels Pulver und Blei zur ewigen Ruhe befördern sollte.

Die Frage bejahend, folgte ich meinem liebenswürdigen Führer, und wir traten bald in ein hochgebautes, sehr elegantes Haus ein, dessen offen stehende Thür gleichsam zum Eintreten einlud. So gelangten wir unmittelbar von der buntbelebten Straße über ein paar Marmorstufen in einen hohen stattlichen Raum, wo alles nur so blitzte und funkelte, vom blanken Marmor der Bar bis zu den Briefwagen, den Thürklinken und dem großen Spittoon, (wofür unser „Spucknapf oder -Kasten" nur ein dürftiger Aus-druck ist); das hohe Spittoon war von Metall und schimmerte wie vergoldet. Bar bedeutet hier die Schranke, welche das Bureau von dem Verkehrsraum trennt und aus einem bei uns sogenannten Zahl- oder Ladentische besteht, zum Theil von Gittern überragt, hinter welchem die Schreibenden sitzen, ähnlich wie in einem ge-wöhnlichen Banklocal. Unter ihnen befand sich auch des er-mordeten Mr. de Young's Bruder, der jetzt allein an der Spitze des „Chronicle" stand.

Er erhob sich einigemal, um mit Eintretenden zu sprechen, die nach ihm fragten, gab den gewünschten Bescheid und nahm wieder seinen Platz ein, ohne sich weiter umzusehen. Allerlei Leute kamen und gingen, rasch abgefertigt in ihren geschäftlichen Ange-legenheiten.

Wir hatten nichts anderes zu thun in der eleganten Expedition des „Chronicle", als uns darin umzusehen, wobei mein orts- und sittenkundiger Begleiter den Führer und Erklärer in so unbefangener Weise machte, als ob er der Eigenthümer des Locals wäre.

Die Bar bildete gerade der Eintrittsthür gegenüber einen stumpfen Winkel und hatte rechts eine mit der Straße parallel laufende Längenseite, an welcher die Geschäfte verhandelt wurden, während die Schmalseite links nur den Abschluß bildete bis zur Hinterwand. Unten war allerlei Marmorverzierung angebracht, auf deren kunstvolle Arbeit Dr. Barkan mich hinwies, während vorn an der Bar Geschäfte abgemacht wurden. Als es dann kurze Zeit ruhig wurde und nur die Federn über das Papier schwirrten, zeigte er mir den Platz, wo Mr. Kalloch über die Bar hinweg Mr. Charles de Young erschossen hatte.

Niemand beachtete uns während der ganzen Zeit. Wir waren, nach Landessitte den Hut auf dem Kopfe, eingetreten, ohne zu grüßen, und gingen ebenso wieder fort, gleich als ob wir eine Musterung auf offener Straße vorgenommen hätten.

Ich habe mich nur schwer an diesen amerikanischen Brauch gewöhnen können, obgleich er jedenfalls bequemer ist als die bei uns üblichen Förmlichkeiten beim Eintritt in ein Geschäftslocal. Als ich kurz nach meiner Ankunft in New-York mit einem dort ansässigen deutschen Bekannten abends durch eine belebte Straße ging und er plötzlich Lust verspürte eine Cigarre zu rauchen, wobei er mir auch eine anbot, traten wir in das nächste Magazin, um unsere Cigarren anzuzünden. Ich lüftete leicht grüßend meinen Hut und sagte beim Anzünden der Cigarre, zwei mir gegenüberstehenden Commis zugewendet: „Mit Erlaubniß."

Als wir wieder auf der Straße waren, erklärte mir mein Begleiter, daß durch solche Förmlichkeiten den Leuten durchaus kein Gefallen geschehe und man nur als Fremder dadurch auffalle. Die Leute hätten alle so viel zu thun in ihren Geschäften, daß sie gern jedes überflüssige Wort vermeiden. Doch dies nur nebenbei!

Da ich einmal das Local gesehen hatte, in welchem der Mord

begangen war, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, auch den merkwürdigen Mörder zu sehen, wozu mir in entgegenkommender Weise bald Gelegenheit geboten wurde durch Herrn Sartander von der „Abendpost", dem als Berichterstatter für das Criminaldepartement, alle Thüren offen standen. Er führte mich Vormittags in das Court-House, in dessen untern, fast kellerartigen Räumen sich das Gefängniß befand, wo Reverend Kalloch jun. seinem Urtheil entgegenharrte. Beim Eintritt rechts war das Bureau, hinter dessen niedriger Bar, die freien Umblick zuließ, einige Beamte saßen, denen ich vorgestellt wurde. Es war darunter ein alter Eingewanderter aus Ostpreußen, dem aber doch jetzt das Englische mundgerechter zu sein schien als das Deutsche, obgleich er eine gewisse Fühlung mit der heimatlichen Literatur aufrecht erhalten hatte und auch manches von mir sehr wohl kannte.

Gerade der Eingangsthür gegenüber lief an der Hintermauer des mehr langen als breiten, kellerartigen Raumes eine Reihe von Zellen hin, welche vorn mit Eisenstäben geschlossen waren und dadurch auf den ersten Blick ganz den Eindruck von Käfigen in einer Menagerie machten, hinter deren Eisenstäben man Löwen, Tiger, Eisbären, Hyänen, Schimpansen und sonstige Bestien entdeckt. Nur stellte es sich bei näherer Betrachtung heraus, daß die Zellen wol um das Doppelte weiter und höher waren als ein gewöhnlicher Löwenkäfig, und dazu einen gewissen Comfort in der Einrichtung enthielten, wie einen Stuhl, einen Tisch und eine Art Schlafsofa, nebst verschiedenen Gefäßen. Ja, einige der Zellen hätte man für ganz behäbige Zimmer halten können, wenn die eisernen Gitter nicht davor gewesen wären und wenn nicht vor dieser langen Reihe von Eisenstäben in dem nicht ganz regelmäßig gestampften, feuchten Erdboden eine großartige Vertiefung sich hingezogen hätte, als offener Abzugskanal.

Den Hauptzweck meines Besuchs, Mr. Kalloch zu sehen, sollte ich leider nicht erreichen; der junge Geistliche war schon eine Stunde vorher zum Untersuchungsrichter geführt worden, und der erste Beamte meinte, es werde mit dem Verhör wol sobald nicht zu

Ende gehen. Gestern sei der Mayor von San-Francisco, Reverend Kalloch sen., sehr lange bei seinem Sohne gewesen und habe diesen dann in sehr gefaßter Stimmung verlassen.

Ich wurde nun, gleichsam zur Entschädigung, auf eine Anzahl anderer berühmter Mörder aufmerksam gemacht, die hinter den Eisenstäben, jeder in einer besondern Zelle, saßen oder standen, und wovon mir drei lebhaft im Gedächtniß geblieben sind.

Der erste war ein Chinese von so mächtiger Leibesgestalt, wie ich noch keinen gesehen hatte, selbst nicht unter den Hunderten, die ich auf der Herfahrt bei den harten Bahnarbeiten fand, wozu nur die stärksten brauchbar sind, geschweige denn unter den fast durchgehends klein und schmächtig gestalteten Kulis, von denen es in San-Francisco förmlich wimmelt.

Kurz, es war eine Gestalt von so gewaltigem Bau, wie ich ähnliche nur zuweilen im bairischen Hochgebirge und an den Küsten der Nordsee getroffen, aber niemals mit so unheimlichem Gesichtsausdruck, wie diesem Chinesen eigen war. Seine Züge trugen durchaus nicht das Gepräge der Roheit. Das bestialisch Wilde seiner Natur lag auf der Lauer hinter dem Ausdruck entschiedener Intelligenz und gelassener Furchtlosigkeit. Keine Spur von Aufregung war an ihm zu entdecken. Solange ich ihn aus einiger Entfernung beobachtete, ging er, die Hände auf dem Rücken zusammengepreßt, in seiner geräumigen Zelle auf und nieder mit der Haltung eines vornehmen Mannes. Auch die Kleidung deutete darauf hin, daß er nicht zu den untern Schichten seines Volks gehöre. Wer er eigentlich war, sollte erst ermittelt werden, denn er war kurz vorher eingebracht, nachdem er einigen Gentlemen, mit denen er Händel gehabt, im Handumdrehen das Lebenslicht ausgeblasen. Man brauchte nur die, durch behäbige Leibesfülle nicht gehinderte Geschmeidigkeit seiner Bewegungen zu sehen, um zu begreifen, daß seine starken Hände, rasch auffahrend zwei Gegnern zugleich an die Gurgel gesetzt und so ihre Köpfe aneinanderschlagend, diesen bald das Athmen verleiden mußten. Mir kam bei seinem Anblick unwillkürlich die drastische Schilderung in den

Sinn, welche Macaulay vom Grafen Orloff entworfen aus der Zeit, da dieſer, kurz nachdem er mit ſeiner ſtarken Fauſt Peter III. erwürgt, als Geſandter der großen nunmehr verwitweten Kaiſerin Katharina nach London kam und in den ariſtokratiſchen Kreiſen das Merkziel der ſtaunenden Blicke alter und junger Ladies wurde. . . .

Als wir dem Gitter näher traten, hinter welchem der Chineſe (den ich mir ganz gut als einen der verwegenſten Korſaren ſeines Landes denken konnte) auf- und abging, wie ein Tiger im Käfig, warf er uns einen verächtlichen Blick zu und ſtreckte ſich ſelbſt dann der Länge nach auf das Schlafſofa, ohne uns weiter eines Blicks zu würdigen.

Nur durch eine Wand von ihm getrennt, ſaß ein zähnefletſchender Mohr, ebenfalls eine athletiſche Geſtalt, aber ſonſt in nichts dem Chineſen ähnlich. Er ſah aus wie die verkörperte Beſtialität, mit einem Paar unſtet rollenden Augen, aus welchen wüſte Sinnlichkeit glotzte. Kein menſchlicher Zug an ihm, als jenes eigenthümlich grinſende Lächeln, welches nur Mohren und Negern zu Gebote ſteht und ſich bei ihnen in allen Spielarten findet, vom wirklichen Ausdruck der kindlichſten Naivetät angefangen, bis zum trügeriſchen Schein herab, der ſich ausnimmt wie Lichtſchimmer, der auf einen Sumpf fällt. Dieſer Mohr hatte ein paar Morde unter haarſträubenden Umſtänden begangen, die hier nicht wohl angeführt werden können.

Die dritte Perſon, vor deren Zelle wir halt machten, war eine Lady, die nicht viel weniger als ein halbes Jahrhundert zählen konnte, aber ſo jugendlich that, als ob ſie noch in der Maienblüte des Lebens ſtände. Sie war angeklagt, einen Prieſter ermordet zu haben, und ſuchte uns zu beweiſen, daß ſie dies nur aus Verſehen, in äußerſter Vertheidigung ihrer Tugend gethan, und folglich gar keine Mörderin im eigentlichen Sinne des Wortes ſei. Weit entfernt, ſich unſerm Anblick zu entziehen, drängte ſie ſich uns förmlich entgegen, ſoweit ſie konnte, denn während wir noch vor der nachbarlichen Zelle des Mohren ſtanden, lugte und ſprach ſie ſchon zu uns herüber durch die Eiſenſtäbe ihrer Zelle, mit

welchen ihre Wangen in so nahe Berührung kamen, daß ein gutes Theil der dick aufgelegten Schminke dadurch abgerieben wurde, was sie in der Aufregung gar nicht zu bemerken schien. Frisch geschminkt und mit allen Toilettekünsten ausstaffirt hätte sie, auf der Straße von fern gesehen, für eine ganz stattliche Lady gelten können; in der Nähe durch das Gitter betrachtet, machte sie mir mit ihrem halb geschminkten, halb verwitterten Gesicht, mit ihrem übrigen zerknitterten Aufputz und der sittlichen Verkommenheit, welche sich in ihrer aufdringlichen Redeweise kundgab, einen schauerlichen Eindruck.

Ich hatte kein Verlangen, noch weitere Exemplare der in Voruntersuchungshaft befindlichen Gefangenen kennen zu lernen, und seufzte nach frischer Luft, die aber dann, gerade um die Mittagsstunde, so kalt durch die breiten Straßen strich, daß es mich wie ein förmlicher Schüttelfrost überkam, obgleich ich vorsorglich einen warmen Ueberzieher trug, der mir, als ich mein Hotel bei warmem Sonnenschein verlassen hatte, lästig erschienen war, sodaß ich langsam gehen mußte, um mich nicht übermäßig zu erhitzen. Jetzt stand die Sonne scheitelrecht über mir am klaren Himmel, aber der eisige Wind, der vom Stillen Ocean her durch die Goldene Pforte der Bai von San-Francisco in die Stadt hereinblies, schien die Gewalt der Sonnenstrahlen durch sein Zischen und Pfeifen verhöhnen zu wollen, wie er das während meines mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Goldmetropole täglich einigemal zu thun pflegte, wodurch dann ein jäher Temperaturwechsel entstand, der mich weit empfindlicher berührte, als sonst die größte Kälte im Winter oder die größte Hitze im Sommer bei einiger Andauer. Nur in den Morgenstunden fand ich die Temperatur ziemlich gleichmäßig und gelinde genug, um nach dem ersten Frühstück in meinem Sammtrock einen Spaziergang durch die Montgomery- oder Kearny-Street zu machen, wo immer von früh bis in die Nacht hinein ein buntes Leben und Treiben herrschte. Bei weiterm Vorrücken des Tages mochte ich mich kleiden wie ich wollte: ich fiel immer aus einer Erkältung in die andere, die ich dann ein

paarmal in der Woche durch den Gebrauch eines vortrefflich eingerichteten türkiſchen Bades wieder zu vertreiben ſuchte, ſodaß ich zuletzt doch mit heiler Haut davonkam.

Ich erwähne dieſe perſönlichen Erfahrungen nur, weil ſie zugleich charakteriſtiſch für San-Francisco ſind, deſſen Klima wol die meiſten Reiſenden ganz anders finden werden, als ſie ſich es gedacht. Bis zum Gefrierpunkte fällt dort das Thermometer nicht, aber 10° R. Kälte ſind bei ruhigem Wetter für wintergewöhnte Leute angenehmer als doppelt ſo viel Wärmegrade, welche das Thermometer an ſonnigen, geſchützten Plätzen zeigt, während ſturmartige eiskalte Winde in den Straßen Wolken von Staub aufwirbeln und die Fußgänger, die ſich im Ankämpfen dagegen erhitzen, mit doppelt eindringlicher Gewalt treffen. Es gibt auch ausnahmsweiſe ſchöne, ruhigere Tage, aber ich habe doch während des Maimonds keinen ſolchen erlebt, der geſtattet hätte, ohne Schutz längere Zeit im Freien zu ſitzen. Das fiel mir um ſo mehr auf, als in den Gärten nicht blos alles grünte und blühte, ſondern auch manches ſchon reifte. Wo es keine Nachtfröſte gibt und am Tage der Sonnenſchein nicht fehlt, gedeiht das Pflanzenleben munter fort, ſelbſt bei rauhen Winden. Auch die Menſchen befinden ſich bei dieſen rauhen Winden ganz wohl, wenn ſie ſich erſt einmal gründlich daran gewöhnt haben. Ich habe bei allen ältern mir bekannt gewordenen Bewohnern San-Franciscos gefunden, daß ſie mit großer Vorliebe an der Stadt hängen und ſelbſt die kalten, meiſt nur während der Sommermonate wehenden Winde als eine Wohlthat empfinden, weil die Einwohner dadurch vor zu großer Hitze und zugleich vor gefährlichen Krankheiten bewahrt bleiben. Als die angenehmere Jahreszeit wurde mir der Winter geprieſen, wo bei faſt täglichem Regen mehr Gleichmäßigkeit der Temperatur herrſcht, die Luft durchſchnittlich wärmer iſt, die Vegetation üppiger und das Leben behaglicher.

Immerhin kann man das Klima einer Stadt ein geſegnetes nennen, wo ſelbſt der Winter Blüten und Früchte treibt, wo man das Eis nur als Genußmittel kennt und den Schnee nur wie er

auf den Kuppen ferner Bergzüge in der Sonne ſchimmert, und wo ſelbſt die kalten Winde des trockenen Sommers als eine Wohlthat für die Stadt geprieſen werden. Wer dieſen kalten Winden ausweichen will, die oft ein Feuer im Kamin wünſchenswerth machen, der braucht blos von dem hochgelegenen und deshalb luftigen San-Francisco hinunterzuſteigen und über die ſchöne Bai zu fahren, an deren anderm, tiefer gelegenem Ufer ſich ihm alle Herrlichkeit des Sommers erſchließt. Eine Menge wohlhabender Geſchäftsleute wohnen dort das ganze Jahr hindurch mit ihren Familien und haben nur ihre Handels- oder Bankhäuſer in San-Francisco, wohin ſie morgens fahren, um abends in ihre Villen zurückzukehren.

Leute, die blos dem Vergnügen leben, habe ich in San-Francisco nicht gefunden, wie überhaupt in keiner amerikaniſchen Stadt. Die Arbeit wird hier zum Leben als ſo nothwendig betrachtet wie das Athmen, und man arbeitet durchſchnittlich viel angeſtrengter als bei uns. Ich habe das ſo recht bemerkt, wenn meine Bekannten in ihrem freundlichem Eifer, mir alles Sehenswerthe zu zeigen oder mich auf kleinen Ausflügen zu begleiten, es zu ermöglichen ſuchten, ſich einmal auf ein paar Stunden oder auf einen halben Tag freizumachen. Da niemand — ob er nun Arzt oder Anwalt, Kaufmann oder Bankier, Redacteur oder Richter, Fabrikant oder Beamter war — lange in ſeiner „Office" fehlen durfte, ſo verſtändigten ſich verſchiedene Herren untereinander über die Zeit, welche ſie mir am Tage widmen konnten, und Dr. Barkan, der fürſorglich alles ordnete und leitete, theilte mir dann das Nähere mit. Erſt durch ihn erfuhr ich zumeiſt, wie ich meinen Tag einzutheilen, welche Beſuche ich zu empfangen oder zu machen hatte und welche Ausflüge mir bevorſtanden.

Gleich der erſte Ausflug war ein überaus gelungener und genußreicher, durch das ſchönſte Wetter begünſtigter. Eine muntere Geſellſchaft, beſtehend aus Dr. Paulßen, Herr Golly, einem ſehr intelligenten und fein gebildeten jungen Buchhändler, und Herrn Kittelberger, einem um den Weinbau in Californien verdienten

Piennier, holte mich in der Sonntagsfrühe aus meinem Hotel ab in einem behäbigen Wagen, von einem Paar feuriger Füchse gezogen, deren Anblick schon an sich eine Freude war. Durch die Stadt fuhren wir nur in gelindem Trab und auf Umwegen, da meine Begleiter mir einen Ueberblick des äußerlich Merkwürdigsten bieten wollten, bevor wir sie verließen. Dazu gehörten für mich in erster Linie die Drahtseilbahnen, auf welchen lange breite Wagen — immer zwei hintereinander, die zusammen wol 60 Personen fassen, ohne sichtbare Trieb- oder Zugkraft — in stets gleicher Geschwindigkeit bergauf und bergab gleiten, wie von Geisterhänden gezogen. Der Vorderwagen steht nach beiden Seiten der Straße zu offen, sodaß man nicht allein die Passagiere bequem überschauen, sondern auch durch ein paar Schritte vom Trottoir aus unter ihnen Platz nehmen kann. So groß die Geschwindigkeit der Bewegung dieser Wagen ist, so leicht sind sie zum Stehen zu bringen, gleichviel ob sie bergan oder bergab laufen. In dem vordern oder Triebwagen steht der Conducteur mit einem feinen Eisenstabe, der in eine mitten zwischen der Spur hinlaufende, nur ganz in der Nähe sichtbare Rinne gesenkt, ein Triebwerk in Bewegung setzt, welches den Wagen an das unter der Rinne hinlaufende doppelte, ununterbrochene Stahlkabel so lange festklammert, als er laufen soll; wird hingegen diese Verbindung durch Herausziehen des Stabes gelöst, so hört die Bewegung auf. Das stählerne, viele Meilen weit fortlaufende, unterirdische Doppelkabel wird seinerseits in Bewegung erhalten durch eine gewaltige Dampfmaschine, die ich erst später Gelegenheit fand näher in Augenschein zu nehmen.

Abgesehen von den öffentlichen Bauten und den großen Geschäftshäusern sind fast alle Gebäude aus Holz errichtet, was man freilich beim Vorüberfahren nicht bemerkt, da sie meist in einer Weise übertüncht, cementirt und übermalt worden sind, als ob sie aus Stein beständen. Selbst die prächtigsten Paläste der großen californischen Gold- und Eisenbahnkönige, die ihren Hochsitz auf dem eine herrliche Rundschau gewährenden California-Hügel haben,

sind Holzgebäude — nicht aus Sparsamkeitsgründen, sondern weil die Leute lieber in hölzernen als in steinernen Palästen wohnen.

Durch den Golden Gate-Park, den landschaftliche Kunst binnen wenigen Jahren aus einem sandigen Boden hervorgezaubert hat, in welchem früher kein Grashalm gedieh, fuhren wir zum Gestade des Stillen Oceans, wo auf einem steil ins Meer abfallenden Felsen das berühmte Cliff-House liegt, von dessen Veranda man eine Aussicht genießt, die zu den großartigsten zählt, welche die bekannte Welt bieten kann. Vor und bis zum Horizont, der seine Scheidelinie kaum bemerkbar zieht, schimmert das Weltmeer, scheinbar nur von wenigen Segel- und Dampfschiffen belebt, weil sie auf der unendlichen Wasserfläche so weit zerstreut und vereinzelt erscheinen, daß man erst lange zählen muß, um zu finden, daß ihrer doch viele sind. Aber nur ein paar Riesendampfer, die eben nach Japan und China auslaufen, machen einen lebhaft ins Auge fallenden Eindruck, während die meisten der fernen Fahrzeuge nur wie weiße oder schwarze Punkte auf dem Ocean schaukeln, dessen feierliche Stille nur in unserer Nähe zur Linken unterbrochen wird, wo die Brandung weithinschallend ihren schneeweißen Schaum auf das nackte Gestade spritzt. Rechts, nicht weit von uns, sahen wir die auseinandergeschobenen Höhenzüge, welche das „Goldene Thor" des Westens bilden. Scheinbar kaum einen Steinwurf entfernt von uns ragen drei dunkle, phantastisch geformte Klippen aus dem Meere, die von Hunderten gewaltiger Seelöwen bedeckt und umwimmelt sind.

Wer nicht schon vorher gewußt von den merkwürdigen Klippen, der könnte bei nicht ganz klarem Wetter leicht auf die Vermuthung kommen, sie bestünden aus lauter Seeungeheuern, die unter gewissen Umständen eine Anzahl von sich ausstießen, um sie durch andere zu ersetzen; denn ein selten unterbrochenes Wechselspiel zwischen Seelöwen, die plötzlich von einer Klippe ins Meer springen, und solchen, die aus dem Meere zu den Klippen emporklimmen, hält die Zuschauer in steter Spannung, sodaß es eines starken äußern Anlasses bedarf, um sich von dem fesselnden Schauspiel

loszureißen, zu welchem das Wogengeplätſcher, das Rauſchen der Brandung und das Kreiſchen der Möven die Muſik liefern.

Die drei wildzerklüfteten und zerriſſenen Klippen, seal rocks (Seehundsfelſen) genannt, bilden ein Aſyl für die Seelöwen, wo ſie ſich unter dem Schutz des nahen San-Francisco vollkommener Sicherheit erfreuen. Hier auf dieſe Thiere zu ſchießen, würde als ein großer Frevel geahndet werden, und mit Recht. Die klugen Thiere wiſſen das und machen von ihren Privilegien den freieſten Gebrauch, indem ſie die Klippen als feſte Burgen betrachten, wo ihnen kein Feind etwas anhaben kann, während ſie ſelbſt nur einen Sprung ins Waſſer zu thun brauchen, um ſich die köſtlichſte Beute zu ſichern, nach deren Verſchlingen ſie im warmen Sonnenſchein ihre Sieſta halten und auf ihrem Klippenlager ſorgloſer entſchlummern als irgendein Weltbeherrſcher im goldenen Bett. Zum Dank dafür verſammeln ſie ſich hier in ſolchen Scharen und führen ſo feſſelnde Schauſpiele auf, daß ſie dadurch Cliff-Houſe zu einem der berühmteſten Wallfahrtsorte der Welt gemacht haben. Denn nicht blos alle Fremden, die das Land bereiſen, kommen — ſicher mehr als einmal — hierher, ſondern auch für die Bewohner von San-Francisco hat Cliff-Houſe eine größere Anziehungskraft als irgendein anderer Punkt der reizvollen Umgegend.

So großartige Naturbilder, wie jene Umſchau von der Veranda des Cliff-Houſe — mit dem wunderſam belebten Vordergrunde — ſie entrollt, laſſen ſich nicht beſchreiben, nur andeuten, denn jeder ſieht ſie mit andern Augen. Ich freute mich, zu bemerken, daß meine Begleiter davon ebenſo begeiſtert waren wie ich, obgleich ſie ſchon oft die Fahrt nach Cliff-Houſe gemacht hatten, was ich jetzt auch von mir ſagen kann. Ich wäre noch lange auf der Veranda ſitzen geblieben, wenn Herr Golly mich nicht daran erinnert hätte, daß noch mancherlei anderes für den Tag auf unſerm Programm ſtand. Wir hatten bis dahin Eſſen und Trinken vergeſſen und nahmen nun zur Erfriſchung vor dem Aufbruch einen Champagne-Cobbler, um nach einer neuen Fahrt die kalten

Speiſen und Getränke, welche fürſorglich im Wagen untergebracht waren, im Freien zu verzehren.

Die Fahrt führte uns am Meeresſtrande entlang durch einen bodenloſen Dünenſand, in welchem es ſelbſt unſern wohlgenährten feurigen Füchſen zuweilen ſchwer wurde, den Wagen von der Stelle zu bringen; aber wo ſich dann einmal feſter Grund zeigte, griffen ſie um ſo mächtiger aus, ohne des geringſten Antriebs zu bedürfen. Weder in Californien noch im öſtlichen Amerika habe ich je geſehen, daß bei einem Pferde die Peitſche gebraucht wurde.

Wir ließen uns nieder bei den Trümmern eines geſcheiterten Schiffs, um unſer Lunch einzunehmen, und gedachten dabei der kühnen Seefahrer, die zuerſt dieſe Küſte beſucht, als im Lande noch niemand lebte als braune Indianer, welche von den Schätzen des Bodens nichts ahnten, blos von der Jagd lebten, im Sommer nackt gingen und in der Regenzeit Thierfelle trugen. Da ſie keine äußern Feinde hatten, noch überhaupt von der Exiſtenz anderer Menſchen wußten, ſo führten ſie fortwährende Kämpfe untereinander, was zur Folge hatte, daß nie eine große Zahl von ihnen am Leben blieb. Wie viel tauſend oder hunderttauſend Jahre ſie in dieſem Zuſtande das Land bewohnten, bevor die erſten Weißgeſichter unter ihnen erſchien, vermag niemand zu ſagen, da ſie dem heimiſchen Boden nie ein anderes Merkmal aufgedrückt hatten als die Spuren ihrer Füße. Abgeſehen von dem Gebrauch des Feuers, unterſchieden ſie ſich durch nichts von den Thieren. Sie hatten keine Ahnung von Religion, keinen Gottes- noch Götzendienſt, folglich auch keine Prieſter und Zauberer, noch Propheten und Geſalbte des Herrn; ſie lebten alſo von vornherein in den völlig ungebundenen, geſetz- und glaubensloſen Zuſtänden, welche die modernen Nihiliſten als das höchſte Ziel menſchenwürdiger Entwickelung preiſen und anſtreben. Unter allen Indianerſtämmen von Nord- und Südamerika ſtanden die californiſchen auf der unterſten Stufe, nach den übereinſtimmenden Berichten der zahlreichen Miſſionare, welche ihre Bekehrungskünſte vergeblich an ihnen verſuchten.

Der erſte bekannte Seefahrer, der an dieſer Küſte landete (17. Juni 1579), war Sir Francis Drake, der eine Durchfahrt nach dem Atlantiſchen Ocean ſuchte. Man nimmt an, daß er in der nach ihm benannten Bai Anker warf, welche dreißig Minuten ſüdlich entfernt von der Bai von San-Francisco liegt. Die Spanier folgten ſeinen Spuren von Mexico aus, doch erſt im 18. Jahrhundert gelang es ihnen, eine Jeſuitenmiſſion an der Bai von San-Francisco zu gründen. Die Miſſion verlief unglücklich; die Jeſuiten wurden abberufen und 1767 traten Franciscanermönche an ihre Stelle, welche bald noch verſchiedene Zweigmiſſionen gründeten. In dem ſchönen Werke: „A History of the City of San-Francisco, by J. S. Hittell“ (San-Francisco, A. L. Bancroft u. Comp., 1878), findet ſich eine genaue Geſchichte der Miſſionen bis in die neueſte Zeit.

Wir beſuchten, vom Strande zur Stadt zurückkehrend, das alte Miſſionsgebäude und gedachten dabei unſers geliebten Dichters Adelbert von Chamiſſo, der auf ſeiner Fahrt um die Welt mit Otto von Kotzebue auch hier kurz verweilte (October 1816), zu einer Zeit, als von einer Stadt San-Francisco ſich noch niemand träumen ließ.

Ich möchte nun gern von dem buntbewegten Leben dieſer Stadt, das ich nach allen Richtungen kennen zu lernen ſuchte, noch ein wenig erzählen, beſonders von dem aufregenden, zuweilen an ein Irrenhaus erinnernden Treiben auf der Börſe; von den wunderſamen Zuſtänden in dem Chineſenviertel mit ſeinen Theehäuſern, Theatern und Tempeln; von californiſchen Kirchen und Lehranſtalten; vom Weinbau, der mit großem Eifer und Erfolg betrieben wird; von meinen Ausflügen über die Bai hinaus, von welchen beſonders einer, der mich nach San-Rafael zu einem lieben hannoveriſchen Landsmann, Herrn Lichtenberg, führte, mir in freundlichſter Erinnerung geblieben; allein das würde die mir hier gezogenen Grenzen zu weit überſchreiten. Darum nur noch wenige Worte über das Leben der Deutſchen in San-Francisco, welches mir, alles in allem genommen, einen ſehr erfreulichen Ein-

druck machte, der mich mit dem Glauben scheiden ließ, daß sie berufen sind, in Californien noch eine große Rolle zu spielen. In den Clubs und Gesellschaften, die ich besuchte, fand ich immer eine Anzahl von Männern, deren Bildung und weiter Blick mich überraschte. Nicht alle hatten akademische Studien durchgemacht, aber alle hatten tiefer im Buche des Lebens gelesen, als es bei uns zu geschehen pflegt. Natürlich konnte ich verhältnißmäßg nur mit wenigen in nähern Verkehr treten, und das machte sich gleichsam von selbst, denn was sich versteht, findet sich leicht zusammen.

Außer einigen hervorragenden Vertretern der Geschäftswelt, wie die Herren Bandmann, Gebrüder Sutro, Jordan u. a., in deren gastlichen Häusern ich angenehme Stunden verlebte, fand ich auch einen Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer, mit welchen zu verkehren für mich so interessant wie lehrreich war. Ein paar kannte ich schon aus früherer Zeit, wie Professor Falkmann von München her und Dr. von Hoffmann von Wiesbaden, wo ich mit seiner Familie seit langem in freundlichen Beziehungen gestanden. Einen sehr gemüthlichen Abend brachte ich bei dem Consul des Deutschen Reichs, Herrn Dr. Rosenthal, zu; einen andern bei dem ausgezeichneten Botaniker Dr. Behr, der sich um die californische Flora sehr verdient gemacht, und einen dritten bei dem trefflichen Theodor Kirchhoff u. s. w. Dazwischen fehlte es an andern mehr oder minder festlichen Bankets und Zusammenkünften, mit und ohne Damen, nicht, wobei immer Dr. Barkan die Hand im Spiele hatte. Auch Herrn Dr. Richter, königlich sächsischem Stabsarzt, der sich seit einigen Jahren in San-Francisco niedergelassen, bin ich für viel Freundlichkeit verpflichtet. So oft ich Zeit fand, holte er mich in seinem leichten Buggy zu einem interessanten Ausfluge ab, wobei er seinen übermüthigen Traber selbst mit californischer Geschicklichkeit lenkte.

Von Herrn Bandmann, dem Präsidenten der Deutschen Unterstützungsgesellschaft, wurde mir der Wunsch ausgedrückt, bei einer großartigen Feier, welche alljährlich am 17. und 18. Mai zum Besten dieser Gesellschaft und des damit verbundenen Hospitals

begangen wird, die Feſtrede zu halten, was ich natürlich gern that. Um nun möglichſt viel Geld zu dem guten Zweck zuſammenzubringen, ließ man mich noch in allen möglichen Formaten photographiren, und um dieſen Bildern den ausgedehnteſten Abſatz zu ſichern, beſorgte die Gemahlin des Präſidenten, eine ſchöne und anmuthige Spanierin, ſelbſt den Verkauf am Eingang zu der koloſſalen Halle, die viele tauſend Menſchen faßte. Die Theilnahme an dem ſchönen Maifeſte war eine überaus große, ſodaß ſchon durch das Eintrittsgeld eine hübſche Summe zuſammenkam. Für den zweiten Tag mußte ich dann noch einen Feſtgruß dichten, der ebenfalls verkauft wurde und hier den paſſenden Abſchluß meines Rückblicks bilden mag, da er alles Weſentliche noch einmal kurz zuſammenfaßt:

Auf hohem Felsrück, weit umſäumt vom Kranze
Der Inſeln, Berg' und Hügel in der Runde,
Strahlt San-Francisco heut im Feſttagsglanze,
Der Städte Königin im Staatenbunde
Der Neuen Welt, und ſchaut auf Meer und Land,
Derweil die Wogen küſſen ihr Gewand
Und murmeln, die ſich huldigend um ſie ſchmiegen:
Wie ſchnell biſt du zur Größe aufgeſtiegen!

Ein ewiger Frühling blüht auf deinen Fluren,
Das Weltmeer wirft ans Ufer ſeine Schätze,
Der Bergmann folgt im Schacht des Goldes Spuren,
Der Fiſcher füllt im Strome ſeine Netze,
Und rings um deine weitgeſchwungene Bucht
Im Winter wie im Sommer reift die Frucht,
Auf blumigen Triften graſt die fette Heerde,
Und reich für alle Arbeit lohnt die Erde.

Reich ſpringen rings die Quellen des Genuſſes,
Leicht macht das Glück die Reichen zu Verſchwendern —
Und doch in dieſem Land des Ueberfluſſes
Herrſcht Noth und Elend wie in anderen Ländern.
Nicht Jedem' iſt die launiſche Göttin hold,
Mehr Unglück ſchafft, als Glück, die Gier nach Gold,
Und hier wie überall bewährt im Leben
Der Spruch ſich: „Wer da hat, dem wird gegeben!“

Weh dem der nicht hat! Weh dem armen Kranken,
Deß Kraft verſiegt in ſchwerer Arbeit Mühen,
Weh dem, der mit hochſtrebenden Gedanken
Den Traum des Glücks wie Flutſchaum ſah verſprühen!
Wie Manchen, dem's das Goldland angethan,
Trug deine Woge, Stiller Ocean,
Nach Californien durch die Goldene Pforte,
Deß friſcher Trieb bald welkte und verdorrte!

Wie viele führt der Drang nach Abenteuern,
Die Sucht nach Golde zu ganz anderem Ziele!
Drum Heil den Händen, die dem Unglück ſteuern
Der Leidenden — auch ihrer gibt es Viele!
Sie folgen der freiſprendenden Natur,
Die neu im Mai mit Gaben ſchmückt die Flur,
Das Wohlthun machen ſie zum Feſt der Freude,
Im Schmuck der Blumen prangt das Feſtgebäude.

So fügen ſie zum Guten noch das Beſte,
Und ſpenden Früchte, wo es Blüten regnet;
Und mich auch luden ſie zum frohen Feſte,
Landsleute, wie mir beſſre nie begegnet.
Geſegnet ſeiſt du, California,
Wo ich ſolch deutſches Feſt des Maien ſah!
Und als Tribut zu Andrer Liebesgabe,
Biet' ich im Lied das Beſte, was ich habe.

Hier ſollte dieſes Buch, nachdem es den Leſer bis zum Stillen Ocean geführt, eigentlich ſchließen, da die Schilderungen meines weitern Aufenthalts in Californien, der für mich geiſtig fruchtbarer wurde als die ganze Herreiſe, ſowie der Heimkehr, einem andern Buche vorbehalten geblieben, welcher das geiſtige Leben im höhern Sinne des Worts mehr ins Auge faſſen wird, als hier, unter den wechſelnden Eindrücken des Tages, geſchehen konnte.

Nur auf beſondere Veranlaſſung laſſe ich zum Schluß noch eine Skizze über meinen Beſuch bei den Mormonen folgen, welche eben in unſern Tagen wieder die allgemeine Aufmerkſamkeit lebhaft in Anſpruch nehmen.

Dieſem Beſuch ging ein Ausflug in die Sierra Nevada zuvor, welcher, weitabführend von dem gleichmäßigen Getriebe der

Eiſenbahnen, mit den erhabenen und zauberreichen Eindrücken, die er mir bot, die Krone meiner californiſchen Erinnerungen bildet und deshalb einer eingehendern Würdigung bedarf, als der Rahmen dieſes Buches geſtattet. Die poetiſchen Anregungen, welche in dem herrlichen Felſenthale von Yoſemite und unter den Rieſenbäumen von Mariposa ſich mir gleichſam aufdrängten, haben zum Theil ihren Ausdruck in meiner neuen Gedichtſammlung „Aus Morgenland und Abendland“ gefunden.

Aus der Sierra Nevada kehrte ich zunächſt nach Sacramento zurück, wo ich einen ganz ungewöhnlich kenntnißreichen Apotheker, Herrn Klink, einen geborenen Holſteiner, kennen gelernt hatte, welcher während eines dreißigjährigen Aufenthalts in Californien Sämereien, Kerne und Zapfen aller dort vorkommenden Vegetationswunder geſammelt und mir einen ſehr anſehnlichen Theil ſeiner Sammlung zum Geſchenk machte. Es befinden ſich darunter Zapfen der Pinus Coulteri von der Größe eines Mannskopfes. Ich freute mich darauf, die merkwürdige Sammlung, welche eine ganze Kiſte füllt, meinem Freunde Staatsrath Schleiden in Wiesbaden zu zeigen, um nach ſeinem Rath darüber zu verfügen, fand ihn aber bei meiner Rückkehr ſchon ſo leidend, daß er nicht mehr zu mir kommen konnte und bald ſein klares Forſcherauge auf immer ſchloß.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Beſuch bei den Mormonen.

Auf meiner Fahrt zu den Rieſenbäumen von Mariposa und dem herrlichen Felſenthale von Yoſemite in der californiſchen Sierra Nevada hatte ich einen Seitenplatz in einem dergeſtalt mit Paſſagieren überfüllten Wagen, daß diejenigen, welche die Mittelplätze einnahmen, kein Glied rühren konnten vor Zuſammenpreſſung von beiden Seiten, während die an der äußerſten Rechten und Linken große Mühe hatten ſich feſtzuhalten, um nicht vom Sitze geſchleudert zu werden, wenn der von ſechs feurigen Pferden gezogene Wagen auf gefährlichen Pfaden bergauf und bergab raſte, bald dicht an ſchauerlichen Abgründen vorüber, bald durch hochſchäumende Wildwaſſer hindurch, in welchen das Fuhrwerk zwiſchen kleinen Granitblöcken hin- und hergeworfen wurde.

Der Wagen war für ſeinen Zweck, den größten Wegeſchwierigkeiten ausdauernden Widerſtand zu leiſten, vortrefflich gebaut, für die Paſſagiere aber, der Raumerſparniß wegen, möglichſt unbequem. Die Ränder waren nicht höher als die Sitzbänke, und dieſe befanden ſich ſo nahe aneinander, daß man bei jedem Ruck Gefahr lief, ſich die Knieſcheiben zu verletzen. Nachdem mir dies einmal in ſehr empfindlicher, wenn auch ungefährlicher Weiſe geſchehen war, ſuchte ich einer Wiederholung vorzubeugen, indem ich auf dem erſten Halteplatze, wo die Pferde getränkt wurden, meinen

dicken Ueberzieher auszog, um ihn beim Weiterfahren zwiſchen die Knie und die unten ſcharfkantige Rückſeite der Bank vor mir zu klemmen.

Im Wagen ſelbſt wäre das Ausziehen des Ueberrocks unmöglich geweſen, denn abgeſehen davon, daß ich keinen Raum dazu gefunden hätte, war mein einziger Halt zur Rechten einer der Eiſenſtäbe, welche das flache und niedrige Schutzdach des Wagens trugen, der zu beiden Seiten wie auch nach vorn offen war, ſodaß man den Kutſcher auf dem Bocke ſehen konnte, und neben ihm die einzige Dame, welche ſich in der Geſellſchaft befand: eine junge muntere Amerikanerin, die durch die Wahl ihres Platzes nicht blos die beſte Ausſicht gewann, ſondern auch ihrem Vater, der mit zwei andern Herren auf der erſten Bank hinter ihr ſaß, mehr Bequemlichkeit ſicherte.

Der Weg bot ſo herrliche Ausblicke — bald auf phantaſtiſch geſtaltete, roth und blau geäderte, weitherſchimmernde Granitkoloſſe, bald in von Waſſerſtürzen belebte Schluchten, bald auf dunkle Bergwälder, hinter denen gewaltige Schneekuppen in einem Himmelslichte blitzten, welches ſelbſt die fernſten Gegenſtände in reinen Umriſſen erſcheinen ließ —, daß ich, mit der rechten Hand die Eiſenſtange umklammernd und mit der linken an der Rücklehne der Vorderbank einen Halt ſuchend, mich oft veranlaßt fühlte, den Kopf aus dem Wagen zu ſtrecken, um weitere Umſchau zu gewinnen. Aber faſt jedesmal, wenn ich meinen Platz wieder einnahm, fühlte ich auf meinem Rücken ein ſeltſames Krabbeln und Berühren, welches mich anfangs vermuthen ließ, daß mein Hintermann, vielleicht auch um einen Ausblick zu gewinnen, ſich meines Rückens als Halt bediene, wogegen ich nichts einzuwenden hatte, obgleich es mir räthſelhaft war, wie er es anfing, mir beide Hände zugleich auf den Nacken zu legen, um den Kopf aus dem Wagen zu halten.

Indeß bald ſollte mir klar werden, daß die Berührungsgegenſtände keine Hände, ſondern ſehr anſtändige Stiefelſohlen waren. Ich merkte dies erſt, als ſie bei einem heftigen Ruck mir ſehr fühlbar an den Hals kamen.

Nun bat ich, da ich den Kopf nicht wenden konnte, meinen Nachbarn zur Linken, einen gemüthlichen ältern Herrn, meinem Hintermann zu sagen, er würde mich sehr verbinden, wenn er für seine Füße einen andern Ruhepunkt suchen wolle als meinen Hals und Nacken.

Darauf wurden die starkbesohlten Füße unter Entschuldigung des Besitzers und Ausbrüchen der Heiterkeit seiner Nachbarn zurückgezogen, während ich, mit befreitem Nacken, mir sagen mußte, ich würde — selbst bei gleicher Liebhaberei mit den Füßen nach oben zu streben — in dem engen Raume das Kunststück auf dem Rücken meines Vordermanns nicht so geschickt ausgeführt haben, wie es meinem Hintermann auf meinem Rücken gelungen war, was auf eine Geschmeidigkeit der Glieder schließen ließ, die man ihm gar nicht ansah, da sich in seiner Haltung eine gewisse Nachlässigkeit und in seinem Gange eine unverkennbare Schwerfälligkeit offenbarte. Allein in überraschenden Beinhebungen stand er keinem seiner Landsleute nach, die darin oft das Unglaubliche leisten, gleich als ob sie dadurch einen Gegensatz bieten wollten zu den unglaublichen Senkungen des Hauptes, wie man sie bei uns zuweilen findet.

Es war, wie ich wol kaum zu betonen brauche, keineswegs die Absicht meines Hintermanns gewesen, seine Füße in meinem Nacken Wurzeln schlagen zu lassen: er hatte sie nur, während ich mich vorbeugte, zur Abwechselung des Stützpunktes gegen die schmale Rücklehne meines Sitzes gestemmt und später vergessen sie zurückzuziehen. Obgleich dies nun zu wiederholten malen geschah, so verhinderte mich doch das treuherzige Gesicht des Fußschwenkers, Böses von ihm zu denken. Ich hatte ihn bis dahin nur beim Einsteigen gesehen, aber schon auf dem nächsten Halteplatze, wo die Pferde gewechselt wurden, machten wir, Auge in Auge, nähere Bekanntschaft, und ich lernte ihn wirklich liebgewinnen. Er war ein Farmer aus dem Staate Ohio, der — wie in Gesicht und Haltung deutlich genug zu lesen stand — sich es hatte sauer im Leben werden lassen, um etwas vor sich zu bringen, aber nun auch

einmal, nachdem er auf ein halbes Jahrhundert zurückblicken konnte, ſich eine kleine Auffriſchung gönnen wollte durch eine Reiſe nach dem fernen Weſten, den deſſen Naturwundern, buntem Völkergemengſel und ſonſtigen Sehenswürdigkeiten er ſeit langen Jahren ſo viel gehört und geleſen.

Mit beſonderer Vorliebe ſprach er von dem, was er am beſten verſtand, nämlich von der Landwirthſchaft, und auf dieſem Gebiete ſchienen ihm die Mormonen den Preis unter allen Anſiedlern des Weſtens zu verdienen. Er hatte, obgleich ein entſchiedener Feind der Vielweiberei, ſich einige Zeit im Lande der Mormonen aufgehalten, wo ein Vetter von ihm, als Oberaufſeher der Schulen, eine hochangeſehene Stellung in der Stadt der Heiligen am Großen Salzſee einnahm. Als ich ihm ſagte, daß es meine Abſicht ſei, auf der Rückreiſe nach dem Oſten den Mormonen einen Beſuch zu machen, bat er mich, ja nicht zu verſäumen, ſeinem Vetter, Profeſſor Park in Salt-Lake-City, Grüße von ihm zu bringen; ich würde ſicher die freundlichſte Aufnahme finden.

So ging meine erſte Bekanntſchaft mit einem ſchriftgelehrten Mormonen von dem Zuſammentreffen der Füße meines Reiſegefährten mit meinem Rücken aus.

Nach meiner Rückkehr aus dem bezaubernden Felſenthale von Yoſemite hielt ich mich nur noch wenige Tage in Sacramento, der Hauptſtadt von Californien, auf, um mein dort zurückgelaſſenes Gepäck zu erlangen und leichte Kleidung zu beſchaffen, da der Sommer ſich ſchon ſehr heiß anließ, und reiſte dann, Tag und Nacht fahrend, über hohe Felſengebirge und durch endloſe Alkaliwüſten nach dem Lande der Heiligen. Kurz vor meinem Abſchiede von Sacramento hatte ich noch die Freude gehabt, dort mit Profeſſor Baſtian zuſammenzutreffen, der wieder auf einer Weltfahrt begriffen war und eben von San-Francisco kam. Auf der ganzen weiten Strecke bis zu dem neuen Jeruſalem am Großen Salzſee hörte ich dann keinen deutſchen Laut mehr.

Am 10. Juni 1880, um 7 Uhr morgens, erreichten wir die erſte Stadt in Utah, deren Name Corinne ſchöner

iſt als ihr Geſicht. Der kahle, traurige, öde Anblick, den ſie mir bot, überraſchte mich um ſo mehr, als ich von ihr wiederholt als von einer erfreulich aufblühenden Stadt geleſen hatte. Es wohnen in ihr keine Mormonen, und ſie wird deshalb von dieſen die Stadt der Heiden (City of the Gentiles) genannt. Wie ganz anders nimmt ſich die wirklich einen blühenden Eindruck machende Stadt Ogden dagegen aus, wohin die Bahn von Corinna in wenig mehr als einer Stunde führt! Hier klingt es kaum ſeltſam, wenn die Mormonen mit Hinweiſung auf Corinna ſich berühmen, daß bei ihnen alles ganz anders gedeihe, als bei den Ungläubigen im Lande der Heiligen.

Von Ogden führt eine von Brigham Young angelegte Zweigbahn nach Salt-Lake-City, wie die von ſchneebedeckten Bergen umragte Hauptſtadt am Großen Salzſee gewöhnlich genannt wird; bei den Gläubigen heißt ſie auch Neu-Jeruſalem, Mormon-City und Stadt der Heiligen vom Jüngſten Tage.

Der Weg dahin bot mir die freundlichſten Eindrücke in reicher Abwechſelung. Ich ſah ſchmucke Dörfer und Meiereien mit blühenden Gärten; dazwiſchen üppige Wieſen und wohlbebautes Ackerland; in einiger Entfernung blitzte zur Rechten der ruhige Spiegel des Großen Salzſees, aus welchem ſteile Felſeninſeln aufſtiegen, während dahinter weitgeſchwungene Bergreihen mit weißen Kuppen und Zinken den Horizont begrenzten.

Nach Wochen, die mir ſeit meiner Abreiſe von San-Francisco den Himmel in völlig ungetrübter Reinheit gezeigt, ſah ich auch zum erſten mal wieder Wolken ziehen, aber nicht bedrohlicher Art; ſie bewegten ſich langſam den Bergen zu, als ob ſie dort ausruhen wollten vom Wandern.

Ich hatte, zum offenen Fenſter ausſchauend, um die friſche, balſamiſche Luft in vollen Zügen zu athmen, kaum das Gefühl, in einer fremden Welt zu reiſen, da mir weder Indianer, noch Chineſen, noch Neger zu Geſicht kamen, an denen es bis dahin auf der ganzen Fahrt nicht gefehlt hatte. Die Menſchen, die ich ſah, trugen ſo wenig ein abſonderlich fremdartiges Gepräge wie

die ganze Gegend, denn die berühmten Cañons (enge Felsthäler zwiſchen ſteilen, meiſt ſchwindelnd hohen Wänden) konnte man aus der Ferne nicht ſehen, und nach ihren Umriſſen ſahen die Berge unſern Alpen ſehr ähnlich.

Nach langer Fahrt durch die Plains, d. h. kahle Wüſteneien ohne andere Vegetation als kleines, unanſehnliches Geſträuch von sage-brush (Artemiſia) mit ſcharfriechenden Blättern, und haarfeines, Silberfäden ähnliches buffalo-grass (Elfengras, Sesleria dactyloides), nur an Flußrändern und Quellenplätzen von friſchgrünen Streifen unterbrochen, war es erfreulich, einmal wieder eine blühende, ſorgfältig gepflegte Landſchaft zu ſehen, an heimatliche Fluren erinnernd, und dabei zu denken, wie ſchnell menſchlicher Fleiß unter kluger Leitung dies alles aus dem Schoſe einer früher für unfruchtbar gehaltenen Wüſte hervorgezaubert.

In der beſten Stimmung traf ich, nach einer Fahrt von zwei, mir überaus ſchnell vergangenen Stunden, in Salt-Lake-City ein, wo ich auf dem Bahnhofe erfuhr, daß das Mormonenhotel von Townsend, welches man mir in Sacramento empfohlen hatte, eingegangen ſei. Ein Amerikaner, den ich flüchtig unterwegs kennen gelernt, rieth mir, mit ihm nach Walker's Hotel zu fahren, wo ich gut aufgehoben ſein würde. Ich folgte ſeinem Rath und fand in dem Hotel alles, was ich brauchte.

Nachdem ich den Staub von den Füßen geſchüttelt, ein Bad und einen Imbiß genommen, machte ich mich auf den Weg nach Profeſſor Park's Wohnung. Man wußte im Hotel nicht, wo dieſe lag, aber ſagte mir, ich würde ſie in der erſten beſten Schule erfragen können; ein Führer ſtehe mir zur Verfügung.

Ich hatte kaum das Hotel durch den Haupteingang verlaſſen, als mir wenige Schritte links davon, wo ſich ein beſonderer, mit goldenen Buchſtaben bezeichneter Eingang für Ladies befand, zwei Damen begegneten, die mich auf das freundlichſte begrüßten und, erfahrend wohin ich meine Schritte lenkte, mich baten ſie mitzunehmen, was ich gern that, da man in Amerika in Damengeſellſchaft immer am beſten fährt. Bald geſellte ſich

ein älterer Herr zu uns, der aber die Damen gern meiner Führung überließ, um inzwischen noch einige Geschäftsbriefe schreiben zu können. Ich hatte die drei, die aus Vater, Mutter und Tochter bestanden, auf der Hinreise nach Californien kennen gelernt, die uns damals spät abends an dem Großen Salzsee vorüberführte, auf dessen dunkler Fläche die Sterne zu tanzen schienen. Es war eine wohlgestellte, umgängliche Familie aus New-York, die eine Vergnügungsreise von längerer Dauer machte, wobei die sehr muntere und wißbegierige Tochter, schon völlig ausgewachsen, aber klein und zierlich von Wuchs im Verhältniß zu ihren sehr stattlichen Aeltern, das treibende und belebende Element war. Die Mutter that alles, was die Tochter wünschte, und der Vater zeigte auch immer den besten Willen dazu, hatte aber wenig Verständniß für Dinge, die außerhalb seines Geschäftskreises lagen.

Wir besuchten nun zuerst eine Schule, wo etwa funfzig Knaben und Mädchen, diese in der Mehrzahl, auf getrennten Bänken saßen. Mit den Knaben war ein Lehrer beschäftigt, mit den Mädchen eine Lehrerin. Diese schien die Hauptperson zu sein, denn an sie wurde ich gewiesen, als ich beim Eintreten nach Professor Park fragte. Ich erhielt zur Antwort, daß er auf das Land gefahren sei, um einer Schulfeierlichkeit beizuwohnen, und erst um vier Uhr wieder zur Stadt kommen werde. Darauf schrieb ich ein paar Zeilen auf meine Karte und bat, ihm diese zu übermitteln.

Die Erlaubniß, mit meinen Begleiterinnen dem Unterricht ein wenig beizuwohnen, wurde gern gewährt. Die Lehrerin unterrichtete gerade in englischer Grammatik und der Lehrer in Religion. Die Methode war ganz so wie ich sie in andern amerikanischen Schulen gefunden: für jedes Fach gab es ein kleines Lehrbuch mit Fragen und Antworten, welche die Kinder sich zu Hause einprägen mußten, um in der Schule Rechenschaft davon zu geben und nach Umständen auch schriftliche Arbeiten darüber zu liefern.

Unter den Kindern befand sich, wie ich erfuhr, keins von

deutscher Herkunft. Sie verhielten sich alle sehr ruhig und waren durchgängig sauber, aber sehr schlicht gekleidet. Nur zwei oder drei Mädchen, wovon das älteste wol funfzehn Jahre zählen mochte, machten davon Ausnahmen und schienen wohlhabendern Aeltern anzugehören. Die Eine trug sogar eine zierliche Uhr an goldener Kette.

Wir blieben nur gerade so lange, als nöthig war, um alles zu mustern, und besahen dann die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt: den Tempel, das Tabernakel, das Theater, das Löwenhaus und das Bienenstockhaus. Infolge des Schulbesuchs kaufte ich mir vor allem den kleinen Mormonenkatechismus, nach welchem die Kinder unterrichtet werden, und welcher überhaupt die Summe dessen enthält, was die meisten Mormonen von ihrer Religion erfahren. Ich war sehr begierig, einen prüfenden Blick hineinzuwerfen, und fand ihn durchaus nicht so sehr abweichend von unserm Katechismus, wie ich erwartet hatte. Doch davon eingehender später.

Nichts ist leichter, als sich in Neu-Jerusalem zurechtzufinden, nichts bequemer, als es zu Fuß zu durchwandern. Die Stadt liegt im östlichen Thalgrunde der hohen Wasatch mountains neben einem Ausläufer, der in die Große Salzsee-Ebene verspringt. Ein Theil von Salt-Lake-City erstreckt sich sogar über ein Bergplateau, welches mit seinen geschwungenen Fortsetzungen einst einen See umschlossen haben soll. Die Stadt ist nach amerikanischer Weise schachbretartig angelegt, mit sich rechtwinkelig kreuzenden Straßen, die aber viel breiter, luftiger und sauberer sind, als man es sonst in Amerika findet. Zu beiden Seiten laufen schattige Baumreihen von Akazien oder canadischen Pappeln hin, und darunter murmeln von frischem Bergwasser getränkte Bächlein, durchsichtig rein bis zum Grunde, die Scheidelinie zwischen den 20 Fuß weiten Seitengängen und dem offenen Fahrwege ziehend, sodaß sich, die Fußwege eingerechnet, überall eine Straßenbreite von 132 Fuß ergibt.

Rechnet man dazu, daß fast jedes Haus seinen wohlgepflegten Garten hat, oft mit zierlichem Springbrunnen, und daß viele der

meist kleinen Häuser förmlich unter Grün versteckt liegen, so kann man sich leicht eine Vorstellung von dem freundlichen Eindruck machen, den die, trotz ihrer amerikanischen Regelmäßigkeit, ganz eigenartige Stadt überall gewährt, wohin man die Blicke wendet.

Da ist nirgends eine Spur von aufdringlichem Prunk, nichts Ueberladenes und nichts Gesuchtes, wie man es so oft in Amerika findet, kurz, die Häuser sehen nicht aus wie architektonische Stilübungen nach misverstandenen Mustern, sondern machen vielmehr den Eindruck, als ob sie, den Bedürfnissen und Neigungen ihrer Bewohner entsprechend, von diesen selbst erbaut wären. Es gibt darunter viele, die an englische Cottages, andere die an schweizer Villen erinnern, und wieder andere, die ein ganz absonderliches Gepräge haben nach dem Zweck, dem sie dienen sollten. Dazu gehört vor allen die ehemalige Residenz Brigham Young's mit der Gruppe von Häusern, oder Hausabtheilungen, welche seine verschiedenen Frauen bewohnten; dann das Bienenstockhaus (Bee hive house), so genannt nach den vielen Bienenstock-Modellen, die daran angebracht sind. Auf dem Dache befindet sich eine Sternwarte, ebenfalls in Form eines Bienenstocks, der als Symbol ihres Staates bei den Mormonen eine große Rolle spielt. Die Honigbiene heißt bei ihnen Deseret, und danach haben sie ihr ganzes Territorium so benannt.

Vor dem Hause, welches Brigham Young bewohnte, liegt ein mit waldursprünglicher Kunst aus Stein gemeißelter Löwe, dem es die Bezeichnung „das Löwenhaus" verdankt. Der ganze Häusercomplex, wozu noch Gebäude verschiedener Art gehören, wie eine Druckerei, eine Schule und Werkstätten, wird, sammt den daran stoßenden großen Gärten, von einer etwa 12 Fuß hohen Mauer umschlossen, die noch aus der Zeit stammt, da die Mormonen sich gegen die Truppen der Union ihrer Haut zu wehren hatten, und dem Ganzen ein festungsartiges Ansehen gibt. Doch darf man sich unter diesem Ganzen keine Residenz von fürstlichem Ansehen denken: das Löwenhaus ist ein langgestreckter, zweistöckiger Holzbau mit vielen vom untern Dache vorspringenden Erker-

fenstern und ohne jeden äußern Schmuck. Das aus Ziegelsteinen erbaute Bienenstockhaus sieht stattlicher aus, aber auch nicht wie ein Palast. Die plumpe und, im Verhältniß zu ihrer großen Ausdehnung, niedrige Mauer macht einen mehr seltsamen als mächtigen Eindruck und am seltsamsten nimmt sich das „Adlerthor" darin aus, welches vom Süden den Haupteingang bildet und seinen Namen von einem steinernen Adler trägt, der mit weitausgebreiteten Flügeln mitten hoch über dem Thore auf einem Bienenkorbe steht.

Dem geschilderten Häusercomplex (in East-Temple-Street gelegen) schräg gegenüber erhebt sich am nördlichen Ende der Straße eine hohe Mauer aus Felssteinen, und dahinter ragt in einiger Entfernung ein länglich gewölbtes Dach von kolossalen Dimensionen hervor. Es ist das Dach des berühmten Tabernakels und bedeutet für die Mormonenstadt dasselbe, wie die Kuppel der Sanct-Peterskirche für Rom.

Von welchem Punkte aus man die Stadt übersehen möge: das gewaltige Dachgewölbe des Tabernakels fällt immer zuerst in die Augen und fesselt die Aufmerksamkeit am längsten. Von dem Unterbau ist aus der Ferne nichts zu gewahren; er verhält sich zu dem Gewölbe, das er trägt, wie der niedrige Wohnstock eines holsteinischen Bauerhauses zu dem hohen Strohdache darüber.

Wir treten durch das Mauerthor des sogenannten Temple-Block ein in den weiten Raum, den er umschließt, und sehen rechts im Vordergrunde eine Menge Arbeiter mit einem neuen mächtigen Tempelbau beschäftigt, welcher schon vor siebenunddreißig Jahren begonnen wurde und vielleicht noch mehr Jahre zu seiner Vollendung bedarf. Wir werfen vorläufig nur flüchtige Blicke darauf, um zuerst das Tabernakel näher in das Auge zu fassen, ein mehr ungeheuerliches als schönes Gebäude von so eigenartiger Bauart und Form, daß es seinesgleichen auf Erden nicht hat, an kein Vorbild erinnert und auch schwerlich zur Nachahmung reizen wird.

Man hat es bald mit dem Rücken einer rieſigen Schildkröte, bald mit den ähnlich geformten Deckeln verglichen, unter deren Längenwölbung die Speiſen auf den Schüſſeln warm gehalten werden, und ich finde kein zutreffenderes Bild.

Im Innern gemeſſen, hat das Tabernakel eine Länge von 233 Fuß bei 133 Fuß Breite, und es beſteht einfach aus einem länglich gewölbten Dache, welches 80 Fuß hoch aufſteigt und von 46 quadratiſchen Pfeilern aus rothem Sandſtein getragen wird. Außer dieſen 16 Fuß hohen und 4 Fuß dicken Pfeilern iſt alles aus Holz aufgeführt in einem Gitter- und Bindewerk von 10 Fuß Dicke. Am Weſtende erhebt ſich ein ſtufenförmiger Aufbau mit drei Reihen Sitzen, deren oberſte für den Präſidenten und ſeine vertrauten Räthe beſtimmt ſind, die darauf folgenden für die zwölf Apoſtel und die unterſten für die Biſchöfe und Elders.

Davor ſteht ein als Altar dienender Tiſch, an welchem jeden Sabbat das Heilige Sakrament geſpendet wird. Ganz im Hintergrunde, unter der großen Orgel, ſind Sitze für den aus hundert Sängern beſtehenden Tempelchor, deſſen Leiſtungen ſehr gerühmt werden.

Eine Galerie umſpannt (den oben geſchilderten Abſchnitt des Weſtendes ausgenommen) den ganzen weiten Raum, Sitze für 3750 Menſchen bietend. Die untern Sitzreihen können beinahe 10000 Menſchen faſſen; daneben iſt noch viel Platz zum Stehen und bei beſonders feierlichen Gelegenheiten ſoll die Verſammlung der Gläubigen im Tabernakel 15000 Köpfe zählen, alſo weit mehr, als überhaupt Mormonen vorhanden waren zu der Zeit, da der Bau ihres Heiligthums begann, deſſen ganz frei ſich erhebende, im Innern von keiner Säule getragene Wölbung vielleicht in ihrer Art die größte Halle bildet, welche die Welt je geſehen. Auch in akuſtiſcher Beziehung dürfte ſie kaum ihresgleichen finden.

Der Organiſt und ein Mechaniker, die uns bei unſerm Eintritt begegneten, waren ſo freundlich, uns überall umherzuführen und unſere Blicke auf die eigenartigen Einrichtungen zu lenken, zunächſt auf die Sitze, welche, obwol von Holz, doch infolge

einer sanften Vertiefung auffallend bequem erschienen und zugleich, wie wir belehrt wurden, unruhige Bewegungen verhinderten; dann auf die vielen, nach außen sich öffnenden Thüren (20 an der Zahl, jede 9 Fuß weit), die es möglich machen, daß die Menschenmasse, welche die Halle faßt, binnen anderthalb Minuten in das Freie gelangen kann.

Um uns die vortreffliche Akustik zu Gehör zu bringen, stellte sich der Organist vor der Orgel auf, während wir ihm gerade gegenüber, in der größten Entfernung, welche die Halle zuließ, Platz nahmen und eine Unterhaltung mit ihm führten, welche laut begann, aber in Flüstertönen endigte und immer verständlich blieb. Wir wechselten die Plätze nach allen Richtungen; die Damen stellten sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und es ging ganz munter her bei unsern akustischen Forschungen, welche immer ein überraschend günstiges Resultat ergaben.

So hatte der Baumeister, Henry Grow, ein Elder der Mormonen, seinen offenbaren Zweck vollkommen erreicht, seinen von einem Staate zum andern gehetzten Glaubensgenossen, als sie nach Jahren unsäglichen Leidens, zusammengeschmolzen durch Kämpfe, Krankheiten, Hungersnoth und furchtbare Winterkälte, sich an die Ufer des Salzsees gerettet, ein monumentales Heiligthum zu errichten, groß genug, sie alle in sich aufzunehmen, und so gefügt, daß kein Wort verloren ging, wenn ihr Führer zu ihnen sprach, um ihnen Trost und Hoffnung zu wecken.

Es ist ein wohl zu beachtender Zug in der kaum halbhundertjährigen Geschichte der Mormonen, daß überall, wo sie sich niederließen, immer der Bau eines großen Tempels ihre erste Sorge war, selbst an Orten, wo sie von vornherein befürchten mußten, bald wieder vertrieben zu werden. So lange, wie in ihren heutigen Wohnsitzen, wo ihre Einwanderung im Laufe des Jahres 1847 begann, sind sie nirgends geduldet worden, aber alles Große, was sie hier geschaffen, wurde schon begonnen, als sie noch selbst mit den größten Entbehrungen und Gefahren der Wildniß zu kämpfen hatten, um ein Land urbar zu machen, das

bis dahin für eine unfruchtbare Wüſte gehalten, nie von einer Pflugſchar durchfurcht wurde und keine andern Bewohner hatte als kriegeriſche Rothhäute, die von der Jagd auf Bären, Büffel, Antilopen und Wildkatzen lebten.

Dieſen Wilden mußte der Boden für die neue Niederlaſſung erſt abgerungen und dann noch lange gegen ihre Einfälle vertheidigt und geſichert werden, und mitten unter dieſen Kämpfen, denen bald andere mit den Truppen der Vereinigten Staaten folgten, entſtand das Tabernakel, die große Stiftshütte, die noch heute hinreicht, alle erwachſenen Gläubigen von Salt-Lake-City unter ihrem Dache zu bergen. Denn von den 25000 Einwohnern der Stadt beſteht der fünfte Theil aus „Gentiles" oder Nichtmormonen.

Aber ehe noch das erſte Tabernakel fertig war, wurde ſchon mit einem zweiten begonnen, welches im Südweſtwinkel des Temple-Block liegt und an trüben Wintertagen und Sommerabenden kleinern Verſammlungen zu erbaulichen Zwecken dienen ſoll, wegen ſeiner großen Helle bei Tage und Leichtigkeit der Erleuchtung am Abend. Es iſt nach einem Plane des Elder Obed Taylor aufgeführt, für drei- bis viertauſend Perſonen berechnet, und nimmt ſich mit ſeinen zwanzig zierlichen Minarets und einem 126 Fuß hohen Mittelthurme weit freundlicher aus als das ältere. Das Material zu den Mauern mußten die Abfälle der ungeheuern Granitblöcke liefern, welche zum Bau des ſchon früher erwähnten, großartig angelegten Tempels, deſſen Fronte der Oſtſeite des Temple-Block ſich zuwendet, aus dem „Little Cottonwood Canyon" der Wasatch mountains herbeigeſchafft wurden.

Dieſe mächtigen Granitblöcke erinnern an die großen Quadern im Unterbau des Sonnentempels von Baalbek.

Wenn der neue Mormonentempel, deſſen Eckſtein 6. April 1853 gelegt wurde, zur Vollendung kommt, ſo wird er als der größte und prächtigſte, religiöſen Zwecken dienende Bau prangen, den die Neue Welt aufzuweiſen hat. Seit ſeiner Grundlegung wurde von allen Reiſenden, die darüber berichtet, prophezeit, er werde

nie zur Vollendung gelangen, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil der zwar äußerlich wunderbar blühende, aber innerlich ganz morſche, corrupte und verkommene Mormonenſtaat nur noch künſtlich durch die Kniffe und raffinirten Zwangsmittel ſeines Gründers und Hauptes, des üppigen, grauſamen und allgefürchteten Brigham Young, zuſammengehalten werde und nach deſſen Tode naturnothwendig ſich auflöſen und zerbröckeln müſſe.

Bisjetzt iſt die oft wiederholte Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen, obgleich Brigham Young ſchon ſeit einigen Jahren im Grabe ruht. Und an dem neuen Tempel wurde inzwiſchen fleißiger fortgearbeitet als je, ſodaß der Bau, von welchem Theodor Kirchhoff aus dem Jahre 1874 berichtet, die Grundmauern ragten erſt 3 Fuß über den Boden empor, jetzt bereits eine Höhe von beinahe 60 Fuß erreicht hat.

Im übrigen iſt allerdings ein großer Umſchwung eingetreten ſeit Brigham Young's Tode. Solange dieſer merkwürdige Mann, einer der merkwürdigſten unſers Jahrhunderts, lebte, hatte die Regierung in Waſhington eine heilige Scheu, ſich in die innern Angelegenheiten des Staates Utah zu miſchen. So oft ſie einen Anlauf dazu nahm, zog ſie immer den kürzern. Schon kurz nach der Einwanderung der Mormonen hatte ſich ihr Führer Brigham Young ſelbſt zum Gouverneur des von ihnen beſiedelten Gebiets ernannt, welchem er den Namen Deſerét gab. Als dann die Vereinigten Staaten nach glücklich beendigtem Kriege gegen Mexico in den Beſitz von Utah kamen, welches bis dahin mexicaniſches Gebiet war, wußte Brigham Young es durchzuſetzen, daß ihn die Regierung zum Gouverneur des neuen Territoriums ernannte (1851), wobei er natürlich die Herrſchaft über Deſerét fortführte. Er ſchaltete aber in ſeiner neuen Stellung ſo eigenmächtig, daß der Congreß (1853) beſchloß, ihn abzuſetzen. Allein das war zu einer Zeit, wo noch keine Eiſenbahn nach dem fernen Utah führte, leichter beſchloſſen als gethan. Durch Drohungen ließ ſich der energiſche Mann nicht einſchüchtern; die Regierungsbeamten, welche nach Utah kamen, behandelte er als

überflüssiges Personal und wich nicht von seinem Posten, bis (1857) eine Armee unter Oberst A. S. Johnston anrückte, um ihn mit Gewalt zu vertreiben und den vom Congreß ernannten A. Cummings an seine Stelle zu setzen.

Nun proclamirte Brigham Young Kriegsgesetz, rief seine Mormonen unter die Waffen, schnitt einige Proviantzüge des Feindes ab und erlangte durch seine entschlossene Haltung wenigstens so viel, daß die in die offene Hauptstadt eingerückten Truppen nur durchmarschiren durften, um ein vierzig englische Meilen südlich von Salt-Lake-City entferntes Lager zu beziehen, während A. Cummings als Gouverneur zurückblieb, aber ohne durch sein Verbleiben Brigham Young's Machtstellung und Ansehen im Volke zu schmälern, das blindlings seinem erprobten Führer folgte, der dem neuen Gouverneur nie Gelegenheit bot, sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen, es auch dahin brachte, daß die Truppen der Vereinigten Staaten bald wieder abzogen, nur ein paar Compagnien in Camp Douglas zurücklassend, das drei Meilen östlich von Salt-Lake-City auf einem Hochplateau am Fuß der Wasatch-Berge sich hinzieht, meist aus kleinen einstöckigen Häusern bestehend.

Die Hauptaufgabe der Soldaten war auf die Ueberwachung der Indianer beschränkt; sich in die Angelegenheiten der Mormonen zu mischen, gab ihnen Brigham Young keine Veranlassung, denn er wußte seinen theokratisch-patriarchalisch organisirten Staat Deseret so in Ordnung zu halten, daß innerhalb desselben weder für Militär noch Beamte der Unionsregierung, noch für Gerichtshöfe und Anwälte etwas zu thun übrigblieb. Er war zugleich weltliches und kirchliches Oberhaupt der Mormonen, ihr Gesetzgeber und höchster Richter und vor allem ein Mann, unter dessen Händen alles gedieh, was er angriff. Was er bei seiner staunenswerthen Thätigkeit nach allen Richtungen geleistet, haben selbst seine Feinde rühmend anerkennen müssen, welche seine großartigen Erfolge bewunderten, aber die dazu angewandten Mittel verdammten. Davon wird später die Rede sein.

In allen mir bekannt gewordenen Reiſeberichten über Salt-Lake-City wiederholt ſich zweierlei: Erſtens der Ausdruck der Bewunderung über die herrliche Lage und das blühende Ausſehen der Stadt, und zweitens der Ausdruck des Staunens über das ernſte, nüchterne Ausſehen der Bevölkerung. Ich habe dies auch gefunden, aber im Grunde nicht mehr als in jeder andern amerikaniſchen Stadt, mit Ausnahme von San-Francisco. Es fällt in Salt Lake City nur mehr in die Augen, weil hier allerlei fehlt, was dem Straßengetriebe in andern Städten ein nicht gerade freundlicheres, aber doch belebteres Gepräge gibt; es fehlt vor allem die lärmende Jugend, die ſich in Amerika ſonſt überall vordrängt; es fehlen die ſchreienden Wichsjungen und Zeitungsverkäufer, ferner Strolche, Bettler und Rowdies, ſowie alle andern fragwürdigen Geſtalten in männlicher und weiblicher Hülle, kurz, es fehlt der ganze romantiſche Zubehör großſtädtiſchen Straßenlebens.

Die Mormonen erinnern durch ihr Ausſehen an die Herrnhuter Brüdergemeinde und die Mennoniten in der Krim, mit denen ſie auch in ihrer Lebensweiſe viel Aehnlichkeit haben. Sie ſind ebenſo ausdauernd bei der Arbeit, ſchlicht in der Kleidung, ernſt in der Haltung, reinlich und mäßig. Man findet bei ihnen keine Tagediebe, keine Trunkenbolde, keine Ruheſtörer und Händelſucher. Sie leben ſtreng nach dem Geſetze, welches Brigham Young ihnen gegeben, und deſſen Uebertretung er in jedem Falle mit Strafen belegte, die Wiederholungen des Vergehens ſelten aufkommen ließen, ohne die ſchlimmſte Strafe nach ſich zu ziehen, nämlich Ausſtoßung aus der Gemeinſchaft der Heiligen vom Jüngſten Tage (Latter-day Saints). So werden bekanntlich die Mormonen nicht zum Scherze, ſondern in vollem Ernſt genannt, und dieſe Bezeichnung mag nicht wenig beigetragen haben, ihnen feſten Zuſammenhalt und ein Selbſtgefühl zu geben, welches ſie in ihren eigenen Augen als Auserwählte des Himmels erſcheinen läßt. Sie betrachten ſich, obgleich aus aller Herren Ländern zuſammengewürfelt, als eine einzige große Familie, in welcher, ſolange ſie

feſt im Glauben bleiben und ſtreng nach dem Geſetze leben, der Segen Gottes überall ihren Schritten folgt.

Das iſt bisher auch immer geſchehen; die Verheißungen ihrer Propheten, die ihnen den Glauben gepredigt haben, ſind in Erfüllung gegangen; von ihrem erſten Auftreten an, ſchon unter Joſeph Smith, dem Verkünder und Begründer der neuen Lehre, haben die Mormonen die Landſtriche, wo ſie ſich anſiedelten, gleichſam im Fluge zu einem Aufſchwunge gebracht, der die Bewunderung der Fernſtehenden erweckte, aber zugleich die Furcht der nächſten Anwohner, durch die glaubenseifrigen Eindringlinge überflügelt und benachtheiligt zu werden. Man ſagte ihnen, ſobald die erſtaunlichen Erfolge ihrer durch kluge Leitung und ineinandergreifendes Zuſammenwirken gedeihlichen Arbeit zu Tage traten, allerlei böſe Dinge nach, ähnlich wie das weiland bei uns den Juden gegenüber geſchehen, um das Volk gegen ſie aufzuwiegeln. So wurden ſie aus ihren Anſiedelungen vertrieben, ihre Häuſer geplündert, ihre Tempel zerſtört und ſie ſelber gehetzt wie jagdbares Wild. Hier iſt nicht der Ort, die an ihnen verübten Greuel eingehend zu ſchildern; es genügt, auf die zuverläſſigen Bücher von Dr. Buſch und R. von Schlagintweit hinzuweiſen, welche die Geſchichte der Mormonen ausführlich erzählen. Dieſe ſelbſt ſind in der Schilderung der Kämpfe und Heimſuchungen, welche ſie auf ihrem Zuge durch die große amerikaniſche Wüſte beſtanden, nicht ſo ausführlich; ihre rhapſodiſchen Schilderungen gleichen eher den altteſtamentlichen Berichten über den Exodus der Juden. Und offenbar hat ſich Brigham Young, als er nach dem Tode Joſeph Smith's ſeine Mormonen in das gelobte Land am Großen Salzſee führte, Moſes in allen Hauptſtücken zum Vorbild genommen, indem er die Religion zum Geiſte ſeiner Geſetzgebung machte, jede Verordnung, jede Neuerung auf göttliche Eingebungen zurückführte und dem ganzen Leben ſeiner Gläubigen dadurch eine höhere Weihe gab. Seine Vorſchriften erſtreckten ſich auf jede Art von Thätigkeit und erwieſen ſich immer ſo erſprießlich und den Umſtänden angemeſſen, daß ſeine Weisheit dem Volke für

unfehlbar galt. Es folgte ihm wie begeisterte Krieger einem erprobten Feldherrn, der sie von Sieg zu Sieg führt, und für den jeder bereit ist sein Leben einzusetzen. Er wußte eine Zucht und Ordnung zu begründen, die streng eingehalten wurde, selbst wenn er nicht zugegen war, und sich nicht blos auf die Männer, sondern auch auf die Frauen und Kinder erstreckte, die in großen Scharen den Zug durch Wüsten und Felsgebirge mitmachten.

Beim Aufschlagen und Abbrechen der Zelte an den Wasserplätzen, wo Rast gehalten wurde, wußte jedermann was er zu thun hatte, und alles griff ineinander mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks.

Der Thätigste unter allen war immer der Prophet selbst, der sich in seiner Kleidung durch nichts vom gewöhnlichsten Arbeiter unterschied und die allgemeine Verehrung nicht durch imposante Aeußerlichkeiten in Tracht und Formen, sondern lediglich durch die geistige Ueberlegenheit gewann, welche er im steten Verkehr mit dem Volke bewährte. Wen er als tüchtig erfand hervorgezogen zu werden, der erhielt bald seinen Platz unter den Führern der Schar, die alle zur Priesterschaft zählen, aber keine besondern Abzeichen tragen. Einer geht gekleidet wie der andere, nur die Titel sind verschieden, wie Elder, Bischof, Apostel, Patriarch, Präsident. Da alle darüber wachen, daß auch der Werktag ein geweihter sei durch Waschungen und Gebete vor und nach der Arbeit, ja, da das ganze Leben der Mormonen ein beständiger Gottesdienst sein soll, so heben sich die eigentlichen Feiertage nicht so scharf bei ihnen ab wie bei andern religiösen Gemeinschaften. Es wird weniger in erbaulicher Weise gepredigt als unterrichtet, und hierin soll Brigham Young besonders groß gewesen sein durch die praktischen Rathschläge, die er seinen Gläubigen in allen Lagen des Lebens zu geben gewußt, um ihre Häuser und Gärten in Ordnung zu halten und den Ertrag ihrer Aecker zu steigern. Schon auf den ersten Blick sieht man, welcher Kunst und Arbeit es bedurfte die dürre Wüste durch die von ewigem Schnee genährten Bergwasser in das fruchtbarste Acker-

land umzuwandeln. Diese Wasserleitungen und Berieselungsnetze sind mit bewundernswürdiger Umsicht angelegt und bilden die Nährquellen eines blühenden Gemeinwesens, wie ich in solcher Ausdehnung und solchem Zusammenhange kein zweites kenne.

Denn innerhalb dieses Gemeinwesens ist das große Problem gelöst, auch dem Aermsten ein menschenwürdiges Leben zu sichern: solange er arbeiten kann durch den Ertrag seines Fleißes, und bei eintretender Altersschwäche oder in Unglücksfällen durch ausreichende Unterstützung.

Dieselben Volkselemente, welche, seit die sociale Frage internationale Bedeutung gewonnen, in allen ältern Reichen als die gefährlichsten Feinde staatlicher Ordnung erscheinen, sind im Mormonenlande zur festen Grundlage und Stütze staatlicher Ordnung geworden, und die Art, wie das geschehen, noch mehr der merkwürdige Mann, durch den es geschehen, hat mir viel zu denken gegeben.

Ich habe, seit dem ersten Auftauchen der Mormonen, so ziemlich alles gelesen, was mir darüber unter die Augen gekommen ist, und doch kein klares Bild daraus gewinnen können, sodaß ich, nun plötzlich mitten unter ihnen, vieles ganz anders fand, als ich erwartet hatte. Zunächst fiel mir auf, daß, was schon früher erwähnt wurde, aber wiederholt betont zu werden verdient, keinerlei Schein oder Prunk bei ihnen zu finden, also nichts, was mehr auf die Augen Fremder als auf das eigene Behagen berechnet ist.

Man sieht hier keine Modetrachten, keine glänzenden Equipagen, keine schimmernden Paläste, keinen Flitterstaat irgendwelcher Art, kurz, nichts von alledem, was in andern Städten der Neuen wie der Alten Welt die Augen reizt und blendet. Aber man sieht auch nicht solche Jammergestalten der Noth und des Elends, nicht solche Schreckensbilder menschlicher Verkommenheit, wie sie überall den traurigen Gegensatz zur Entfaltung üppigen Modeflitters und prunkenden Reichthums bilden.

Es gibt auch in Salt-Lake-City mehr oder minder hübsche

und ſtattliche Häuſer, den Verhältniſſen ihrer Bewohner entſprechend, aber die Unterſchiede fallen nicht grell in die Augen, wecken nicht Neid, Misgunſt und Haß, wie das ſonſt oft im Unglück verbitterten Armen geſchieht, hochmüthigen Reichen gegenüber.

Selbſt der Aermſte unter den Mormonen kann es, bei ausdauernder Arbeit, zu einer gewiſſen Wohlhabenheit bringen und braucht nie in Furcht zu leben, im Elend zu verkommen. Die meiſten von ihnen haben nie beſſere Tage gekannt, als ſie gleich nach ihrer Aufnahme in den neuen Glaubensbund gefunden.

Der Grundſtock beſtand aus Amerikanern, welche ſich mit gläubiger Verehrung um einen ganz jungen Mann aus dem Volke ſcharten, der ihnen als ein neuer Prophet erſchien, durch göttliche Eingebung berufen ein neues Gottesreich auf Erden zu gründen. Der junge Mann hieß Joſeph Smith und behauptete, Gott habe ſich ihm in der Nacht des 21. September 1823 durch den Engel Moroni offenbart, der ihm bei dreimaliger Erſcheinung verkündigte, daß er berufen ſei ein großes Werk zu vollbringen, durch welches ſeinem Namen viel gute, aber auch viel böſe Nachrede unter allem Volke erwachſen werde. Eine heilige Schrift, auf Goldplatten geſchrieben, liege in der Erde vergraben, als Urkunde über die alten Einwohner Amerikas; und neben dieſen Goldplatten befänden ſich noch zwei in Silber gefaßte Steine, vor alters die Urim und Thummim geheißen, durch welche Gott dem Volke ſeinen Willen kundgegeben.

Die Erſcheinungen wiederholten ſich; Joſeph Smith erfuhr ganz genau, wo die Schätze vergraben lagen; er durfte ſie ſogar ſehen, wurde aber erſt vier Jahre in Geduld geprüft, ehe der Engel des Herrn ihm die Heiligthümer eigenhändig anvertraute. Die Goldplatten hatten 8 Zoll Länge bei 7 Zoll Breite, waren noch dünner als gewöhnliches Zinn und wurden durch drei hindurchgezogene Ringe zuſammengehalten, ſolchergeſtalt ein goldenes Buch von 6 Zoll Dicke bildend, deſſen Blätter mit zierlich eingravirter Hieroglyphenſchrift gefüllt waren, welche außer Joſeph

Smith niemand lesen konnte. Er machte sich nun, mit Hülfe Gottes, gleich an die Uebersetzung, „wobei er viel Verfolgungen zu ertragen hatte von religiösen Leuten, die ihn für einen Betrüger hielten", wie der Mormonen-Katechismus wörtlich berichtet.

So entstand „The Book of the Mormons", 1830 zuerst in Amerika, 1841 zuerst in Europa gedruckt und 1852 auch in einer deutschen Uebersetzung von John Taylor unter dem Titel „Das Buch Mormon" in Hamburg veröffentlicht. Es bildet, in Nachahmung der biblischen Sprache geschrieben, eine Quelle der Erbauung für die Gläubigen und des Spottes für die Zweifler.

Um jeden Zweifel an der Glaubwürdigkeit der neuen Offenbarung, welche alle in der Bibel enthaltenen jüdischen und christlichen Offenbarungen bestätigt und nur eine ergänzende Fortsetzung derselben bildet, zu entkräften, ließ Gott durch einen Engel die Platten mit den Hieroglyphen drei allgemein geachteten Männern zeigen, welche darüber eine Urkunde ausstellen mußten. Danach befahl er Joseph Smith, die Platten noch acht andern Männern zu zeigen, sodaß im ganzen elf Zeugen die Richtigkeit des Sachverhalts bestätigen konnten, deren Zeugnisse, ganz im Tone des Buches „Mormon" geschrieben, zugleich mit diesem gedruckt wurden und lauten wie folgt:

1.

„Allen Blutsverwandten und fremden Völkern und Menschen jeder Zunge, zu deren Augen dieses Buch kommen wird, sei verkündet, daß wir, durch die Gnade Gottes, des Vaters, und unsers Herrn Jesu Christi, die Platten gesehen haben, welche diese Urkunden enthalten, so die Urkunden sind des Volkes Nephi, und auch der Lameniten, ihrer Brüder, auch des Volkes Jared, das von dem Thurme kam, davon geredet wurde; und wir wissen auch, daß sie verdolmetscht worden durch die Gabe und Macht Gottes, denn Seine Stimme hat es uns verkündet, weshalb wir Gewißheit haben, daß das Wort wahr ist. Und wir bezeugen auch, daß wir die Eingrabungen auf den Platten gesehen haben; und

sie sind uns durch die Macht Gottes, nicht des Menschen, gezeigt worden. Und wir erklären mit wahrhaftigen Worten, daß ein Engel Gottes vom Himmel herniederkam und die Platten brachte und vor unsere Augen legte, also daß wir sie sahen mit ihren Eingrabungen; und wir wissen, daß wir sie durch die Gnade Gottes, des Vaters, und unsers Herrn Jesu Christi sahen, und verkünden, daß diese Dinge wahr sind; und es ist wunderbar in unsern Augen, obwol die Stimme des Herrn uns befohlen, daß wir es verkünden; deswegen, um Gottes Geboten zu gehorchen, geben wir Zeugniß von diesen Dingen. Und wir wissen, daß, wenn wir treu in Christo sind, wir unsere Gewande vom Blut aller Menschen befreien und makellos erfunden werden vor Christi Richterstuhl und ewig bei ihm wohnen werden im Himmel. Und Ehre sei dem Vater und dem Sohne, und dem Heiligen Geiste, der Ein Gott ist. Amen. Oliver Lowdery. David Whitmer. Martin Harris."

2.

Enthält denselben Eingang wie oben, worauf folgt: „Daß Joseph Smith jun., der Uebersetzer dieses Werks, uns die besagten Platten gezeigt hat, welche wie Gold aussehen, und daß wir so viele Blätter, als er übersetzt hat, in unsern Händen gehabt haben, und daß wir auch die Eingrabungen gesehen, welche alle den Eindruck alter Arbeit und merkwürdiger Kunst machen. Und dieses bezeugen wir mit wahrhaftigen Worten, daß der genannte Smith die besagten Platten wirklich besessen; wir haben sie in der Hand gehalten und sind dessen gewiß." Nun folgen, nach Anrufung Gottes, die acht Namen der Zeugen, worunter ein Hiram Page, drei Smith und vier Whitmer. Der eine dieser Smith war der Vater und die andern beiden waren nahe Verwandte von Joseph Smith, dem Uebersetzer des Buches Mormon, welches die Geschichte und Gesetze der verloren gegangenen Stämme Israels enthält, nämlich der Jareditен, welche vom Thurm zu Babel auswanderten, und der Nephiten, welche zur Zeit des Königs Zedekia von Jerusalem nach Amerika zogen und zu Stamm-

vätern der nordamerikanischen Indianer wurden. Ihr Führer Nephi verfertigte, nach göttlichen Offenbarungen, die ersten der beschriebenen Platten und erst neun Jahrhunderte später führte Mormon, ein großer Krieger und frommer Christ, das heilige Werk zu Ende, welches dann nach seinem Namen benannt wurde.

Die Nephiten nannten sich schon Christen lange vor Christi Geburt, aber sie wurden es erst, als er ihnen kurz nach seinem Tode erschien, um ihnen in Amerika das Evangelium genau so zu predigen, wie er es den Juden in Palästina gethan. Allein die Religion der Liebe führte auch in der Neuen Welt zu Haß und Hader, wodurch sich dann die weiße Hautfarbe der zu Indianern gewordenen Juden in schmuziges Roth verwandelte. Volle 1400 Jahre blieben nun die heiligen Geschichtstafeln Mormon's, die dessen Sohn Moroni noch um zwei vermehrte, in der Erde vergraben, bis der inzwischen zum Engel gewordene Moroni sie dem jungen Joseph Smith anvertraute. . . .

Ich habe mich weiter in die Geschichte hinein verloren, als meine Absicht war, und muß nun noch hinzufügen, daß böse Zungen behaupten, das ganze Buch Mormon sei nach einem ungedruckten Romane fabricirt, den Joseph Smith in die Hände bekommen und mit allen möglichen Offenbarungen verquickt habe.

Diesen Punkt näher zu untersuchen, hat sich mir keine Veranlassung geboten. Auch ist er für meine Skizze ganz unwesentlich, da es sich in dieser nicht darum handelt den schon beträchtlich aufgeschossenen Baum des Mormonenglaubens bis in seine Wurzeln zu verfolgen, sondern nur seine Früchte zu veranschaulichen, soweit sie meinen Augen erkennbar geworden, wobei dann eine jeweilige Bemerkung zwischen Ursache und Wirkung mit unterlaufen mag.

Daß von keinem Volke die Zehn Gebote strenger gehalten werden als von den Mormonen, ist mir klar geworden aus allem, was ich über sie gehört und gelesen habe. In ihren Lehren und Offenbarungen habe ich nichts finden können, was denen des Alten

und Neuen Testaments widerspricht; sie behalten die alten jüdischen und christlichen Satzungen bei, aber begnügen sich nicht damit, sondern ergänzen sie durch neue, welche ihnen als für unsere Zeit nothwendig offenbart worden sind. Das Wort Christi: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen", spricht der Mormonenprophet nach, aber er fügt hinzu: „und es zu ergänzen."

Aus diesen Ergänzungen nun erklärt sich zugleich der beispiellos rasche Aufschwung der Mormonen wie die gegen sie entfesselte Verfolgungswuth.

Joseph Smith war kaum siebzehn Jahre alt, als er in Manchester, einem obscuren Orte im Staate New-York, zum ersten mal von sich reden machte. Der Himmel hatte sich vor ihm aufgethan, und es schwebten daraus zwei strahlende Gestalten zu ihm herab, deren eine, auf die andere weisend, zu ihm sprach: „Dies ist mein geliebter Sohn; hör' ihn."

Die beiden himmlischen Gestalten gaben sich nun dem jungen Smith als Gott Vater und Sohn zu erkennen und offenbarten ihm, daß alle jetzt auf Erden herrschenden Glaubenslehren gefälscht seien, er sich also keiner derselben anschließen dürfe.

Was blieb hiernach dem jungen Smith übrig, als eine neue Lehre zu gründen! Wie das geschah, haben wir gesehen. Der Grund- und Eckstein des neuen Baues war schon mit der ersten Offenbarung gelegt, und es blieb keine Wahl, als daran zu glauben oder darüber zu lachen. Dieses war leichter als jenes, und so geschah es, daß auf jeden Gläubigen immer Tausende von Spöttern kamen. Hieraus entsprang die Nothwendigkeit für die Gläubigen, fest zusammenzuhalten, um sich ihrer Haut zu wehren und durch Bildung eines gedeihlichen Gemeinwesens den Spott der Spötter zu Schanden zu machen.

Joseph Smith mußte lange umherirren und manche Unbill ertragen, bevor es ihm gelang, seine neue Kirche zu gründen, wozu ihn endlich eine Offenbarung trieb, die er am 15. Mai 1829 vom Himmel empfing, als er mit seinem Freunde Oliver Cowder

in den Wald gegangen war, um zu beten. Während des Gebetes erschien ihnen Johannes der Täufer, auf Lichtstrahlen hernieder-fahrend, legte seine Hände auf ihre Häupter, sie zu Mitgliedern der Priesterschaft Aaron's zu weihen, und befahl ihnen dann, sich gegenseitig zu taufen und als Priester zu bestätigen. Hiernach sandte Jesus noch drei Apostel zu Joseph Smith, um ihn auch in die Priesterschaft Melchisedeks aufzunehmen. Nun erst, als er die doppelte Priesterweihe erhalten hatte, begann er, April 1830, öffentlich zu predigen in Fayette (im Staate New-York) vor einer Gemeinde, welche anfangs nur sechs Köpfe zählte, sich aber wunder-bar schnell vermehrte, als die Kunde von dem Segen ihrer Arbeit in fremde Länder drang. Joseph Smith, fortan nur der Prophet Joseph genannt, umgab sich mit zwölf Aposteln, wurde von seinen Gläubigen als ein neuer Heiland verehrt, sah alle seine frühern Verheißungen in Erfüllung gehen und gab neue, die sich im Laufe der Zeit ebenfalls erfüllen sollten. Schon im ersten Jahre seines priesterlichen Wirkens gründete er Niederlassungen in den Staaten Ohio und Missouri und begann hier den Bau eines großen Tempels, wurde aber nach zwei Jahren aus diesen Ansiedelungen wieder vertrieben und mußte mit seinen Anhängern in andern Districten ein Unterkommen suchen.

In unbegreiflich kurzer Zeit wuchs unter den Händen der rastlosen Mormonen eine neue Stadt aus dem Boden hervor: Kirtland (im Staate Ohio), mit einem prächtigen Tempel ge-schmückt, der schon im Jahre 1836 eingeweiht wurde.

Aber auch hier sollte ihres Bleibens nicht lange sein; sie konnten dem Andrang der ihnen an Zahl weit überlegenen wilden Rotten, die über sie hereinbrachen, auf die Dauer nicht wider-stehen; diejenigen von ihnen, welche im Kampfe den Feinden in die Hände fielen, wurden „getheert" und „gefedert" und die übrigen zum Lande hinausgetrieben.

Dasselbe Trauerspiel wiederholte sich 1839 im Staate Missouri, und die grausam verfolgten Heiligen, deren Muth und Unternehmungsgeist mit den Heimsuchungen zu wachsen schien,

ließen sich nun am Ufer des Mississippi nieder, wo sie eine neue Stadt, Nauvoo (im Staate Illinois), erbauten, größer und herrlicher als alle ihre frühern Niederlassungen.

Alles gedieh wunderbar unter der Führung des Propheten Joseph, und die Schilderungen des blühenden Wohlstandes, den seine Mormonen selbst aus Wüsten hervorzuzaubern wußten, grenzen an das Unglaubliche. Wie in Kirtland, so war auch in Nauvoo seine erste Sorge auf die Erbauung eines prachtvollen Tempels gerichtet, dessen Vollendung er jedoch nicht mehr erleben sollte.

Er hatte, fortwährend von an Zahl überlegenen Feinden bedroht, allmählich die Nothwendigkeit begriffen, seine Mormonen durch militärische Zucht wehrhafter zu machen, und so in Nauvoo eine Legion herangebildet, die, 4000 Mann stark, allen Angriffen wilder Kriegsrotten die Stirn bot. Solchergestalt zum unbeschränkten Beherrscher eines ansehnlichen Gebiets geworden, fühlte er sich bald zu noch größerer Machtübung berufen und bewarb sich im Jahre 1844 um die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten. Darüber entstand natürlich ein gewaltiger Aufruhr unter den „Heiden" (Gentiles), wie die Mormonen sich allmählich gewöhnt hatten ihre ungläubigen Feinde zu nennen.

Zu gleicher Zeit verlautete (konnte aber nicht bewiesen werden), daß der Prophet die Polygamie begünstige — kurz: Nauvoo wurde von wilden Rotten bestürmt, die noch wilder wurden vor Wuth, daß sie gegen die wehrhafte Mormonenlegion nichts auszurichten vermochten. Sie zwangen den Gouverneur von Illinois, die Miliz des Staates aufzubieten; gegen die Unionsregierung wollte sich der Prophet nicht ohne Noth feindlich stellen: er unterschied streng zwischen der gesetzlichen Macht und den Uebergriffen roher Pöbelmassen. Schon mehr als funfzigmal war es ihm gelungen, die gegen ihn erhobenen Anklagen vor den ordentlichen Gerichten zu entkräften, und er zögerte nicht, das auch diesmal zu thun, um Blutvergießen zu vermeiden.

Die Folge war, daß der Gouverneur ihn sammt seinem Gefolge nach dem Städtchen Carthago bringen und dort in ein

Gefängniß werfen ließ, wo die Unglücklichen von dem hereinstürmenden Pöbel (27. Juni 1844) ermordet wurden, unter Greuelscenen, welche zu schildern die Feder sich sträubt, und welche zu verhindern der ehrlose Gouverneur, unter dessen Schutz die wehrlosen Opfer standen, nicht den kleinsten Schritt that. Auch nach der Schreckensthat geschah von der Regierung und den Gerichten gar nichts, um die Mörder ausfindig zu machen und sie zur Rechenschaft zu ziehen.

Unter den Opfern der Volkswuth befand sich ein junger Mann, der, nachdem man ihn von allen Seiten mit Kugeln gespickt, mit Füßen getreten und den blutenden Körper hin- und herwälzend auf seinen Tod geprüft hatte, dennoch am Leben geblieben war und, als die Mörder das Gefängniß verlassen hatten, in das Freie kroch, mitleidige Menschenseelen fand, die sich seiner annahmen und ihm später Gelegenheit boten zu entkommen. Er lebt heute noch, mit drei Kugeln im Leibe, die nicht herausgezogen werden konnten, ohne sein Leben zu gefährden; er heißt John Taylor und ist im Laufe der Zeit Oberhaupt der Mormonen geworden. Ich habe ihn sammt seinen zwölf Aposteln persönlich kennen gelernt und werde darauf zurückkommen.

Hier muß ich zunächst wieder an seinen Vorläufer Brigham Young anknüpfen, der unter dem Propheten Joseph in Nauvoo Apostel geworden war und seine gewaltige Persönlichkeit bald nach allen Richtungen geltend zu machen wußte. Er betrieb mit großem Eifer die Verbreitung des neuen Glaubens durch Sendboten, welche in allen Ländern der Alten Welt den Armen und Hülfsbedürftigen das Mormonenevangelium predigen mußten; er selbst ging nach England, wo er ganze Scharen von Anhängern gewann und eine Zeitung („Millennial Star") gründete, die seine Lehren in die weitesten Kreise trug und noch heute die Zahl der Gläubigen mehren hilft. Die Britischen Inseln haben fortwährend den Mormonen die stärksten Ergänzungen geliefert; ihnen folgten in der Zahl Dänen, Schweden und Norweger, während bei allen übrigen europäischen Völkerschaften das neue Evangelium taube Ohren gefun-

den hat und besonders bei den Deutschen, die immer nur ganz vereinzelt unter den Heiligen vom Jüngsten Tage vorgekommen sind. Aber durch einige Gläubige wenigstens sind alle bekannten Völker der Welt unter ihnen vertreten. Man hat berechnet, daß sämmtliche Mormonen, deren Zahl heute 200000 Köpfe weit übersteigt, nur zu einem Viertheil aus Amerikanern bestehen; alle übrigen sind eingewandert.

Als die Kunde von dem Märtyrertode des Propheten Joseph nach England kam, reiste Brigham Young sofort zurück nach Nauvoo, wo er alles in der größten Verwirrung fand. Sidney Rigdon, der erste Rathgeber von Joseph Smith, hatte sich an dessen Stelle gesetzt, wurde aber bald von Brigham Young beseitigt, der alle Neuerungen Rigdon's für Eingebungen des Teufels erklärte, ihn aus der Gemeinde ausstieß, sich selbst als Präsidenten anerkennen ließ und nun je länger ein eisernes Regiment führte, bis aller Parteihader gründlich beigelegt war. Im Laufe eines Jahres gelang es ihm, die Spuren der vorhergegangenen Verwüstung zu tilgen und Nauvoo zu neuer Blüte aufzuschwingen. Allein kaum war die Ruhe im Innern wiederhergestellt, als sie von außen abermals gestört wurde. Das Volk von Illinois wollte die Mormonen nicht in seiner Mitte dulden, und drohte ihnen mit völliger Ausrottung. Die alten Verfolgungen begannen aufs neue: der durch seine frühern, ungestraft gebliebenen Ausschreitungen ermuthigte und verwilderte Pöbel ließ die Mormonen nicht zur Ruhe kommen, und Brigham Young beschloß, mit ihnen nach einem fernen Lande auszuwandern, wo noch keine weißen Ansiedler lebten und er einen eigenen Staat gründen könne, unbehelligt vom Volke und der Regierung der nordamerikanischen Unionen.

Ein solches, gleichsam herrenloses Land bot sich jenseit der großen Felsengebirge, auf der Hochebene am Großen Salzsee, wo nur wilde Indianerstämme hausten, nominell, wie das Land, unter der Herrschaft der Republik Mexico stehend, die sich aber niemals darum bekümmert hatte.

Einige tausend Mormonen wurden nun als Kundschafter vorausgeschickt und zogen mit Weibern und Kindern im harten Winter 1846 über den zugefrorenen Mississippi nach der Gegend, wo der Platte in den Missouri mündet. Dort unter unsäglichen Schwierigkeiten angekommen, schlugen sie ihr Lager auf, um andere Scharen zu erwarten, welche ihnen folgen sollten, aber lange auf sich warten ließen. Der Grund dieses Zögerns ist zu charakteristisch für die Mormonen, um hier übergangen werden zu können. Während der ganzen Zeit der vorhin geschilderten Kämpfe, Verfolgungen und Verwüstungen hatten sie sich nicht abhalten lassen, an dem vom Propheten Joseph gegründeten Tempel weiter zu bauen. Seit Brigham Young's Rückkehr wurde das Werk mit verdoppeltem Eifer betrieben, und jetzt wollte das Volk, trotz aller Noth und Bedrängniß, nicht abziehen, ohne das Gotteshaus vollendet und geweiht zu haben.

Aber gerade diese Opferfreudigkeit sollte den Gläubigen wieder, wie gewöhnlich, zum Verderben ausschlagen. Ihre umwohnenden Feinde hatten die Kunde vom Abzuge der Mormonen mit Freuden vernommen und sich infolge dessen eine Zeit lang ruhig verhalten, ja viele Bessergesinnte hatten sogar Unterhandlungen wegen Ankaufs von Häusern und Grundstücken angeknüpft. Als sie aber sahen, daß so fleißig an der Vollendung des Tempels gearbeitet wurde, der nicht zu Verkauf stand, glaubten sie nicht mehr an den Abzug und fürchteten, daß die schon vor Monaten Fortgezogenen verstärkt zurückkehren würden. Sie wollten dieser vermeintlichen Kriegslist zuvorkommen und fielen aufs neue über die Gläubigen her, die sich tapfer ihrer Haut wehrten, bis sie nach mehrmonatlichen Kämpfen zum Lande hinausgetrieben wurden.

Ein amerikanischer General von wissenschaftlicher Bildung, der, auf einer Forschungsreise nach dem damals noch wenig bekannten fernen Westen begriffen, Nauvoo besuchte, als die Mormonen abgezogen waren, hat in einem ergreifend geschriebenen Briefe die schauerlichen Eindrücke geschildert, welche das bestialische

Treiben der verwilderten Horden von Illinois ihm geboten, die ihm ganz unter aller Menſchlichkeit zu ſtehen ſchienen. Die Mormonen haben ſich begnügt, dieſen Brief, der durch Adel des Gefühls und Unmittelbarkeit des Ausdrucks ein Meiſterſtück der Schilderung geworden, ohne Commentar in ihren Geſchichtsbüchern abdrucken zu laſſen, und ſie haben wohlgethan, es dabei bewenden zu laſſen, denn dieſer Brief iſt zum furchtbarſten Ankläger gegen ihre Verfolger geworden. Hätte ein Mormone ſolche Schilderung des von ihm Erlebten geſchrieben, ſo wäre er ſicher von jedem Nichtmormonen phantaſtiſcher Uebertreibung beſchuldigt worden. Gegen die Wahrhaftigkeit der in dem Briefe des amerikaniſchen Generals enthaltenen Schilderung aber hat ſich nie eine zweifelnde Stimme zu erheben gewagt.

Wie nun Brigham Young auf jahrelangem Zuge durch pfadloſe Wüſten und wilde Felſengebirge ſeine täglich mehr zuſammenſchmelzenden Getreuen in das neue Land der Verheißung führte, wo es ihnen erſt nach dreijährigen ſchweren Mühen und Kämpfen gelang, einigermaßen genügenden Lebensunterhalt zu erringen, iſt ſchon im Eingang dieſer Skizze angedeutet und ſoll hier nicht weiter geſchildert werden, wo ich noch über meine perſönlichen Eindrücke berichten möchte.

Nachdem ich mit meinen beiden Begleiterinnen die Hauptmerkwürdigkeiten und hervorragendſten Gebäude der Stadt beſichtigt hatte, wozu wenige Stunden genügten, kehrten wir in unſer Hotel zurück, und die Damen luden mich ein, mit ihnen noch ein wenig in ihr Parlor zu treten, um bei einem Glaſe ice-cream über unſere von der Wanderung heimgebrachten Eindrücke zu plaudern.

Miß A. hatte ſich eine Mormonenbibel gekauft und war augenſcheinlich ſehr neugierig, einen Blick hineinzuwerfen, indem ſie, eine Weile das halbgeöffnete Buch in der linken Hand haltend, unter den Fingern der rechten die feſten Blätter rauſchen ließ, wie wenn man mit dem Daumen über ein Spiel Karten ſtreicht, ehe die eigentliche Action beginnt. Allmählich ließ die energiſche

Fingerbewegung nach, und Miß A. heftete die Augen auf eine Stelle, welche ſie vorzuleſen begann: „Wahrlich, ich ſage euch, dies alles wird geſchehen, damit erfüllt werde, was verheißen iſt, und euere Augen werden es ſehen und ihr ſollt deſſen Zeugniß tragen vor den Heiden.“. . .

„Das iſt ja ganz wie in unſerer Bibel!“ unterbrach ſich die junge Leſerin mit unverkennbarem Ausdruck der Enttäuſchung.

„Um ſo beſſer!“ fiel die Mutter ein, ihr das Buch aus der Hand nehmend. Sie hatte offenbar gefürchtet, wie ihre ganze Haltung verrieth, die Wißbegier der Tochter könnte deren Augen auf eine anſtößige Stelle führen.

Nun wandte ſich Miß A.'s Wißbegier meinem Katechismus zu, und ich las das zweite Kapitel daraus vor, welches von der Erkenntniß Gottes handelt, ſehr kurz und bündig iſt und deshalb hier wörtlich überſetzt folgen möge. Es beſteht in Fragen und Antworten.

Erſte Frage. Wie erfährſt du und wie erfahren die Menſchen überhaupt, daß es einen Gott gibt?

Antwort. Auf drei Wegen: Erſtens durch Ueberlieferung, zweitens durch Vernunft, drittens durch Offenbarung.

Zweite Frage. Wie verhält ſich das mit der Ueberlieferung?

Antwort. Die Kinder lernen von den Aeltern, daß ein Gott lebt, und ihre Kinder lernen es wieder von ihnen, und ſo geht es fort durch Jahrhunderte und Jahrtauſende.

Dritte Frage. Wie verhält ſich das mit der Vernunft?

Antwort. Sie ſchauen um ſich und ſehen die Sonne ſcheinen bei Tage und nicht bei Nacht; ſie ſehen und fühlen die langen und heißen Tage des Sommers und die kurzen und kalten Tage des Winters in regelmäßiger Folge; ſie ſehen Regen fallen und die Früchte und das Grün der Erde erſcheinen zu ihrer Zeit; und da dieſe Dinge durch Menſchen nicht gehemmt, noch die Zeiten, da ſie geſchehen, geändert werden können, ſo ſchließt man daraus, daß ein Weſen leben müſſe, welches hoch

über allen Menſchen waltend alles beherrſche und leite. Auf dieſem Wege lehrt die Vernunft einen Gott erkennen.

Vierte Frage. Wie verhält ſich das mit der Offenbarung?

Antwort. Gott offenbart ſich den Menſchen; oder Er ſendet ihnen Engel, welche größere Macht, Kenntniß und Glorie haben als Menſchen; oder Er redet zu ihnen durch Seine eigene Stimme vom Himmel; oder er gibt ihnen Träume und Geſichte. So lernen die Menſchen durch Offenbarung, daß ein Gott lebt.

Fünfte Frage. Welcher Weg iſt der beſte, um Gott erkennen zu lernen?

Antwort. Durch Offenbarung. Ueberlieferung und Vernunft geben nur unbeſtimmte und ungenügende Begriffe von Gott, ſeinem Charakter und ſeinen Eigenſchaften. Durch Offenbarung allein kann eine beſtimmte und genügende Kenntniß gewonnen werden. — — —

Bevor ich das Kapitel zu Ende geleſen hatte, war Mr. A. eingetreten, aber ohne im geringſten zu ſtören. Er machte auf dem dicken Teppich des Parlors ein paar unhörbare Schritte vorwärts und blieb dann ruhig ſtehen, bis ich das Buch beiſeite legte.

„Sehr gut!“ rief er nun, mir die Hand ſchüttelnd und ſich ſetzend, wobei er einen Blick auf den Titel des Buches warf und danach wieder anhub:

„Merkwürdiges Volk, dieſe Mormonen!“

„Sehr merkwürdig, in der That!“ fielen Mutter und Tochter ein, wie aus einem Munde.

„Ich kann auch nicht ſagen, daß ich ſie ſo mürriſch finde, wie man ſie ſchildert. Ich erkundigte mich nach dem Telegraphenamt und wurde auf das freundlichſte zurechtgewieſen. Ich fragte auf meinen Wegen durch die Stadt nach den verſchiedenſten Dingen und erhielt immer höfliche Antwort. Ich kaufte einige Kleinigkeiten in den Magazinen und war erſtaunt über die billigen Preiſe. Es könnte mir ſchon ganz gut gefallen hier, wenn nur die abſcheuliche Vielweiberei nicht wäre!“

„Ich habe noch nichts davon bemerkt", sagte Mrs A., „die Frauen, denen wir begegneten, sahen ganz ehrbar aus und fielen mir nur durch ihre einfache Kleidung auf."

„Es war auch nicht ein einziges hübsches Gesicht darunter!" rief Miß A.

„Ich habe zwei sehr hübsche und elegante Damen gesehen, als ich in Savage's Art-Bazar Photographien kaufte", sagte Mr. A.; „aber das schienen Fremde zu sein."

„Woher vermutheſt du das?" fragte seine Frau.

„Weil sie sich zu auffallend unterschieden von allen übrigen Gestalten, die mir begegnet. In jeder andern amerikanischen Stadt würden sie mir nicht aufgefallen sein. Und doch sollen die Mormonen zum größten Theile aus Amerikanern und Engländern bestehen. Ich kann mir nicht erklären, wie sie es angefangen haben, sich und allem hier einen so seltsam eigenartigen, gleichmäßigen Anstrich zu geben. Können Sie es?"

„Ich will es versuchen", erwiderte ich. „Zunächst fällt in die Augen, daß hier alles nach einer festen Ordnung und Regel sich entwickelt hat, im Gegensatze zu dem übrigen Amerika, wo jeder nach eigenem Kopfe sein Glück sucht. Hier gibt es eine anerkannte Autorität, der sich jeder unterwirft, in geistlichen wie weltlichen Dingen, wodurch ein Zusammenwirken entsteht, das, bei kluger Leitung, gedeihliche Folgen haben und der Menge ein einheitliches Gepräge geben muß. Alles hat einen religiösen Anstrich und gemahnt fortwährend an eine höhere Verantwortung, als die vor den Menschen. Die einzigen monumentalen Gebäude sind die Tempel. Bei den Mormonen regelt sich alles von oben nach unten, im übrigen Amerika hingegen von unten nach oben. Dort gibt es kein religiöses Band, welches alle zusammenhält; außerhalb der römischen Kirche zerfällt alles in Sekten, und die Zahl der Gläubigen schmilzt täglich mehr zusammen, seit das Predigen gegen alle Religion sich einträglicher erweist, als für irgendwelche Sekte. Jedenfalls hat der Glaube in Amerika noch

keinen monumentalen Ausdruck gefunden; die Geschäftshäuser ragen überall weit imposanter empor als die Kirchen."

„Das ist leider richtig; aber die Vielweiberei hier . . ."

„Was du nur mit der Vielweiberei zu thun hast!" — unterbrach Mrs. A. ihren Gemahl. „Komm, Mary, es ist Zeit, vor Tisch ein bischen Toilette zu machen."

Damit verließen die beiden Damen das Zimmer, während Mr. A. sich zu mir wendend sagte: „Mrs. A. will nichts von der Vielweiberei wissen; sie glaubt einfach nicht daran, und es ist doch erst kürzlich wieder ein skandalöser Fall vorgekommen, wo ein alter Bischof fünf Frauenzimmer auf einmal geheirathet hat, nämlich eine Witwe mit vier Töchtern."

„Eine Witwe mit vier Töchtern?"

„Ja, ja; lachen Sie nur; ich kann Ihnen die Zeitung zeigen, worin es gedruckt steht, mit der Aufforderung an die Bundesregierung, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Ich glaube, ich habe sie bei mir. Nein, — begann er wieder, nachdem er alle Taschen durchwühlt hatte — sie muß auf meinem Zimmer liegen geblieben sein. Ich werde sie hervorsuchen und Ihnen zeigen. Sie kommen doch herunter zu Tisch?"

Ich bejahte die Frage und ging ebenfalls auf mein Zimmer, um mich ein wenig zu waschen und zu bürsten.

Im Speisesaale fand ich eine zahlreiche Gesellschaft. Der Verkehr in dem nicht mormonischen Hotel schien ein sehr lebhafter zu sein und ungezwungener, als es sonst amerikanische Art ist. Ich ließ mich nieder an einem Tische, der am wenigsten besetzt war, und kam einigen Herren gegenüber zu sitzen, die sich deutsch unterhielten; es waren zwei hamburger Reisende und ein Deutsch-Amerikaner, die alle drei einen sehr gebildeten Eindruck machten. Bald erschien auch die Familie A. — der Vater hatte die Zeitung richtig gefunden und zeigte mir die betreffende Stelle, die mich um so mehr überraschte, als das Blatt, „Salt Lake Tribune", an Ort und Stelle erschien. Im übrigen kam, wie gewöhnlich in amerikanischer Tischgesellschaft, keine lebhafte Unterhaltung auf. Ich

hatte mir eine Flasche Wein bestellt und wollte eben fragen, warum sie nicht gebracht werde, als ein Neger mir eine Karte überreichte mit dem Bemerken, der Herr erwarte mich im untern Parlor. Es war Professor Park; ich ging gleich zu ihm und bat ihn mein Gast zu sein. Er hatte schon gegessen, ließ sich aber bewegen, ein Glas Wein mit mir zu trinken. Er machte einen freundlichen Eindruck und schien auch der Familie, der ich ihn vorstellte, gut zu gefallen. Das polygamische Räthsel mit dem alten Bischof war bald gelöst. Nach mormonischem Gesetz müssen hülflose Frauen unter männlichen Schutz gestellt werden, und so war es nun einer armen Wittwe geschehen, die vier unmündige Kinder, aber nicht die Mittel hatte sie zu erhalten; sie wurde dem alten Bischofe unter den vorgeschriebenen Formen „angesiegelt" (wie die Mormonen solches Verhältniß bezeichnen), und er nahm dadurch die Verpflichtung auf sich, für der Mutter und Kinder zeitliches und ewiges Wohl zu sorgen.

Professor Park erbot sich, uns mit der Frau und ihren Kindern bekannt zu machen, um zu sehen, was es mit dem „angesiegelten" Zuwachs der bischöflichen Familie auf sich habe.

Daß es unter andern Umständen mit solchen „Ansiegelungen" auch eine andere Bewandtniß haben kann, liegt auf der Hand. Denn daß Brigham Young nicht blos sich selbst, sondern auch andern die Polygamie gestattet hat, ist eine Thatsache, für welche Beweise genug vorhanden sind, und aus welcher die Mormonen auch kein Hehl machen. Sie begründen die Einführung der Polygamie durch eine Offenbarung, welche Joseph Smith in Nauvoo gehabt habe, kurz vor seinem Tode, und durch die Bibel, welche kein Verbot dagegen enthalte.

Da aber nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten die Polygamie als Verbrechen gilt, so hat die Regierung nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, dagegen einzuschreiten. Zur Zeit Brigham Young's, der offen nach der Weise der alten Patriarchen lebte, hat man viel dagegen geredet, aber nichts gethan. Jetzt

widerhallt die ganze Presse der Vereinigten Staaten von der Nothwendigkeit energischen Vorgehens, und der edle Garfield würde nicht lange damit gezögert haben, wenn er am Leben geblieben wäre.

Ob aber, wenn über kurz oder lang nach dem Gesetz gegen die Mormonen verfahren wird, diese sich friedlich unterwerfen werden, ist eine andere Frage.

Wir haben gesehen, daß der neue Glaube in seinem Entstehen und ersten Stadium gar nichts mit der Polygamie zu thun hatte, welche ihm erst durch Brigham Young aufgepropft wurde; sie könnte also durch dessen Nachfolger, kraft einer neuen Offenbarung, wieder beseitigt werden, zumal nur eine kleine Minderheit der Gläubigen dadurch getroffen würde, denn die große Mehrzahl ist ihr immer fern geblieben. Es wollte mir sogar scheinen, als ob auch jene Minderheit nicht so fest daran hänge, wie man anzunehmen pflegt. Sie hat sich dem Willen ihres Propheten gefügt, der mit seiner Liebhaberei keine Ausnahme bilden wollte und deshalb für die Würdenträger und Wohlhabendern eine Regel daraus machte. Allein seit seinem Tode ist ein großer Umschwung eingetreten; der jetzige Präsident hat noch nie in der Richtung seines Vorgängers Anstoß gegeben, vielmehr sorgfältig darüber gewacht, daß alles Aergerniß vermieden werde, um der Unionsregierung keinen Anlaß zum Einschreiten zu bieten.

Die Schwierigkeiten liegen auf einer andern Seite, wo ich sie am wenigsten vermuthet hätte, nämlich bei den Frauen selbst. Zum Schlusse eilend, werde ich doch noch einen klärenden Blick auf den wichtigen Punkt werfen.

Professor Park brachte, nachdem die Familie A. sich verabschiedet hatte, nicht blos den ganzen Abend bei mir zu, sondern machte sich auch für den kommenden Tag frei, holte mich schon früh in seinem von ihm selbst gelenkten Buggy ab, um mir die schönsten Aussichtspunkte von den Höhen der herrlichen Umgegend auf die Stadt zu zeigen, dann in diese zurückkehrend, mit mir das dem südlichen Eingange des Temple-Block gegenüberliegende

Museum zu besuchen, welches neben vielen andern Merkwürdigkeiten einen übersichtlich geordneten Auszug aller Naturerzeugnisse des Landes enthält — und mich endlich in das Löwenhaus zu führen, um den Präsidenten und seine Apostel kennen zu lernen.

Wir traten in ein geräumiges, helles, mit solider Einfachheit möblirtes Zimmer, an dessen Wänden lebensgroße Brustbilder von Brigham Young und seinen Würdenträgern, nebst verschiedenen Karten und Plänen hingen. Es war das Geschäftszimmer des Präsidenten, wo er den größten Theil des Tages hindurch mit seinen Räthen arbeitet, die bei unserm Eintritt an verschiedenen Tischen über ihren Acten saßen. Er machte mir durch die schlichte, ruhige Art seines Entgegenkommens von vornherein einen gewinnenden Eindruck. Keine Phrase kam aus seinem scharfgeschnittenen Munde, keine Grimasse in sein energisches und doch freundliches Gesicht.

Ich finde mich immer leicht zurecht mit Menschen, die sich geben, wie sie sind, und das war hier der Fall, wenigstens nach meinem Gefühl. Die hochklingenden Titel der mormonischen Obern, wie Prophet, Patriarch, Bischof u. s. w., lassen leicht etwas anderes erwarten, als man in ihren Trägern findet, die alle in Kleidung und Haltung einen ganz schlicht bürgerlichen Eindruck machen, wenn auch nicht durchweg einen so guten wie ihr Oberhaupt John Taylor.

Mir einen Stuhl anbietend und gegenüber Platz nehmend, begann der Präsident: „Es hat mich sehr gefreut, von Mr. Park zu hören, daß Ihnen unsere Stadt und Umgegend so gut gefällt; ich hoffe, daß Sie auch von unserm Volke keine zu schlimme Meinung mit nach Hause nehmen werden."

„Bisjetzt habe ich nur gute Eindrücke gehabt und alle meine Erwartungen übertroffen gefunden", erwiderte ich.

„Man hat uns viel Schlimmes nachgesagt und schmäht oder bespöttelt uns noch täglich in den Zeitungen; aber wir lassen uns dadurch nicht irren, das Wohl unsers Volkes zu fördern so gut

wir können. Sie haben Ensign Peak[1] gesehen mit dem herrlichen Ausblick auf Salt-Lake-City; aber wenn Sie auch die bejammernswerthe Schar gesehen hätten, die durch das wilde Gebirge vordringend vor dreißig Jahren von Ensign Peak zuerst das Thal erblickte, wo jetzt unsere Stadt blüht, so würden Sie finden, daß wir doch etwas aus diesen Leuten gemacht haben."

Er sagte dies mit einem Anflug von Wehmuth, und es schien mir, als ob er die Worte „diese Leute" (these people) besonders betonte, auch später bei öfterer Wiederholung, gleichsam um anzudeuten, mit welchem Rohmaterial die Führer des Volks zu thun gehabt.

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß das rasche Aufblühen des Mormonenstaats viel bewundernde Anerkennung gefunden, und daß die Angriffe, welche Brigham Young erfahren habe, nur auf gewisse von ihm eingeführte Neuerungen abzielten, welche in schroffem Gegensatz ständen zu den sittlichen Anschauungen der übrigen christlichen Welt.

Er erwiderte mir in längerer Rede und sehr milder Form, was ich hier nur in ein paar kurze Sätze zusammenfassen kann:

„Unser ganzes Leben und Gedeihen wurzelt im Glauben an die göttlichen Offenbarungen, die in der Bibel enthalten sind. Dadurch allein unterscheiden wir uns von andern Völkern, die sich Christen nennen, es aber nicht mehr sind, wie wir hierzulande erfahren und unsere Sendboten es überall auf Erden gefunden, wo die Religion gefälscht wird im Dienste der Mächtigen und Reichen. Wir aber wenden uns, nach Christi Beispiel, nur an die Armen und Hülflosen, um sie aus dem Elend zu erlösen, in welchem sie sonst verkommen würden. Aus ihnen haben wir ein Volk gemacht, dessen Gedeihen man rühmt und dessen Glauben man verhöhnt, obgleich er der Nährquell unserer Wohlfahrt ist. Dieses Volk lebt nach Satzungen, welche in nichts denen der Bibel widersprechen. . . ."

---

[1] Ensign Peak ist ein die Stadt etwa 400 Fuß überragender Höhepunkt.

„Aber Sie begnügen sich mit den Offenbarungen der Bibel nicht, sondern fügen oft neue hinzu, deren Echtheit vielfache Zweifel hervorrufen", warf ich ein. Er entgegnete:

„Die Echtheit der neuen Offenbarungen wird am besten bewiesen durch ihren Einklang mit den alten. Eine uns überlieferte Offenbarung, die vor Tausenden von Jahren in einem Winkel der Alten Welt stattgefunden haben soll, könnte Zweifel erwecken, wenn sie nicht durch neue Offenbarungen zum Heile der Gläubigen bestätigt würde. Wenn die Sonne uns nicht mehr schiene, würden wir auch bezweifeln, daß sie einst unsern Vätern geleuchtet. Eine versiegte Quelle kann keinen Durstigen mehr tränken, wenn man ihm auch erzählt, daß sie vor Jahrtausenden Wasser des Lebens gesprudelt habe."

In Betreff der Frauenfrage bemerkte ein alter Apostel, die Art, wie dieselbe in Utah geregelt werde, sei doch jedenfalls der oft heillosen Maitressenwirthschaft ihrer Widersacher vorzuziehen.

Bekanntlich haben die Mormoninnen gleiche politische Rechte mit den Männern und machen sie auch bei den Wahlen geltend. Desgleichen haben sie ein eigenes Organ: „Woman's Exponent", welches von der sehr gebildeten Frau des Generals Wells redigirt wird und mir sehr lesenswerth erschien. Professor Park wollte mich bei dieser Dame einführen, wir fanden aber nur ihre ältere Tochter zu Hause, die ebenfalls mit an dem Journal arbeitet und mich bald in eine lebhafte Unterhaltung hineinzog, worin sie sich als eine eifrige Mormonin offenbarte. Ich hätte gar nicht gewagt, einer jungen Dame gegenüber den kitzeligen Punkt zu berühren, da sie mich aber selbst durch ihre Fragen dazu veranlaßte und ich nun mit aller Entschiedenheit für die Monogamie eintrat, so ergab sich ein sehr interessanter Streit zwischen uns, welcher, da keiner die Waffen strecken wollte, am folgenden Tage fortgesetzt wurde. Ich lernte bei der Gelegenheit eine blühende Schar von Freundinnen der Miß Wells kennen, die ganz den Eindruck junger, sorgfältig erzogener Aristokratinnen machten, sich aber nicht in die Debatte mischten, die überhaupt nicht zum Abschluß

kam. Es waren sehr feine, anziehende Erscheinungen darunter, die schönsten, die ich im Mormonenlande gesehen, wo dergleichen wol noch selten vorkommen.

Miß Wells gab mir eine Anzahl Aufsätze zu lesen, die von hervorragenden Mormoninnen für den „Woman's Exponent" geschrieben waren und mich belehrten, daß die Polygamie — in der Form, wie sie in Salt-Lake-City herrscht — unter den Frauen noch entschiedenere Vertheidigerinnen findet als unter den Männern. So mächtig wirkt Beispiel und Erziehung! —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

E 168 .B71 C.1
Vom Atlantischen zum Stillen O
Stanford University Libraries
3 6105 040 460 482

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004